

Zeitschrift:	Jahrbuch der Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Herausgeber:	Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Band:	- (1913)
Heft:	1
Artikel:	Entwurf eines geographischen Lesebuches für zürch. Sekundarschulen : Lesestücke
Autor:	Meier, Adolf
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-819554

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.12.2025

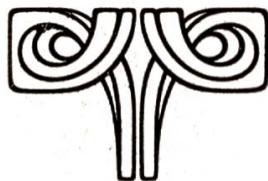
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Entwurf eines geographischen Lesebuches für zürch. Sekundarschulen

Lesestücke

Gesammelt von

**Adolf Meier, Sekundarlehrer,
Winterthur.**



Verlag:
Buchdruckerei Töss: J. Gremminger & Co.
1913

I. Europa.

1. Der Simplontunnel.

Brig, das Eingangstor zum Simplontunnel, ist eines der schmuckesten Walliser Dörfer; das schönste freilich ist der grandiose Hintergrund, gebildet von den Schneehäuptern des Monte Leone und Fletschhorns. Zwischen diesen zwei Bergen führt die Simplonstraße hinüber ins sonnige Land Italien. Arme, alte Straße, nunmehr der Vergessenheit geweiht, und doch haben sich, um dich zu erbauen, 5000 Arbeiter fünf Jahre an dir abgemüht. Sie hatte 7,000,000 Franken gekostet, was freilich wenig ist, im Vergleich zu den 85 Millionen, die der Tunnelbau verschlungen hat. Und doch war die Simplonstraße für ihre Zeit ein stolzes Werk, das Zeugnis ablegte vom Wagemut des korsischen Eroberers Napoleon I. Unstreitig gehörte sie zu den schönsten Straßen der Welt.

Am 13. August 1898 wurde der erste Spatenstich für den Simplontunnel getan. Man hoffte, im Mai 1904 fertig zu sein; aber die Schwierigkeiten stiegen so sehr, daß der Tunnel erst zwei Jahre später dem Betrieb übergeben werden konnte. Die größten Hindernisse waren auf der Südseite zu überwinden. Man stieß auf die berüchtigten „plastischen“ Felsmassen, die mit ihrer ungeheueren Last die stärksten Stahlgerüste wie Wachs durchbrachen. Die Temperatur stieg sodann ganz plötzlich von 37 auf 46, ja, nach einem weitern halben Kilometer auf 53 Grad. Die übliche Ventilation erwies sich gegen diese, mehr als tropische Hitze machtlos; erst als mächtige Maschinen fortwährend kaltes Wasser verdampften, konnte die Arbeit wieder aufgenommen werden. Dann brachen, gleich Wasserfälle, durch die angebohrten Felsen bald heiße, bald kalte Wasserbäche, die die Galerien in Wildbäche verwandelten und das Leben der Arbeiter bedrohten. Eine dieser Überschwemmungen brachte die Arbeiten auf der Schweizerseite, wo man einen wesentlichen Vorsprung erreicht hatte, zum vollständigen Stillstand. Schon hatte man die Mitte überschritten und stieg abwärts, als die ungestüm hervorbrechenden Wasserströme durch starke Eisentore abgesperrt werden mußten. Erst nach Vollendung der Durchbohrung, am 24. Februar 1905, konnten die eingeschlossenen Wassermassen entleert werden, wobei leider zwei Ingenieure ums Leben kamen. Aber noch war

man nicht am Ziel. Erst $\frac{5}{4}$ Jahre später konnte der Tunnel dem Betrieb übergeben werden; denn er mußte erweitert, ausgemauert und mit elektrischen Drähten für Kraft und Licht versehen werden. In der Mitte wurde ein kleiner Bahnhof erstellt, wo die Züge einen kurzen Aufenthalt nehmen. Es sind eigentlich zwei Galerien, die getrennt neben einander herlaufen. Der elektrische Betrieb ergab sich durch die verfügbaren bedeutenden Wasserkräfte der Rhone auf der Nord-, der Diveria auf der Südseite. So fällt der lästige, die Luft verpestende Rauch im Tunnel weg. Das südliche Ausgangstor ist bei Iselle in Italien, was in Kriegszeiten seine Gefahren hat.

Der Simplontunnel ist mit seiner Länge von 19,729 km. gegenwärtig der längste der Erde. Die andern Alpendurchstiche sind bedeutend kürzer — Mont Cenis 12,849 km., Gotthard 14,984 km., Arlberg 10,240 km. Der Grund für die beträchtliche Länge des Simplontunnels liegt in seiner geringen Höhe; die Scheitelhöhe beträgt bloß 705 m., während der Gotthard den Berg bei 1154 m. durchfährt. Die Simplonbahn ist also eine Talbahn, wodurch ihre Leistungsfähigkeit wesentlich erhöht wird. In 30 Minuten wird das Felsmassiv der Walliser Riesen durchfahren. Welch gewaltiger Gegensatz für den Reisenden, der nach halbstündiger Fahrt im Innern des Berges statt der erhabenen Firnenwelt des Wallis den sonnigen Himmel Italiens über sich sieht! Und doch, viel nachhaltigere Genüsse bietet eine Fahrt auf der alten Simplonstraße! Ja, viel Schönheit und Poesie ist verloren gegangen, seit das pustende Dampfross im Fluge durch die Alpen hindurchfährt!

Nach „livre de lecture par Mercier et Marti.“

2. Auf der Gemsjagd.

Jagderlebnis eines alten Hirten, von ihm selbst erzählt.

Es war im Herbst 1824, ich glaube drei oder vier Tage nach St. Verena, und die Jagd auf Hochwild offen, als ich mich entschloß, einmal einen Jagdzug in das wilde Erstfeldertal zu unternehmen, woselbst, wie man sagte, die Gemsen besonders zahlreich seien. Diese Gegend war mir zwar nicht bekannt; doch, was fragt ein Jäger nach dem. Wo andere jagen, glaubte ich mich auch zurecht zu finden. Gegen zehn Uhr abends erhob ich mich also ganz leise von meinem Lager, rüstete mein Jagdgerät und versah mich für einige Tage mit Mundvorrat; denn ich konnte nicht voraussehen, wie lange dieser Jagdzug dauern werde, möglicherweise mehrere Tage.

Leer, ohne Beute, wollte ich nicht heimkehren, dessen hätte ich mich geschämt. Niemand wußte oder ahnte etwas von meinem Plan, nicht einmal meine Frau, und wenn man mich hätte aufsuchen wollen, so würde man schwerlich die rechte Richtung eingeschlagen haben.

Als der Tag anbrach, befand ich mich schon hoch oben auf dem Schloßbergfirn. Es war ein klarer Morgen, auf dem Gletscher aber schneidend kalt. Hier durfte ich übrigens keine Gemsen erwarten; die waren jedenfalls noch höher, auf den Felszacken des Sonnigen, eines hinter dem Schloßbergfirn schroff ansteigenden Gebirgsstockes zu treffen und wagten sich zu dieser Jahreszeit noch nicht allzu tief ins Tal hinunter. Ich kletterte also die sehr steilen Abhänge hinan, wobei mir meine mit langen Eisenstiften beschlagenen Bergschuhe — man nennt sie hier Gräppeln — gut zu statten kamen, denn ich konnte mich vielerorts an den beinahe senkrecht aufsteigenden Felswänden kaum an einem Büschel halb dünnen Grases festhalten und die Stelle, worauf ich fußte, war oft nur ein paar Zoll breit. Eine augenblickliche Unachtsamkeit, ein Fehltritt, und ich wäre in einen Abgrund von vielen Hundert Fuß gestürzt. Oft hielt ich während meines mühsamen Steigens inne und spähte nach allen Richtungen.

Nachdem ich so volle zwei Stunden den Felsen empor gekommen, erreichte ich einen kleinen Vorsprung, der mir eine etwas freiere Aussicht zu bieten schien. Vorsichtig kroch ich auf allen Vieren vorwärts, meine geladene Flinte stets vor mir herschiebend und richtete behutsam den Kopf empor; denn an solchen Stellen, wo man Gemsen vermutet, heißt es ungemein vorsichtig sein; jede voreilige Bewegung kann den wachsamen Tieren das Nahen ihres Verfolgers verraten. Hat aber eine einzige Gemse etwas Verdächtiges gewittert, dann lebe wohl Jagdglück!

Als ich nun über den Felsrand die jenseitige Fläche überblickte — wie klopfte mir da das Herz. Kaum dreißig Schritte vor mir weideten mehrere Gemsen das bereits welkende Gras, welches gewöhnlich die nicht allzu steilen Berghänge bekleidet, ab. Sie hatten mich nicht bemerkt, denn sie verrieten durch keine Bewegung das Wittern nahender Gefahr.

Ich konnte daher in aller Ruhe meine Vorbereitungen treffen und dasjenige Tier als Ziel meiner Kugel aussuchen, welches mir am besten gefiel. Es waren wohlgezählt zwölf Stück, darunter ein Prachtsbock; ihn erkör ich. Ob der Schuß auch etwas nützen werde, war freilich nicht mit Bestimmtheit vor-

auszusehen, indem untenher eine Felswand jäh abfiel, wie hoch wußte ich noch nicht, über welche der Bock stürzen würde. Konnte ich da nicht hinabklettern, oder mich an meinem Seile hinunterlassen, so war das Tier für mich verloren, wenn es auch, woran ich keinen Augenblick zweifelte, unter meiner Kugel fiel. Indes, der Versuch mußte gewagt werden; hatte ich doch schon manche Gemse an gefährlicher Stelle geschossen und glücklich heimgebracht. Ich zielte, der Schuß krachte und die Kugel mußte gut sitzen; denn der Bock überschlug sich und stürzte richtig über den Abhang hinunter, aber er konnte nicht tief gefallen sein; denn gleich darauf hörte ich ein Aufplatschen wie das eines schweren Sackes, ich durfte also hoffen, daß ich das Tier wohl heraufbringen werde. Daß es unten liegen blieb, dessen war ich gewiß; denn der Satz, den das geschossene Tier mit ebenen Beinen in die Höhe gemacht, war ein sicheres Zeichen, dass die Kugel das Herz getroffen hatte.

Die übrigen Gemsen schauten beim Knall des Schusses auf, setzten in gewaltigen Sprüngen quer über die Felskante und waren im nächsten Augenblick verschwunden.

Mein Erstes war nun, zu untersuchen, ob und wie ich zu der angeschossenen Gemse gelangen könne; ich kletterte daher bis an den jäh abfallenden Rand des Felsens. Da sah ich meinen Gemsbock; er lag unten am Fusse des Abhangs auf einer schmalen, unebenen, mit Geröll bedeckten Fläche. Schnell war mein Entschluß gefaßt. Ich trug zwei starke Seile von je 12 m. Länge bei mir. Eilig befestigte ich das eine Ende der zusammengeknüpften Seile an der Felskante, das andere Ende band ich fest um die Hüften und ließ mich nun langsam hinuntergleiten, indem ich zugleich meine Füße auf jeden aus der Felswand hervorragenden Absatz zu stützen suchte. Ich mußte aber in meiner Freude über den gelungenen Schuß zu wenig vorsichtig zu Werke gegangen sein; das Seil, durch das Gewicht meines Körpers straff angezogen, rieb sich an den scharfen Kanten. Als ich etwa 9 m. tief unten war und eben meinen Fuß auf einen Grasbüschel setzte, wich dasselbe und durch das Verlieren des Stützpunktes fiel nun plötzlich die ganze Schwere meines Körpers auf das Seil — ein Ruck — und ich lag mit dem durchgeriebenen Strick auf meiner Gemse. Ich war nicht tief gefallen, höchstens zehn Fuß und nicht im mindesten verletzt. Welche Lage aber konnte schrecklicher sein als die meinige, wenn sich von der Felsbank, auf welcher ich mich nun befand, kein Ausweg zeigte!

Fast betäubt von diesem Gedanken sprang ich schnell auf, um die Stelle genau zu untersuchen. Meine Bestürzung steigerte sich; denn ich konnte mich bald überzeugen, daß nach der einen Seite hin eine Rettung unmöglich sei; die Fläche wurde nach dieser Richtung hin immer abschüssiger und lehnte sich endlich an eine jähre Felswand an, von wo an ein Weiterkommen nicht zu denken war.

Ich wandte mich um und eilte an meiner Gemse vorüber, um zu sehen, ob nicht nach der andern Seite hin ein Ausweg möglich sei. Der schmale Absatz zog sich dort weiter hinaus und die überhängenden Felsmassen bildeten hier eine Art Höhle, eine sogenannte Balm, da — entsetzlicher Anblick — lag vor meinen Füßen ein vollständiges menschliches Skelett! Meine Sinne schwanden; ich sank neben den Knochen nieder. Wie lange ich so dagelegen, weiß ich nicht. Als ich aus meiner Betäubung erwachte, fühlte ich erst recht das Entsetzliche meiner Lage. Hier war also auch schon jemand, wer weiß vor wie vielen Jahren, verunglückt. Wie mochte wohl dieser Mensch hieher gelangt sein? War er durch einen Sturz von der obren Felswand zu Tode gefallen, oder durch die gewaltigen Flügelschläge eines Adlers hinabgestürzt worden? Hatte er hier wohl einen raschen Tod gefunden, oder war er vielleicht — nur verletzt, erst nach längerer Zeit einem qualvollen Hungertode erlegen? — o Gott! dann durfte auch ich kein besseres Schicksal erwarten; denn gewiß hatte sich in letzterem Falle der Unglückliche auch bemüht, einen Ausweg zu finden. Ich sah bald, daß ich in der Tat auf einen völlig unzugänglichen Vorsprung geraten war, über mir und zu beiden Seiten schroffe, bandlose Felsen, vor mir grundlose Tiefe!

Auf Hülfe durfte ich also hier kaum rechnen. Die ersten Hütten hinten im Tale waren wohl drei Stunden von hier entfernt — ach, wer sollte denn zufällig in diese Einöde kommen?! Ja, wenn ich meinem Weibe und meinen Jagdgefährten etwas von dem Plane mitgeteilt, dann hätte ich hoffen dürfen, daß man mich, wenn ich in höchstens zwei Tagen nicht heimkehrte, aufsuchen und nicht ruhen würde, bis man mich gefunden, und so lange hätte ich's schon aushalten können; aber keine Seele ahnte, daß ich auf diese Seite hin gezogen, woher sollte mir also Hülfe kommen? — O, wenn nicht der Himmel sich meiner erbarmte, so stand mir der schrecklichste Tod bevor, der sich denken läßt!

Es trieb mich, nach den Umständen zu forschen, die das Unglück meines schon längst hingeschiedenen Gefährten herbeigeführt haben konnte.

Nach der Lage des Skelettes war nicht zu schließen, daß der Verunglückte — ein Jäger war er ohne Zweifel — gerade so, wie er vom Felsen gestürzt, liegen geblieben sei; denn ein Blick aufwärts ließ erkennen, daß er, wenn er an dieser Stelle abgestürzt, weiter gegen den Felsrand hinaus gefallen sein würde. Es war daher anzunehmen, daß er an einem andern Ort auf diesen Vorsprung hinuntergestürzt, hier noch umhergegangen, einen Ausweg gesucht, und da er einen solchen nicht gefunden, endlich hier dem Hunger und der Entkräftung erlegen sei. Diese Annahme bestätigte sich, als ich nach weiterm Umschauen nicht weit entfernt eine Flinte an der Felswand lehnen sah und daneben die lederne Jagdtasche erblickte, in der ein halb gefülltes Pulverhorn und fünf Kugeln lagen. Neben der Tasche fand ich noch ein Messer mit doppelter, vom Rost ziemlich zerfressener Klinge, auf dem beinernen Heft aber waren die Buchstaben A. G. nebst der Jahreszahl 1743 zu lesen. Beim Skelett fand ich ferner eine kleine messingene Medaille mit den Bildnissen der Muttergottes und des heiligen Antonius, wenn auch etwas mit Grünspan bedeckt, so doch gut erhalten. Von der Kleidung waren nur noch Stücke vom Schuhwerk und von einem ledernen Gürtel vorhanden.

Versetzt Euch nun in die schreckliche Lage, in der ich mich befand! Ein langsamer gräßlicher Hungertod war mein gewisses Los! Unbekannt sollten meine Gebeine hier in dieser Einöde zerfallen und daheim harrte ein liebend Weib in qualvollster Sorge auf meine Rückkehr; nicht einmal den Ort sollte es erfahren, wo ich meiner Leidenschaft zum Opfer gefallen!

Mehr als einmal trat die Versuchung an mich heran, durch einen Sturz über die Felswand alle Ungewißheit zu enden und mir die Qualen eines langsam heranschleichenden Todes zu ersparen. Ein Augenblick — und alle Furcht und alles Leiden wäre vorbei!

Aber ich erhob meine Gedanken zu Gott, ohne dessen Willen ja kein Haar von unserm Haupte fällt, und bat inbrünstig um Kraft und Beistand in allen Leiden und Versuchungen, denen ich entgegenging. Durch das Gebet beruhigt, beschloß ich auszuhalten wie mein früherer Unglücksgenosse und bereitete mich, wenn auch mit unsäglich schwerem Herzen, so doch ergeben in Gottes unerforschlichen Ratschluß als Christ zum Tode vor. Daß ich überhaupt noch gerettet werde, hielt ich, wenn nicht für unmöglich, so doch für höchst unwahrscheinlich.

Indessen war die Sonne hinter den Eiszacken verschwunden. Mit Wehmut betrachtete ich die im prachtvollen Alpen-

glühen strahlenden Eisgebirge. Rasch hob sich der Schatten aus den Tälern und die Nacht brach an — die schrecklichste, die ich je erlebt habe. Es war bitter kalt, ich ging beständig auf meiner Felsenterrasse auf und ab, um nicht an allen Gliedern steif zu werden. Welche Gedanken, welche Gefühle während diesen fürchterlichen Stunden meine bange Seele durchzogen und quälten, vermag ich nicht zu schildern. Ja, diese einzige Nacht reichte hin, meine Haare zu bleichen; so unglaublich dies auch scheinen mag, es ist Tatsache.

Endlich, endlich begann es zu dämmern, der Morgen brach an und ach, mit bittern Tränen begrüßte ich den jungen Tag, den herrlichen Aufgang der Sonne, die mit ihren erwärmenden Strahlen meinen fröstelnden Leib neu belebte. Ein unbestimmtes Gefühl von Hoffnung regte sich in mir, obschon ich nicht einsah, was zu meiner Rettung geschehen könnte. „Ist denn dem lieben Herrgott etwas unmöglich; findet er nicht Mittel und Wege genug, mich zu retten, wenn es sein Wille ist?“ so sprach ich mir selbst Mut und Hoffnung zu. Ich wurde wieder gefaßter und ruhiger. Da, plötzlich, wie von oben herab, kam mir der Gedanke: Wenn ich auf irgend eine Art gerettet werden sollte, so will ich den Schädel des hier Verunglückten mitnehmen und ihm an geweihter Stätte ein Ruheplatzchen verschaffen. Ich gelobte es, und, wunderbar? als wäre meine Rettung von der Ablegung dieses Versprechens abhängig gewesen, vernahm ich im nämlichen Augenblick ein helles Jauchzen, gar nicht weit von mir entfernt! Vorstehende Felszacken verwehrten mir die freie Aussicht gegen diejenige Seite hin, von welcher der Ruf herkam. Wie mir da zu Mute war, als ich die Stimme vernahm, könnt Ihr Euch schwerlich vorstellen. Voll Freude ließ auch ich einen tüchtigen Jauchzer erschallen, der sofort erwidert wurde. Ich rief nun mit angestrengter Stimme um Hülfe und vernahm bald aus dem Zurufe, daß ich verstanden worden sei. Nun warf ich mich auf die Kniee nieder und dankte Gott unter heißen Tränen für die unverhoffte Rettung.

Es dauerte nicht lange, so erschien mein Retter oben an der Felswand, wo mein Gewehr und meine Jagdtasche lagen. Es war ein fünfzehnjähriger Knabe, der einige verlorene Ziegen gesucht hatte und eben, da er sie wiederfand, den für mich so bedeutungsvollen Freudenruf erschallen ließ. Mit wenigen Worten hatte ich ihm mein Mißgeschick erzählt. Er allein konnte mich zwar nicht retten, indem er kein Seil bei sich hatte und auch ohnedies hiefür zu schwach gewesen wäre.

Er erbot sich aber, so schnell wie möglich nach Hause zu eilen, um Vater und Bruder zu holen. Da ich seit mehr als 24 Stunden nichts mehr genossen, ersuchte ich ihn, meine Jagdtasche zu öffnen und mir ein Stück Brot und Käse zuzuwenden, was auch bereitwilligst geschah. Nachdem mir der junge Hirte noch die Versicherung gegeben hatte, in höchstens sechs Stunden mit der versprochenen Hilfe wieder zur Stelle zu sein, eilte er so rasch wie möglich heimwärts.

Das war freilich ein verschiedenes Warten, das von heute und das von gestern!

Ich genoß nun frohen Mutes mein Frühstück; dann machte ich mich daran, die Gemse, an die ich in meiner Bekümmernis gar nicht mehr gedacht hatte, auszuweiden; denn ich mochte sie, die mich in so große Not und Gefahr gebracht, nun doch nicht zurücklassen. Über dieser Beschäftigung verging mir die Zeit schnell, und noch ehe ich es erwartete, vernahm ich den Ruf meiner Retter. Bald waren sie zur Stelle.

Sie hatten starke Lederseile mitgebracht, wie sie die Wildheuer brauchen, wenn sie das gesammelte Heu heimholen und es, was häufig vorkommt, über Felswände herablassen müssen.

Ein solches Seil wurde mir hinabgelassen; ich befestigte erst die ausgeweidete Gemse an demselben und mit Leichtigkeit wurde dieselbe hinaufgezogen. Zum zweitenmale kam das Seil und ich ließ nun das Gewehr samt Jagdtasche des Verunglückten die Luftfahrt nach oben machen; das Messer und die Medaille hatte ich zu mir gesteckt. Eingedenk meines Gelübdes nahm ich den Schädel, knüpfte mich selbst an das mittlerweilen zum drittenmale herabgelassene Seil fest und wurde nun mit vereinter Kraft von den Dreien aus meiner grauenvollen Lage befreit. Innig drückte ich den wackern Leuten die Hand. Noch einen Blick sandte ich hinab auf die Stätte, wo ich innert kurzer Zeit so schwer gelitten hatte, und dann brachen wir fröhlich auf. Der ältere Sohn lud sich die Gemse auf den Rücken, der Vater trug die beiden Jagdtaschen und der junge Ziegenhirte das alte Gewehr; ich folgte ihnen mit meiner Flinte über der Schulter und dem Totenkopf in der Hand.

Gegen Abend langten wir in einem kleinen Berghause, der Heimat meiner Retter, an. Auf ihre freundlichen Bitten blieb ich die Nacht bei ihnen. Bis gegen Mitternacht saßen wir zusammen und erzählten einander allerlei Erlebnisse und Abenteuer. Ich zeigte die aufgefondene Medaille und das Messer vor. Nach einigem Besinnen sagte der Vater: „Nun ist mir

klar: der Verunglückte, dessen Gebeine Ihr aufgefunden habt, war niemand anders als der alte Gemsjäger Ambros Gamma von hier, der im Jahre 1773, also vor 51 Jahren auf die Jagd ging und nicht mehr zurückkehrte. Ich habe meinen Vater oft von ihm erzählen hören, Man hatte damals vermutet, er sei in irgend eine Eisspalte des Schloßberggletschers gestürzt, und hielt deshalb jede weitere Nachforschung für unnütz. Gott tröste ihn!“

Am andern Morgen dankte ich nochmals herzlich für die Rettung, sowie für die genossene Gastfreundschaft und nahm Abschied. Das Fleisch der Gemse ließ ich als kleine Erkenntlichkeit zurück; den Kopf aber und das hübsche Fell nahm ich mit. Als ich nach Erstfeld kam, begab ich mich unverzüglich zum dortigen Herrn Pfarrer, meldete ihm den Vorfall und mein Gelübde und übergab ihm den Schädel und zugleich einen alten Franken, damit er für die Ruhe des Verunglückten eine Messe lesen möge. Der würdige Geistliche nahm beides in Empfang und trug den Totenkopf ins Beinhaus. Dort legte er ihn mit einer Inschrift, welche über die Auffindung desselben Kunde gab, in ein kleines Kästchen.

So war nun mein Versprechen gelöst und ich eilte hierauf unverzüglich nach Hause, um mein liebes Weib, welches diese Tage im bittersten Kummer zugebracht hatte, zu trösten.

Dies war mein letzter Jagdzug, an den ich — selbst wenn ich hundert Jahre alt würde — stets mit Grausen denke, und der mich für immer von der tief gewurzelten Leidenschaft zur Gemsjagd befreite. Die Medaille, die habe ich noch; ich trage sie seit jener Begebenheit beständig am Halse und werde dafür sorgen, daß man sie mir dereinst mit ins Grab gibt.

Hermann Säger. Aus „Erinnerungen aus dem Maderanertal“.

3. Die Hallig.

I.

An der Westküste von Schleswig finden sich, umflutet von den Wogen der Nordsee, mehrere Inseln, die als Überreste einer zusammenhängenden Landstrecke, welche dem Meere zum Raube geworden ist, den Bewohnern des festen Küstenlandes daran erinnern, sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln der Fluten zu erwehren.

Die größeren dieser Eilande sind teils durch Deiche (künstliche Dämme), teils durch Dünen (natürliche Höhen von Meersand) vor den Wogen geschützt, die, täglich mit Flut und Ebbe kommend und gehend, immer neue Versuche zu machen

scheinen, die letzten Brocken ihres großen Raubes in den gierigen Schlund des Meeres hinunterzuziehen. Bei der Ebbe geht die See so weit zurück, daß ein meilenweiter Schlickgrund bloßgelegt wird, der noch in kräuselnden Zügen das Bild der Wogen darstellt, die ihn vor wenigen Stunden überfluteten. Einzelne Rinnen und andere Senkungen werden aber auch dann nicht wasserleer und es winden sich um die Inseln sogenannte Tiefen, welche auch bei der hohlsten Ebbe unüberschreitbare Grenzen bilden. Nur einzelne kleinere Eilande erfreuen sich beim Rückgang des Meeres einer kurzen Gemeinschaft miteinander oder mit dem festen Lande, auch ohne das umständliche Mittel der Schiffahrt; aber wehe dem Wanderer, der zuviel dem trügerischen Riesen vertraute! Dieser kehrt oft mit ungewöhnlicher Schnelligkeit zurück, führt den Nebel mit als Bundesgenossen, und der Schlickläufer, so nennt man den, welcher die Ebbe zu größeren Wanderungen benutzt, sieht das heimische Gestade vor seinen Blicken verschwinden, er fühlt die Flut um seine Füße spielen, Entsetzen sträubt sein Haar bei diesem Spiel, er eilt mit Todesangst vorwärts, die schon ganz gefüllten Rinnen versperren seinen Weg, er wendet sich seitwärts, um sie zu umgehen, er verliert dadurch seine Richtung, läuft hin und her, ist gefangen ohne Auswege, und mit jedem Augenblick kriecht die Flut höher an ihn hinan, sein Geschrei verhallt in der großen, weiten Wasserwüste und wird zuletzt von den ihn überraschenden Wogen ganz erstickt, die bald seine Leiche bedecken, denn ein tief-flutendes Meer ist da, wo noch vor kurzem die Fußstapfen des Armen sichtbar waren.

Im Gegensatz der größeren, durch Deiche und Dünen gesicherten Inseln werden die kleineren Eilande Halligen genannt. Eine solche Hallig ist ein flaches Grasfeld, das kaum 1 m höher liegt, als der Strand bei gewöhnlicher Flut des Meeres, und daher, weder durch Kunst noch durch Natur beschützt, sehr oft, und besonders in den Wintermonaten sogar wohl zweimal an einem Tage, von der wogenden See überschwemmt wird. Die bedeutendsten dieser Halligen sind noch keine 25 km² groß; die kleineren, oft nur von einer Familie bewohnten, kaum ein paar tausend Fuß lang und breit; die kleinsten und unbewohnten dienen nur dazu, ein wenig kurzes und feines Heu zu gewinnen, das aber sehr oft, ehe es geborgen werden kann, von den Fluten weggespült wird.

Auf künstlichen Erderhöhungen oder Werften stehen die einzelnen Wohnungen, die selten mehr Raum auf der sich

schräge absenkenden Höhe lassen, als zu einem schmalen Gang um die Hütte erforderlich ist. Daher trifft man denn auch auf fast allen Halligen keinen Fleck Gartenland für ein wenig Gemüse, keinen einzigen Strauch mit einer erquickenden Beere, keinen Baum zu einem Ruheplatz im Schatten. Auf der Ebene sproßt der Überschwemmung wegen kein fröhliches Gewächs, keine nährende Frucht. Sie ist eine Wüste, die freilich durch ihr fahles Grün, das noch dazu vielfaeh von schmutziggrauen Stellen unterbrochen wird, andeutet, wie das genügsame Schaf hier wohl seine spärliche Nahrung finden mag. Mit dem Trinkwasser ist es schlimm bestellt. Auf der Werft wird ein Behältnis ausgegraben; dahin mag sich Regenwasser von oben her sammeln oder von den Seiten durchsickern; es dient den Schafen zur Tränke und ihren Herren zur Bereitung ihres Tees, obwohl es von dem mit Meersalzteilen durchdrungenen Boden den widerlichsten Geschmack angenommen hat, der es für den nicht daran Gewöhnten ungenießbar macht. Vielleicht bringt gar einmal ein Boot ein Tönnchen Wasser mit vom festen Lande, und in Zeiten der Dürre kann solche Zufuhr zur dringendsten Notwendigkeit werden.

Eine Freude hat doch wohl der Halligbewohner: das muntere Treiben eines täglichen und reichen Fischfangs? Nein nicht einmal den schönen Anblick eines in hellen, grünlichen Wellen flutenden Meeres hat er, ein widriges, trübes Gelb in Grau ist die gewöhnliche Farbe der Gewässer um ihn her, und vor dem Aufenthalt in einer Meeresstrecke, die bei der Ebbe stundenweit ihren Schlamm Boden aufdeckt, hüten sich die Fische und überlassen gern dem Seehund und der häßlichen Roche allein das wenig einladende Gebiet. Und dies Meer ist noch dazu fortwährend ein Räuber, der bald mit langsamer, still untergrabender Macht, bald mit wildstürmender Gewalt ein Stück Land nach dem andern von dem Eilande abbricht, so daß der Halligbewohner schon die Jahre zählen kann, wann den Hütten und den Herden der letzte Raum genommen sein wird. Doch glücklich die Hallig, wenn hiermit ihr Bild vollständig gezeichnet wäre! Aber es bleibt noch eine furchtbare Seite übrig. Zur Gewohnheit sind die Überschwemmungen geworden, die, alles flache Land überwogend, an die Werft hinaufsteigen und an die Mauern und Fenster der Hütten mit ihrem weißen Schaum anschlagen. Da blicken denn diese Wohnungen aus der weiten, umrollenden Wasserfülle nur noch als Strohdächer hervor, von denen man nicht glaubt, daß sie menschliche Wesen bergen, daß Greise, Männer, Frauen und

Kinder unterdessen vielleicht ruhig um ihren Teetisch sitzen und kaum einen flüchtigen Blick auf den umdrängenden Ozean werfen. Manch ein fremdes, aus seiner Bahn verschlagenes Schiff segelte schon in solchen Zeiten bei nächtlicher Weile über eine Hallig weg, und die erstaunten Seeleute glaubten sich von Zaubereien umgeben, wenn sie auf einmal neben sich ein freundliches Kerzenlicht durch die hellen Fenster einer Stube schimmern sahen, die, halb von den Wellen bedeckt, keinen andern Grund als die Wellen zu haben schien. Aber es bricht der Sturm zugleich mit der Flut auf das bange Eiland ein. Die Wasser steigen gegen 6—7 m. über ihren gewöhnlichen Stand hinaus. Die Wogen dehnen sich zu Berg und Tal, und das Meer sendet in immer neuen, langen Zügen seine volle, breite Gewalt gegen die einzelnen Werften, um sie aus seiner Bahn wegzuschieben. Der Erdhügel, der nur eine Zeit lang zitternd widerstand, gibt nach; bei den unausgesetzten Angriffen bricht ein Stück nach dem andern ab und schießt hinunter. Die Pfosten des Hauses, welche die Vorsicht ebenso tief in die Werft hineinsenkt, als sie darüber hervorstehen, werden dadurch gelockert; das Meer faßt sie, rüttelt sie. Der erschreckte Bewohner des Hauses rettet erst seine besten Schafe hinauf auf den Boden, dann sieht er selbst nach; und hohe Zeit war es. Denn schon stürzen die Mauern, und nur noch einzelne Ständer halten den schwankenden Dachboden, die letzte Zuflucht. Mit furchtbarem Siegesübermut schalten nun die Wogen in dem untern Teil des Hauses, sie werfen Schränke, Kisten, Betten, Wiegen mit wildem Spiel durcheinander, schlagen sich im freien Durchgang, um alles hinauszureißen auf den weiteren Tummelplatz ihrer unbändigen Kraft und der Stützpunkte des Daches werden immer weniger. Ängstlich lauscht das Ohr der unglücklichen Bewohner, ob nicht das Brausen des Sturmes abnehme. — Die Bretter unter ihren Füßen werden von der drängenden Flut gehoben; aus allen Fugen quellen die Wasser auf; das Dach wird durchlöchert vom Wogensturz. Da kracht ein Balken. Ein furchtbarer Schreckruf! Noch eine martervolle Minute! Der Dachboden senkt sich nach einer Seite; ein neuer Flutenberg schäumt herauf und im Sturmgeheul verhallt der letzte Todesschrei. Die triumphierenden Wogen schleudern sich einander Trümmer und Leichen zu.

Dennoch liebt der Halligbewohner seine Heimat; liebt sie über alles, und der aus der Sturmflut Gerettete baut sich nirgends sonst wieder an als auf dem Fleck, wo er alles verlor

und wo er in kurzem wieder alles, und sein Leben mit, verlieren kann.

II.

Auf der Rückfahrt nach der Hallig mußte das Schiff anfangs mit widrigen Winden kämpfen; später trat eine völlige Windstille ein, und eine Viertelstunde vom Ziele wurde Anker geworfen, da auch die Ebbe dazu kam, die kein Weiterkommen selbst bei günstigem Winde gestattet hätte. Noch war es heller Nachmittag und klar lagen die einzelnen Wohnungen der Hallig vor dem Blicke der ungern Verweilenden. Das Schiff stand bald ganz auf dem Trockenen, und es schien so leicht, die kurze Strecke zum Ufer zu Fuß zu machen. Sollte auch hie und da ein bißchen in dem weichen Schlamm gewatet, oder eine und die andere Wasserrinne übersprungen werden müssen, so kam man doch vor Abend nach Hause. Die beiden Schiffer hatten nichts dagegen, ihr Fahrzeug bis zur nächsten Ebbe liegen zu lassen, wie sie dies schon oft getan, und so traten denn die vier Reisegenossen ihren Weg zur Hallig an. Freilich hätten die vielen Unglücksfälle, welche durch dies sogenannte Schlicklaufen herbeigeführt werden, sie abhalten sollen, aber die Luft war so heiter, das Land so nahe, woher denn Gefahr? Letztere sollte jedoch nicht lange auf sich warten lassen. Nach kaum zehn Minuten standen die Wanderer schon ratlos und angstvoll da, und wußten nicht mehr, wohin sie die Schritte wenden sollten, ob rückwärts, ob vorwärts. Ein dicker Nebel, der urplötzlich, man wußte nicht, ob von oben herab, oder von unten heraufgestiegen kam, lagerte sich um sie her. Die Nebel oder Seedünste sind oft nicht höher als 2—3 m. und es kann vorkommen, daß man vom Schiffe aus mit den Leuten am Ufer reden kann, ohne daß man auch nur das geringste mehr hätte sehen können als deren Köpfe, die im hellsten Lichte auf der grauen, undurchdringlichen Masse gleichsam schwimmen.

Sobald der Nebel aufkam, wandten sich aller Blicke unwillkürlich auf das Schiff zurück. Wenn nur noch irgend etwas zu sehen gewesen wäre! Aber die weiter als drei Schritte von einander standen, waren ja schon nicht mehr für einander da und mußten sich durch Rufen zusammenfinden. — Man beriet, was zu tun wäre. Der Schluß der Beratung fiel dahin aus, vorwärts zu gehen, weil die freilich entferntere Hallig sich doch in diesem Nebelmeer wahrscheinlicher treffen ließ, als das nahe, aber leicht zu verfehlende Schiff.

Welche Umwege aber wurden in der dichten Nebelhülle gemacht, die bei heller Witterung leicht hätten vermieden

werden können! Vielleicht war der Übergang über eine Rinne nur ein paar m. weiter rechts oder links, und eine halbe Stunde wurde vergeudet, um ihn aufzufinden. Zuletzt mußten sich die vier Leidensgefährten anfassen, um nicht durch die graue Wand, die zwischen ihnen jetzt schon bei der Entfernung von auch nur einem Schritt voneinander aufgetürmt war, getrennt zu werden. Bisher wurden nur wenige durch die Umstände gebotene Worte gesprochen. Jeder ging still, sich seinen trüben Gedanken überlassend, hinter dem andern her. Aber nicht lange, da tönte die Schreckensfrage von Mund zu Mund: „Wohin sollen wir uns wenden?“ Die sich widersprechenden Antworten zeigten nur zu gewiß, daß man sich auf keine Antwort mehr unbedingt verlassen konnte. Die Richtung ward nun allen zweifelhaft. Denn die zu machenden Wendungen und Krümmungen waren immer verschlungener; — und, unheilbringendes Zeichen! Die Rinnen wurden allmählich breiter, füllten sich immer mehr mit Wassēr, kein Zweifel, es nahte die Flut. Sie merkten sich auch schon von ihren verstrickten Netzen umschlossen; denn wohin sie sich wandten, stießen sie auf ihre Gänge, wohin sie sich wandten, folgte sie ihnen nach und bald spülten die Wasser allenthalben um die Füße der gejagten Beute.

Ein neuer Versuch vorwärtszudringen wurde gemacht aber schnell wieder aufgegeben, als der Führer des Zuges plötzlich bis über die Achsel in eine Tiefe versank, aus der er nur mit Mühe herausgezogen werden konnte. Jetzt blieb nichts anderes übrig, als auf dem Platze, wo man sich befand, stehen zu bleiben und sich in voller Hülfflosigkeit der Macht des immer höher schwelenden Ozeans zu überlassen. Die Wasser aber rauschten heran, heran; eine Woge legte sich über die andere hin und mit jeder Woge lief eine Sekunde ab von der kurzen, den Armen noch zugemessenen Lebensstunde. Der Nebel sank endlich völlig und begrub seine feuchten Dünste in die Flut. Die Dunkelheit jedoch verbarg das Schiff. Doch da, da und wieder da! „Das sind die Lichter der Heimat! Schließt euere Rechnung schneller, Unglückliche, die Lichter der Heimat werden zu Lampen für die Toten hingestellt. Wie seid ihr irregegangen!“ — Jene Lichter zeigten den Unglücklichen, daß sie wenigstens dreimal weiter von der Heimat entfernt waren, als in jenem Augenblick, da sie das Schiff verließen.

Kein Ruf dringt hinüber zu der fernen Küste; ja könnte ein Ruf hinüberdringen, kein Boot, und würde es auch noch

so rüstig getrieben, vermag die Verzweifelnden zu erreichen, ehe noch das Meer mit ihren Leichen spielt. „Herr in deine Hände!“ da — da scholl ein mächtiger Ruf über die Wasser hin und durchzuckte die Seelen derer, die schon jede Lebenshoffnung aufgegeben, wie ein Auferstehungsgruß. Aber eine lange Minute voll Entzücken und voll Angst ging darüber hin. ehe sie zu antworten vermochten. Endlich riß sich mit der furchtbarsten Anstrengung aus jeder Brust ein Schrei los, der weithin gellte, und der, da das Band der Zungen einmal gelöst war, fast ununterbrochen fortdauerte, ja immer stärker wurde, je näher die Antworten tönten. Und nun hob es sich dort wie eine schwarze Woge und rauschte heran ein Boot, getrieben von starken Ruderschlägen. Ein wirres Jauchzen klang herüber, hinüber. Schauer des höchsten Entzückens rieselten durch die Gebeine der dem Leben Wiedergegebenen. In sehnsüchtiger Erwartung streckten sie schon von fern ihre Arme dem Nachen entgegen, der, von der begeisterten Kraft seiner Ruderer getrieben, je näher dem Ziel mit desto rascherem Fluge durch die Wellen schäumte. Jetzt war er bei ihnen. Der Freudenruf der Retter verschmolz mit dem Jubel der Geretteten, und bald trug das eben im letzten Augenblick Erlösung bringende Boot froh die dem Meere entrissenen Opfer dem heimatlichen Herde zu.

Aus „Die Hallig“ oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee von J. C. Biernatzki.
Herausgegeben von Paul Ernst, Berlin.

4. Die norddeutsche Heide.

Obgleich die Heide immer mehr der Kultur weichen muß, so nimmt sie im nordwestlichen Deutschland doch noch weite Flächen ein. Der Ahlhorner Heide wollen wir heute einen Besuch abstatten. Wir wandern bald auf einer unbegrenzten Ebene, auf einem sandigen, scheinbar nur mit dem Heidekraut bewachsenen Boden. Das Heidekraut gibt dem Heideland seinen Charakter. Diese überaus beständige, gesellig lebende Pflanze begnügt sich mit dem allerdürftigsten Boden der Welt und hilft ihn sogar bilden. — Aber die Heide ist nicht so traurig öde und langweilig, wie sie früher meist geschildert wurde. Sie erscheint nicht wie eine einförmige, tote Ebene, sondern wie ein bewegtes Meer mit Wellenbergen — und Tälern. Die in sanften Linien sich hebenden und senkenden Bodenwellen ziehen sich blaudämmernd bis zum fernen Horizont und sind überall mit brauner Heide bewachsen; nur stellenweise erblicken wir weissen Flugsand, der Dünen und Sandwehen

bildet, auf denen unzählige kleine graue, rote, schwarze und weiße Steinchen in allerlei Formen wie Edelsteine im Sonnen-glanze schimmern. Der wellenförmige Boden sieht aus wie festgewordenes Meer, ist doch in der Tat die ganze nordwest-deutsche Tiefebene vom Meere angeschwemmtes Sand, gleich-sam eine große Sandtorte, in der die eratischen Granitblöcke und das kleinere Steingerölle, die Moränen der Eiszeit, die Rosinen und Korinthen bilden. Hin und wieder gewähren dunkle Föhrengebüsche dem Auge einen erwünschten Ruhe-punkt. Im ganzen macht die Heide einen ernsten, wehmüti-gen Eindruck auf den einsamen Wanderer. Kein menschlicher Gesang, kein munteres Lachen und Scherzen erschallt: die Menschen sind still und ernst wie die Natur, in der sie leben. Kirchenstille umfängt die einsamen grauen Hünesteine, die uns schon aus der Ferne grüßen. Die ganze Heide ist gleich-sam ein großer Heidenkirchhof. Nur selten erblicken wir im Weiterwandern ein stilles Gehöft, nur selten ein wallendes Kornfeld, nirgends eine belebte Straße. Die Wege kommen und verlieren sich plötzlich wie Steppenflüsse, man weiß nicht woher noch wohin sie führen. Die liebgrüne „Magetheide“ (Mädchenheide) wie sie kosend genannt wird, ist eine von der Kultur noch reine, unentweihte, ursprüngliche Natur.

Der Boden ist mit grauen Moosen und Flechten bewachsen, die nach und nach eine dünne Humusschicht über dem Sand gebildet haben, auf der nun die zierlichen Heidekräuter ge-deihen können. Wie lieblich sind sie in der Blütezeit, wenn sie mit ihren zartrötlichen dichten Ähren warme schimmernde Abendrottinten über die weite Fläche ausgießen. Zumal am Spätabend, wenn durch Wolkenspalten und dunkles Kiefern-gebüscht die hochroten Strahlen der untersinkenden Sonne schräg über die Heide blitzen, sieht es manchmal aus, als ob diese im brillantesten bengalischen Feuer stünde. Ist es nicht als hätte die Heide einen kostbaren Königsmantel umgeschlagen. Weiterhin im Süden (Lüneburg) ist der hohe, immergrüne, zypressenartige Wacholder, ein höchst malerischer Schmuck der Heide. Stumm und unbeweglich, wie sein Wesen ist, bringt er etwas feierliches, eine geheimnisvolle Tempelstille in die wie verzauberte Landschaft. — Zumal auf den alt-germanischen Hügel- oder Urnengräbern hebt er sich manch-mal im Abendschimmer oder im fahlen Mondlichte gespenstisch hervor.

Aus „Über Land und Meer“ 1909, Nr. 49
von Franz Poppe.

5. Die Hünengräber in der norddeutschen Heide.

Es sind hauptsächlich drei Gruppen von Hünensteinen, wie man sie großartiger wohl nirgends erblickt, die in der norddeutschen Heide unser volles Interesse in Anspruch nehmen: die „Visbecker Braut“, der „Visbecker Bräutigam“ und der Heidenopfertisch. Das sind uralte Begräbnisplätze aus dem Steinzeitalter (1000—2000 v. Chr.)

Zunächst die „Visbecker Braut“. Der Eingang dieses Denkmals, das auf einer niedrigen Erhöhung von Erde liegt, wird durch fast 2 m. hohe Granitblöcke gebildet. Am andern Ende erheben sich mehrere ähnliche, noch höhere spitzzulaufende Steine, welche aus der Ferne das Ansehen kleiner Pyramiden gewähren. Auf der hundert Schritt langen Erhöhung bilden zirka achtzig zum Teil versunkene oder umgestürzte Steine einen Gang. Sie sind das Gehege einer länglich vierkantigen Grabkammer, die aus elf großen platten Steinblöcken gebildet wird, von den die Decksteine herabgewälzt sind.

Wir treffen auf unserer Wanderung auch einen geöffneten geräumigen Hünenkeller, die sogenannten „Kellersteine“, der in einem aufgeworfenen Hügel liegt und aus großen Steinplatten gebildet wird. Wenigstens 12 Mann könnten darin Platz finden. Wie verwitterte Riesenschädel, deren Schläfe mit den langen krausen Locken der Bartflechte eingefasst sind, ragen die großen Granitblöcke hin und wieder aus der Heide empor.

Der „Visbecker Bräutigam“ liegt ebenfalls in einer mit einem Wall umschlossenen Föhrenanpflanzung. Eine wahre Verschwendug hat man hier mit den großen Findlingsblöcken getrieben; denn noch viele andere Denkmäler befinden sich in nächster Nähe in demselben Föhrengebüsch.

Die Benennung „Visbecker Bräutigam- und Braut“ steht mit folgender hübscher Volkssage in Verbindung: Vor vielen, vielen Jahren zog einmal durch die Heide eine Schar fröhlicher Brautleute. Sie kamen von einem nahen Heidedorfe und wollten nach Visbeck. Lustige Musikanten geigten und bliesen ihnen voran und alle sangen und jubelten, und die bunten Bänder an den Mützen und Hüten des Gefolges flatterten im hellen Sonnenschein. Nur die Braut im Myrtenkranz war stumm und traurig und helle Tränen feuchteten ihre Augen, sollte sie doch gegen ihren Willen einen reichen Bauernsohn aus Visbeck heiraten. Als sie nun von Ferne

den Kirchturm von Visbeck erblickte, sprach sie seufzend: „Möge der gütige Himmel mich lieber hier in Stein umwandeln.“ Plötzlich wurde es totenstill in der weiten Heide und sowohl die Braut mit ihrem Gefolge, als auch der Bräutigam mit dem seinigen, der ihr von Visbeck entgegenkam, erstarrten und wurden zu Stein. Die grünen Kränze und die bunten Bänder der Hochzeitsleute aber wurden zu Flecken und Moosen, mit denen noch jetzt die Steine überzogen sind.

Auch der „Heidenopfertisch“ ist eine teilweise zerstörte Steingrotte, ein Grabmal. Höchst malerisch liegt er unter fünf großen Eichen und besteht aus einer ungeheuren Granitplatte von $14\frac{1}{2}$ m im Umfang, die auf acht Tragsteinen ruht. Das Gewicht der Platte lässt sich annähernd auf 86 500 kg berechnen, so daß weit über 100 Pferdekräfte erforderlich sein würden, den Steinkoloß von der Stelle zu schaffen.

Daß die Hünengräber nur Gräber von Häuptlingen, Fürsten, Herzogen, überhaupt von hervorragenden Personen waren, die sich durch ihre Heldenataten berühmt gemacht hatten, dafür spricht ihre Großartigkeit.

Es sind Steine der Macht, Steine des Ruhmes, wie sie in Osians Gesängen schön und bezeichnend genannt werden. Gewiß sind sie von einem ganzen, dankbaren Volke zu Ehren seiner Helden errichtet worden, während man die Angehörigen und Diener in nahegelegenen Grabhöhlen und das Volk in den gewöhnlichen Grab- oder Urnenhügeln beisetzte. —

Aus „Über Land und Meer“ 1909, Nr. 49
von Franz Poppe.

Hünengräber.

Ernst Heußer.

Im grünen Eichkamp auf trutzigen Höh'n
Wo die Nebelwolken, die grauen,
Mit feuchtem Odem vorüberweh'n,
Sind Hünengräber zu schauen.
Da schmiegt sich der Ginster auf bröckelnder Lei
An des Heidekrauts dunklen Nacken
Und der Habicht kreiset mit heiserem Schrei
Hoch über dem Felsenzacken.

Hier deckt die Erde manch' tapfern Held,
Der Brust an Brust einst gerungen,
Mit wuchtigen Streichen die Feinde gefällt
Und kühn die Streitaxt geschwungen.

Da bebte der Boden, gepeitscht vom Huf
Der Rosse, da krachten die Schilde,
Da klang der Führer gewaltiger Ruf
Durch weite Gefilde.

Da floß in rauchenden Strömen das Blut,
Als stünde das Weltall in Flammen,
Und in den Fluten und der Glut,
Da stürzten die Reiche zusammen.

Heut spielt die Frühlingssonne im Ried,
Die Blätter raunen ganz leise
Sich zu ein halb verklungenes Lied
In märchenhaft seltsamer Weise:
Wenn nahet der Herbst mit dem Reife der Nacht
Und den prasselnden Hagelschlossen,
Dann pocht's an die Gräber, dann ruft es: Erwacht,
Erwacht Ihr Kampfesgenossen!
Und die Toten im Grunde beleben sich,
Da hilft kein Zaudern, hilft kein Säumen,
Und die Riesenleiber heben sich,
Und die Rosse wiehern und schäumen,
Sie jagen dahin in raschem Flug,
Die Schwerter rasseln, wie Wetterwolken wälzt sich
Vom Berge hinab bis zum Meere, [der Zug
Wo die Brandung tobt und die Sturmflut dräut,
Da rasten die Scharen, die bleichen,
Da liegen noch Trümmer am Boden zerstreut
Von Wodans geheiligten Eichen.

Und sie grüßen die Stätte mit jubelndem Laut,
Und küssen die heilige Erde,
Bis der Tag erwacht, bis der Morgen graut,
Und steigen dann wieder zu Pferde.
Und die Schatten flieh'n und zerstäuben im Wind
Wie auf sturmgetragenen Flügeln
Zurück, zurück, wo die Gräber sind,
Zu den moosbewachsenen Hügeln.

Und wieder erstorben ist jeder Laut,
Wenn der Tag beginnt sich zu lichten;
Fragt das Heidekraut,
Das kennt die alten Geschichten.

Otto Hausmann

6. An der Schwelle des Orients.

Sarajewo.

Wer die „Elektrische“ verschmäht und den Weg vom Bahnhof zur Stadt hinein zu Fuß zurücklegt, wird wenig erbaut von der fast einstündigen Wanderung durch sandige, schattenlose unbebaute Straßen sein. Hat er aber Sarajewo selbst endlich erreicht, dann ist auch der beschwerliche Weg gern und rasch vergessen.

Eine Märchenstadt aus „Tausend und eine Nacht“. Das Dutzend europäisch erbauter Regierungsgebäude und die paar „modernen“ Straßenzüge verschwinden gegenüber dem Gassen gewirr, das in morgenländischer Regellosigkeit die Hänge der Berge bedeckt. Jede Handvoll Häuser scheint hier ihre eigene Moschee zu haben. In Sarajewo gestaltet sich das Volksleben lebhafter, reichhaltiger, vielseitiger als in anderen Städten Bosniens. Alles ist türkisch gekleidet. Fez, Turban und blaue Pluderhose. Vermummt, mit gesenktem Haupt schlurfen in schwerfälliger Kleidung Mohammedanerinnen durch die Gassen. Überall an den kleinen, weißgetünchten Häuschen vergitterte Haremsfenster. Und alle Düfte des Orients in diesen schmalen Gassen mit ihrem halsbrecherischen Pflaster. Und alle Blüten des Orients über diesen braunen, bröcklichen Hofmauern: rot leuchtende Oleander, graugrüne Agaven, das dunkle Blatt grün des Feigenbaums, und das stumpfe Blaurot reifender Trauben aus lichtgrünem Weingerank.

Im Europäerviertel kann man alles haben, was irgend eine Großstadt des Westens bietet. Da sind elegante Verkaufsmagazine, vornehme Gasthäuser, komfortable Restaurationen und Kaffeehäuser. Aber das sind nur drei, vier Straßenzüge. Hart an diesen Stadtteil stößt der große Bazarplatz Sarajewos, dessen halbes Hundert schmaler Gassen vom Ruf der Maisbrotverkäufer, der Süßigkeitshändler und der Kaffeeköche wiederholt. Da ist eine Gasse, in der nur Fleisch verkauft wird. Ziegenlämmer und Hammelviertel hängen an langen Stangen, wie bei uns die Würste, nebeneinander. Die Obstverkäufer haben eine andere Gasse inne. Knoblauch und Zwiebel sind die gangbarsten Waren. Aber auch Melonen, Pfirsiche, Kirschen, Feigen, Datteln, Mandeln, Pflaumen, Birnen finden ihre Käufer. Dort liegen Bohnen zu großen, grünen Bergen aufgestapelt. Junge, in Salzwasser abgekochte Maiskolben sind gesuchte Leckerbissen. Das leuchtende Rot der Tomaten glüht aus dem frischen Grün junger Salate. Und die

enthüllte türkische Bohne steht in ganzen Säcken am Eingang der Verkaufsbuden aufgestapelt.

In der Gasse der Kupferschmiede hämmert es den ganzen Tag. Die langgestielten Kaffeekännchen sind am begehrtesten. Aber auch die kupfernen, meist reich verzierten Kaffeeschalenshalter finden ihre Abnehmer. Die Gassen der Schuhmacher, Sattler und Lederarbeiter zeigen den orientalischen Handwerksbetrieb in seiner ganzen Ursprünglichkeit. Das Gewölbe ist gewöhnlich durch eine Bretterlage in zwei Teile — eine obere und eine untere — geteilt. Der obere Teil bildet den Verkaufsladen. Hier hockt der biedere Moslim inmitten ganzer Berge von Schuhen, Zäumen, Sätteln, Peitschen. Mit gekreuzten Beinen sitzt er da, schlürft seine „Schale Türkisch Kaffee“ und saugt blauen Rauch aus dem langen Rohre seiner gurgelnden Wasserpfeife. Er lädt niemanden zum kaufen ein. Er würdigt dich kaum eines Blickes, wenn du seine Waren prüfend durcheinanderwirfst. Gefällt dir etwas und fragst du den Ladeninhaber nach dem Preise, so nennt er dir ihn. Handeln läßt er nicht mit sich. Wenigstens läßt er sich mit einem Ungläubigen in kein Handeln und Feilschen ein. Hast du versucht, etwas vom Preise herunterzudrücken und bittest ihm, nachdem du gesehen, daß er nichts ablassen will, den geforderten Preis, so erhältst du gewöhnlich die Antwort: „Ich verkaufe dir überhaupt nichts!“

Thront der Händler in seiner orientalischen Ruhe im „oberen Stockwerk“ des Ladens, so arbeiten im „unteren“, das kaum eineinhalb Meter hoch ist, die Gesellen. Da ziehen sie das angefeuchtete Leder, da hämmern sie, löchern sie, fertigen sie Schnallen und Rosetten an, heften sie den Metallschmuck auf die Lederteile. Hier raucht keiner, hier gönnt sich keiner den Genuß eines Kaffees, hier wird gearbeitet — für den, der da oben Allah einen guten Mann sein läßt . . .

Prächtige orientalische Webstoffe und Stickereien lassen das Auge des Fremden aus dem Bewundern gar nicht herauskommen. Die Tuchverkäufer haben ihren Standort in einem alten Gewölbe aus der Türkenzeit aufgeschlagen. Der hallenartige Bau wird nach zwei Richtungen hin von Gängen durchschnitten, die sich etwa in der Mitte kreuzen. Hier ist es immer kühl und schattig. Die Mohammedanerinnen besorgen hier mit Vorliebe ihre Einkäufe. Man hat hier öfter als in den anderen Verkaufsgassen des Bazarviertels Gelegenheit, ihre vermußten, durch unvorteilhafte Kleidung äußerst plump ausschauenden Gestalten zu betrachten.

Wir steigen zu dem Kloster der heulenden Derwische, die an jedem Donnerstag abend ihre eigenartige Andachtsübung veranstalten, empor. Gegen eine Bescheinigung der Behörde wird auch den Ungläubigen Eintritt gewährt. Eine Art Hühnerstiege führt ihn in einen Verschlag, der nahe der Moscheedecke angebracht ist. Der Andachtsraum ist kahl, nüchtern. Jetzt ertönt der Ruf des Vorbeters. Die Derwische (muhammedanische Mönche) treten ein. Barfüßig. Eine Anzahl tiefer Verbeugungen. Sie werfen sich platt auf die Erde. Stehen auf. Verbeugen sich. Werfen sich wieder nieder. Der Vorbeter singt seine Gebete. Die Derwische verneigen sich noch immer. Jetzt ordnen die Jüngeren die Mattenteppiche nach einer bestimmten Art an. Im Halbkreis gruppieren sich die Männer um den weißbeturbanten Vorbeter, der jetzt mit einer eigentümlich hellen Stimme, die wie Jauchzen klingt, das muhammedanische Glaubensbekenntnis hersagt. Er wiederholt es. Im feierlichen Takt singen es die Derwische mit. Der Takt wird schneller. Jetzt beten nicht mehr die Lippen allein. Der wiegt schon den Oberkörper hin und her. Jener wirft den Kopf von rechts nach links. Ein Dritter dreht und wendet die Arme in religiöser Verzückung. Immer heftiger wird die Bewegung. Immer keuchender stoßen die Lippen die heiligen Worte heraus. Die meisten haben die Augen geschlossen. Die Gesichter sind fahl, verzerrt geworden. Große Schweißtropfen perlen auf den Stirnen. Da . . . mitten in der höchsten Ekstase ändert der Vorbeter den Klang seiner Stimme. Ein Ruck geht durch die Kette der mit gekreuzten Beinen dasitzenden Heiligen. Sie scheinen aus einer Vision zu erwachen. Da hat auch schon der Vorbeter die zweite Gebetsformel: „Allah ist groß und Muhammed sein Prophet“ hervorgerufen. Bei der zweiten Wiederholung erklingt auch schon der Singsang der Derwische. Und wieder: immer dieselben Worte bis zur Verzückung und Erschöpfung. Zum zweitenmale wird der Bann gelöst. Der Vorbeter ruft die dritte Formel „la ila ha“. Die Derwische fallen in den Ruf ein. Der Ruf ist zum heiseren Keuchen und das Keuchen zum kurzen, rauen Bellen geworden. Und immer kürzer werden die Gebetformeln, deren nächste der Ruf „Allah“ und deren letzte das Wort „hu“ (Er) ist. Die Verzückung wächst von Mal zu Mal. Weihrauch durchzittert jetzt in blauen Wolken die Luft. Eine unheimliche Macht strömt von diesen verzückten Leuten aus. Endlich ist die Zeremonie beendet. Der Vorbeter spricht noch einmal das Glaubensbekennt-

nis. Dann löscht der Moscheediener die Lichter . . . — Die Mauern des Klosters liegen hinter uns. In langen Zügen atmen wir die kühle Nachluft, die über die Höhen streicht. Hier oben hausen noch in verbissenem Fanatismus einige alte Moslemin, die seit den Tagen der Eroberung den Fuß nicht mehr in die Straßen der von den Ungläubigen eroberten Stadt gesetzt haben.

Von Ludwig Lessen aus „Zürcher Post“.

7. Die Industrien der russischen Bauern.

Die Winter sind lang in Rußland; monatelang sind die Dörfer unter dem Schnee begraben, jeder Verbindung beraubt, wie verloren. Die Menschen flüchten sich mit ihren Haustieren in die „Isba“ (russische Strohhütte), wo ein Drittel vom großen, aus Backstein und Ton gefügten Ofen, der ununterbrochen brennt, eingenommen wird. Die Dachfensterlucken sind verstopft und werden erst im Frühjahr nach der Schneeschmelze wieder geöffnet; die kleinen, vom Reif bemalten Fensterscheiben lassen nur spärlich das Tageslicht ein. In dieser schlechten, muffigen Luft, beim Licht einer kleinen Petrollampe, unter einem Heiligenbild plagen sich die Hausbewohner mit einer Industrie ab, Männer, Frauen, ja Kinder im Alter von 7 Jahren. Die Alten, die zur Arbeit zu gebrechlich geworden sind, erzählen Zaubermärchen, um die Arbeitenden über des Lebens Not und Sorgen hinwegzutäuschen. Den Rücken gekrümmt, die Augen aufmerksam auf ihre Arbeit gerichtet, fühlen sie sich wenigstens für Augenblicke dem Elend der Isba entrückt. Bisweilen stimmen die Jüngern eines der tieftraurigen russischen Lieder an, wodurch der eintönige ununterbrochene Ton des summenden Ssamowars (eigentlich Selbstkocher, ein kleiner kupferner Kessel, besonders zum Theekochen) übertönt wird.

Der russische Bauer ist keineswegs beschränkt und träge, wie es gewisse Leute behaupten; im Gegenteil, er ist erfindersch, tätig, mit lebhaftem Verstand begabt. Die Industrien wechseln nach den Landesgegenden. Die einen beschäftigen sich mit Kunstschrinerei, wobei sie auch die Geräte für ihren Haushalt herstellen: andere — und unter ihnen hat es wahre Künstler — schnitzen Statuen und ähnliche Figuren, die so anmutig sind, daß sie den Beschauer lebhaft fesseln. Wieder andere sind Kupferschmiede und formen den glänzenden Ssamowar und weitere Küchengeräte. In gewissen Gegenden be-

schäftigen Seidenweberei, Tuchfabrikation und die Zubereitung von Pelzen zahlreiche Dörfer. Arme Bauern sind es, die die berühmten Brusttücher von Orenburg und Penza herstellen, jene zarten grauen und weißen Spinn gewebe, die so fein sind, daß eines ausgebreitet, den Raum eines breiten Zimmers ausfüllt und dabei zusammengefaltet durch die Öffnung eines Fingerringes geht. Endlich verdienen noch Erwähnung die Stickrinnen, Spitzenmacherinnen, die Fabrikanten von Gegenständen aus russischem Leder mit seinem charakteristischen Geruch, sowie die Verfertiger von Gold- und Schmucksachen im Ural und Kaukasus. Und was verdienen diese Arbeiter und Arbeiterinnen? 30—60 Kopeken (zu 4 Rp.) durchschnittlich, manchmal weniger und für eine volle Tagesarbeit, also ein Hungerlohn.

Arme Leute, die ihr beständig gebückt seid unter einer schweren Arbeitslast, arme, bedauernswerte Wesen, die ihr vom Leben nur die Frau Sorge und die harte Arbeit kennt, ohne je einwenig Behaglichkeit und Glück zu genießen. Man muß in die Isbas eingetreten sein und diese Mujik, ihre Kinder, diese Greise gesehen haben. Einzelnen fehlt der Thee, andern das Holz oder die Beleuchtung; andere, nach einem erbarmungslosen Winter reißen das Stroh vom Dach ihrer Hütte, um die einzige Kuh zu erhalten, die den Kleinen etwas Milch gibt. Überall Sorge, Jammer, tiefes Elend, ja Hungersnot.

Nach „livre de lecture par Mercier et Marti“. Atar, Genf.

8. Skandinavien.

„Als der Weltenschöpfer sein Lieblingsgestirn, die Erde, just vollendet hatte und des gelungenen Werkes sich freute, da gedachte der üble Teufel dies Werk zu vernichten. Dämals noch nicht des Himmels verwiesen, wohnte er unter den Erzengeln und in den Räumen, in denen die Seligen hausen. Hin auf zu dem siebenten Himmel flog er, und einen gewaltigen Stein ergriff er: den schleuderte er mit Macht hinab auf die in jugendlicher Schönheit prangende Erde. Aber zur rechten Zeit noch gewahrte der Schöpfer das ruchlose Beginnen und sandte einen der Erzengel ab, dem Unheil zu steuern. Der Engel flog schneller noch als der Stein zur Tiefe hernieder, und ihm gelang es, das Land zu sichern. Donnernd stürzte der riesige Stein in das Meer, daß hochauf die Wogen zischten und das benachbarte Land auf weithin überfluteten. Von dem gewaltigen Falle zertrümmerte die Schale des Steins, und

Tausende von Splittern sanken zu seinen beiden Seiten in das Meer, teilweise in dessen Tiefe verschwindend, teilweise noch über dasselbe hervorragend: nackt und kahl, wie der Kern selber. Da erbarmte sich Gott, und in seiner unendlichen Güte beschloß er, auch diesen öden Felsblock zu beleben. Aber die Fruchterde war versieg in seiner Hand und nur noch ein wenig übrig geblieben. Das reichte kaum hin, hier und dort ein Bröckchen auf den Stein zu legen.“

Also berichtet eine uralte Sage, welche unter den Lappen von Mund zu Munde geht. Der Stein, welchen der Teufel warf, ist Skandinavien; die Schalentrümmer, welche zu beiden Seiten in das Meer fielen, sind die Schären, die in buntem Kranze die Halbinsel umgeben; die Risse und Sprünge, die er erhielt, sind die Fjorde und die Täler des Innern; die Brocken belebender Erde, welche aus der milden Schöpferhand auf sie fielen, bilden das wenig fruchtbare Land, das Skandinavien besitzt.

Man muß selbst in Skandinavien und insbesondere in Norwegen gewesen sein, man muß das Boot zwischen den Schären gesteuert, muß das Land vom äußersten Süden bis zum höchsten Norden umschifft haben, um die kindliche Sage in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutsamkeit zu verstehen. Wunderbar in der Tat ist das Land; wunderbar sind seine Fjorde; noch wunderbarer ist der Kranz von Inseln und Schären ringsum.

Skandinavien ist ein Alpenland wie die Schweiz und Tirol, und doch von beiden unendlich weit verschieden. Wie unsere Alpen hat es seine Hochgebirge, seine Gletscher, seine Wildbäche, seine klaren, stillen Alpenseen, die dunkeln Fichten- und Föhrenwälder unten im Grunde, die lichtgrünen Birkenwaldungen in der Höhe, die Blockhäuser an den Gehängen und die Sennhütten in den höchsten Tälern. Und doch ist alles so ganz anders als in den Alpenländern. Das kommt daher, weil hier zwei große und erhabene Gebiete der Erde, das Hochgebirge und das Meer, in wunderbarer Weise sich vereinigen und verbinden.

Das allgemeine Gepräge Skandinaviens ist ernst und heiter zugleich. Mit der Strenge paart sich die Milde, mit dem Düstern wechselt das Heitere, mit dem Toten, Beängstigenden einigt sich das Lebendige und Erhebende. Schwarze Felsmassen bauen sich senkrecht aus dem Meere auf, steigen unmittelbar aus den tiefeingeschnittenen Fjorden empor, zerklüften und zerteilen sich, türmen sich schroff auf und neigen sich drohend über, und auf ihren Häuptern lagern sich die eisigen

Massen, stundenweit sich ausdehnend, Landschaften geradezu bedeckend und bis auf die von ihnen geborenen Wildbäche alles Leben verscheuchend. Die Wildbäche, die überall ihre silbernen Bänder auf die dunkeln Massen breiten und nicht bloß das Auge befriedigen, sondern auch dem Ohre die erhabene Weise des Hochgebirges zurauschen, sind es, die Leben hervorrufen selbst in der grausigsten Wildnis, an Orten, wo sonst nur Felsen und Himmel dem Auge sich bieten. Sie sind so recht eigentlich Merkzeichen für das innere Land.

Aber so hehr auch dessen Schönheit ist, so sinnbestrickend und überwältigend die Fjorde sein mögen: eigenartiger sind die Inseln und Schären draußen im Meere, die dem Lande vorliegen vom Süden bis zum Norden hinauf und ein Gewirr von Buchten, Sunds und Straßen hervorrufen, wie man es kaum noch einmal erschauen kann auf der weiten Erde.

Die großen Inseln spiegeln mehr oder minder getreulich das feste Land wieder; die kleinen und die Schären bewahren sich unter allen Umständen ihr eigenes Gepräge. Dieses aber ändert sich mehr oder weniger mit jedem Breitengrade, welchen man, nach Norden fahrend, überschreitet. Ihnen, wie dem Meere, fehlt der Reichtum des Südens: sie sind jedoch keineswegs aller Schönheit bar und üben namentlich in den Stunden um Mitternacht, wenn die Hochsommersonne niedrig und groß und blutrot über dem Gesichtskreise steht und ihr gleichsam verschleierter Glanz auf den eisbedeckten Bergesgipfeln und dem Meere wiederspiegelt, überwältigenden Zauber aus. Wesentlich dazu tragen bei die überall zerstreuten Gehöfte: Wohnungen aus Holz gezimmert, mit Brettern verschlagen und mit Rasen gedeckt, prangend in seltsam blutroter Farbe, die sich lebhaft abhebt von dem grünen Rasendache darüber, dem schwarz erscheinenden Dunkel der Bergwand daneben und dem Eisblau der Gletscher im Hintergrunde des Bildes.

Nicht ohne Verwunderung nimmt der dem Lande noch fremde Südländer wahr, daß diese Höfe größer, stattlicher, geräumiger werden, je weiter nach Norden hin man vordringt, daß sie, obgleich nicht mehr von Äckern, höchstens noch von kleinen Gärtchen eingehetzt, durch Größe, Geräumigkeit und Ausstattung die hüttenähnlichen Gebäude des südlichen Skandinaviens bei weitem übertreffen, ja, daß die stattlichsten und großartigsten von ihnen vielleicht auf verhältnismäßig kleinen Inseln liegen, auf denen nur Torf die Felsen bedeckt und deren undankbarem Boden nicht einmal mehr ein kleines Gärtchen abgerungen werden kann.

Das scheinbare Rätsel löst sich, wenn man sich erinnert, daß in Norland und Finnland nicht das Land, sondern das Meer der Acker ist, der gepflügt wird, daß man nicht im Sommer säet und die Sense schwingt, sondern inmitten des Winters erntet ohne gesäet zu haben, daß gerade in den Monaten, in denen die lange Nacht unbestritten ihre Herrschaft ausübt und anstatt der Sonne nur der Mond leuchtet, anstatt des Morgen- und Abendrotes nur das Nordlicht erglüht, der Mensch dort oben reichlichen Segen des Meeres einheimst.

Um die Zeit der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche rüsten sich in allen Küstenorten ganz Norwegens kräftige Männer, um die nordische Ernte zu bergen. Jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dörfchen entsendet ein oder mehrere reichlich bemannte Schiffe hinauf zu den Inseln und Schären jenseits des Polarkreises, um in allen geeigneten Buchten für Monate Anker zu werfen und vom Schiffe, von den Gehöften aus den Erntesegen zu bergen. Während des Hochsommers ist das Land dort oben still und menschenleer; während des Winters wimmeln Buchten, Inseln und Sunde von geschäftigen Männern und arbeitsame Menschenhände regen sich Tag und Nacht. So geräumig auch die Gehöfte erscheinen, sie vermögen die Menge der hier zusammengeströmten Leute nicht zu fassen und neben den Schiffen müssen noch roh errichtete torfbedachte Hütten am Strande notdürftige Unterkunft gewähren.

Um die Zeit der Tiefsonnenwende, wenn wir unser Weihnachts-, die Normänen ihr Julfest (ein Fest, welches im skand. Norden und in England vor Einführung des Christentums gegen das Ende des Dezembers gefeiert wurde und an dessen Stelle später das Weihnachtsfest trat) feiern, regt sich das Getriebe am lebendigsten. Schon seit Wochen spendet das Meer seinen Segen. Beherrscht von dem mächtigen Drange, Samen zu streuen für kommende Geschlechter, erheben sich aus den tiefsten Gründen des Meeres unschätzbare Scharen von Fischen, Kabeljaus, Schellfische und andere, steigen zu den obren Wasserschichten empor, nähern sich der Küste, dringen ein in alle Straßen, Sunde und Fjorde und erfüllen die Oberfläche des Meeres auf viele Meilen hin mit ihrer Menge. So dicht schwimmen die nur von einem Gefühl beherrschten, gleichsam sinnbetörten Fische, daß das Boot buchstäblich zwischen ihnen sich Bahn brechen muß, daß das Netz, überfüllt von ihrer Last, der Reckenkraft der fischenden Männer spottet und zerrißt, daß ein zwischen die aneinander gepreßten Fische senkrecht eingestoßenes Ruder einige Augenblicke lang in seiner

Lage erhalten wird, bevor es sich zur Seite neigt. Den Boden der Inseln bedeckt ein ununterbrochener Ring von zerspaltenen Fischen, die hier zum Trocknen ausgelegt werden, während darüber Gerüste sich erheben, an denen man andere Fische zu gleichem Zwecke der scharfen und dennoch dörrenden Luft preisgibt. Wohl leert man Felsen und Gerüste von Zeit zu Zeit, aber nur um Platz zu schaffen für die inzwischen wieder gefangenen und vorbereiteten.

Monatlang währt das Getriebe; monatlang ein ununterbrochener Markt; monatlang tauschen der Norden und Süden ihre Schätze aus. Erst in den Tagen, in denen um die Mittagszeit heller Schein im Süden der noch verborgenen Sonne vorausgeht, oder in denen diese selbst einen kurzen Blick wirft auf das Land, endet allmählich der reiche Fang. Aus den Speichern hinab zu den Schiffen trägt man den getrockneten Stockfisch, füllt alle Räume vom Kiel bis zum Deck und rüstet sich zur Heimkehr oder zur Fahrt in alle Welt. Eines der Schiffe nach dem andern hißt seine braungesäumten Segel und steuert davon.

Stiller wird es im Norden, einsamer das Land, öde das Meer. Endlich, um die Frühlingstag- und Nachtgleiche, haben fast alle fremden Schiffer die Erntestätte verlassen, und alle Fische wiederum nach dem tiefen Grund des Meeres sich zurückgezogen. Aber schon sendet das Meer neue Kinder aus, um wiederum die Sunde, Buchten und Fjorde, und nicht sie allein, sondern auch die Schären und Inseln zu beleben: und bald schauen Millionen von hellen Vogelaugen von denselben, an deren Fuße jenes winterliche Getriebe herrschte, hinab auf das Meer.

Nach Dr. A. E. Brehms „Vom Nordpol zum Äquator“. Union deutsche Verlagsgesellschaft.

9. Das Weihnachtsfest im hohen Norden.

Wie oft hört man die ungeduldige Jugend, die kräftigen Knaben wie die fröhlichen Mädchen klagen, wenn der Winter nicht mit Schnee und Eis einziehen will! Auch die Erwachsenen sehen es gern, wenn über die Tage des Jahreswechsels ein schneiger Mantel die Erde deckt und wenn erst der strahlende Weihnachtsbaum die Familienmitglieder in Liebe vereint, so sollte es nach der Meinung aller draußen recht winterlich aussehen. Je höher die Schneemassen, je eisiger der Wind, umso heimeliger in der warmen Wohnstube, bei all den Leckerbissen am trauten Familientisch.

Im hohen Norden Europas, auf den unwirtlichen Hochflächen im Innern Skandinaviens kommt der Winter ungerufen, früh, allzufrüh, um spät, recht spät zu scheiden. Der wilde Geselle behauptet unbestritten 9 Monate sein Feld und willenslos beugen sich ihm Mensch und Tier. Der nordische Bauer ist dann von aller Welt abgeschieden; einsamer, verlassener ist er als Robinson auf seinem fernen Eiland; denn dieser konnte auf seiner Insel frei herumstreifen und die Nahrung sich suchen, während der Normanne ein Gefangener ist. Er müßte elendiglich mit seinen Angehörigen verhungern, wenn er nicht vor Eintritt des Winters vorsorgte. Das weiß er nur zu gut und daher finden wir immer neben dem Wohnhaus ein Vorratshäuschen, auf Pfählen ruhend und durch einen gedeckten Gang von der Wohnstätte aus erreichbar. Da hinein greift er in den dunkeln Wintertagen, wo die Sonne gestorben scheint und der Schnee sich haushoch um sein Gehöft auftürmt, sodaß er sich einen Tunnel durch die Schneemassen schaufeln muß, um in den Stall zu gelangen. Alle Wege und Stege sind verweht; wehe dem Wanderer, der sich in diese Stürme hinauswagt! Spitzige Eisnadeln, vom rasenden Nord dahergepeitscht, verletzen ihm Gesicht und Wange und er findet in der grausigen Schneewüste sein Grab.

Doch der Normanne ist guten Mutes. Jetzt gehört er mit Weib und Kind ganz zusammen; es ist die Zeit, wo man sich so recht von Herzen lieb hat. Und an Arbeit fehlt es nicht, um über die langen Winternächte hinwegzuhelfen. Vater und Mutter ersetzen schlecht und recht den Lehrer, namentlich in der Handarbeit. Diese hat sich von Skandinavien zu uns eingebürgert; denn der nordische Bauer ist notgedrungen sein eigener Schmied, Maurer, Zimmermann, Metzger, Gerber, Schuster und Schneider. Und was gibt es nicht alles für die Mutter und die Mädchen zu kochen und zu waschen, zu nähen und zu backen? Zwar wird nur zweimal im Jahre Brot gebacken. Unser Brot ist dort unbekannt. Ihr Brot ist dünn, rund und steinhart und hat ungefähr die Größe und Dicke eines Tellers. In den Vorratskammern hangen diese Brote an einem durch ein Loch gezogenen Faden zu Hunderten.

Je näher das Weihnachtsfest heranrückt, um so geschäftiger regen sich die Hände. Jedes will das andere mit einem Geschenk erfreuen; sind sie ja in dieser Zeit sich alles. Es ist ein freundlicher Brauch dort zu Lande, bei festlichen Anlässen die Stube mit frischen Tannenzweigen zu schmücken und die Dielen mit solchen zu bestreuen. Diese Zweige geben den

Zimmern nicht nur ein trauliches Gepräge, sondern erfüllen den Raum auch mit einem gesunden, würzigen Duft. So unterläßt der Normanne nicht, Tannzweige unter der Schneelast hervorzuholen, um am Weihnachtsfest sein Heim in alt gewohnter Weise zu schmücken. Im Kreise seiner Lieben feiert der Normanne in einfacher, doch würdiger Weise das hohe Fest, die alten Weisen der Weihnachtslieder singend, Geschenke gebend und empfangend. Er erinnert sich wieder so recht, daß in Christus die Liebe auf Erden gewandelt und sein Herz schwillt selbst in selbstloser Liebe. Er muß seinem vollen Herzen Luft machen und etwas Gutes tun; aber wie soll dies geschehen, da der böse Winter ihn in sein Haus gebannt hat und ihm die Verbindung mit den leidenden Mitmenschen verwehrt ist? Da kommt ihm der Ausspruch Jesus in den Sinn: „Sehet an die Vögel des Himmels; sie säen nicht und ernten nicht, sie sammeln auch nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nährt sie doch.“ Freudig eilt er ins Vorrathäuschen hinüber, steckt einen festen Stecken an den First des Daches und befestigt daran die größte Garbe. Und nun kommen sie herbei durch Sturm und Schneegestöber die hungrigen und frierenden befiederten Sänger, zwitschernd und pfeifend und auch sich balgend, plündern sie die ungewohnte Gabe, bis sich die Nacht wieder auf die Erde legt. Dieser sinnige Brauch ist in gauz Norwegen zu Hause. So feiert man im hohen Norden Weihnachten.

Nacherzählt von W. Bär, Wetzikon.

10. Das Nordlicht.

Nacht war es, dunkle hoffnungsvolle Nacht.

Es fiel ein roter, flackernder Schein ins Zimmer. Der Fußboden, die Wände überzogen sich damit, die Goldrahmen der Bilder flammt auf darin.

Annie sprang erschreckt auf und flüchtete sich zur Mutter. „Mutter, ist das Feuer?“ rief sie zitternd.

Aber das war kein Feuer. Der ganze Horizont war überstrahlt von einem flammenden Bogen.

Und nun erhob sich vor dem nach Nordwesten gerichteten Fenster ein Schauspiel ohnegleichen. Über dem Horizonte stand ein niedriger, dunkler Bogen, ziemlich scharf begrenzt. Aber da, wo seine Grenze lag, schossen gerade auf Garben feuriger Strahlen, mit spielender Geschwindigkeit in die Höhe fahrend, in wechselnden Farben vom zarten gelblichen Weiß

an bis zum blendenden Rot. Die rötlichen Strahlen herrschten vor. Aber es war nicht das Rot irdischer Flammen, auch kein ausgesprochenes Rosa; nein, eine Farbe, die in der Mitte zwischen diesen beiden liegt, aber so leuchtend und brennend zugleich in seiner wunderbaren Durchsichtigkeit, in seinem entzückenden Schimmer, daß man dasselbe auf Erden sonst nur an einem Edelsteine suchen würde, wenn es einen Edelstein dieser Art gäbe.

Über den Äckern stand das gewaltige Bild, ausgebreitet wie die Falten eines Mantels, unaufhörlich zuckend und strahlend, zuweilen für eine kurze Zeit in seiner Bewegung ausruhend und an Helligkeit verlierend, um im nächsten Moment wieder seinen vollen Glanz zu entfalten. Ja, es nahm allmählich noch zu an Kraft und Pracht, an Beweglichkeit, an Mannigfaltigkeit der Farben, an Schärfe und Höhe der Strahlen. Die Strahlen berührten jetzt nicht selten den Zenith. Die ganze Erde glühte auf unter ihnen. Die Schneefelder, die Straße, die Häuser des Fleckens, der Glockenturm, Sträucher, Bäume, Menschen, alles hob sich deutlich von einander ab. Und jetzt — alle, die es sahen, kamen in Bewegung, ein halb furchtsames Ah! Ah! ließ sich unter den Umstehenden hören. Die Strahlen begannen zu zittern, sie wurden noch schärfer, noch höher, noch zahlreicher. Das Licht des Bogens begann zu wallen und zu wogen; man fühlte unwillkürlich, daß etwas Neues werden wollte. Plötzlich schossen alle Strahlen über sich hinaus und in einen Punkt zusammen. Und da stand es hoch oben in der Nähe des Zeniths, ja, noch ein wenig jenseits desselben im Südosten, durch die Vereinigung aller Strahlen geschaffen, ungleich heller noch, als der nördliche Bogen, ein breiter blitzender Diamant, der dunklen Himmelwölbung eingefügt, jene seltene Erscheinung, welche blendend und unbeschreiblich herrlich in ihrer schimmernden Pracht, in ihrer holden Hehre, in ihrem Reichtum an Farben, die von bleichem, schmelzenden Grün und Violett aufflackern zum klarsten Weiß und zum brennendsten Rot, in ihrem völligen Gesättigtsein von Licht und Glanz, den Gipfel aller irdischen Himmelserscheinungen bezeichnet: die Nordlichtskrone.

Und wenn man noch irgend ein Geräusch vernommen hätte, irgend ein Tosen, einen aufkrachenden Donner oder ein Zischen und Säuseln. Aber nein, die vollkommenste Stille, eine wahrhaft erhabene Ruhe; tiefes Schweigen hüllte Himmel und Erde ein bei diesem erhabenen Schauspiel. Die hohen

Himmelskräfte, die hier walten, es ist, als könnten sie wohl reden, wenn sie wollten, aber als wagten sie nur schweigend die Fahne der Allmacht zu entrollen. Auch der Wind regte nur noch matt seine Flügel, scheu verstummend vor den viel gewaltigeren Kräften, welche hier ihr Wesen hatten. Das eben ist das Allerergrifendste bei dieser himmlischen Erscheinung, daß sie sich völlig lautlos und still vollzieht, von Anfang bis zu Ende kommt und geht, wie eines Engels leiser Tritt.

Joh. Biernatzki. Aus „Ein Licht auf meinem Wege“.

11. Walfischjagd und Heringsfang.

Ein Fahrzeug kam angerudert, daß das Wasser um den Steven (Vorder- und Hinterteil des Fahrzeugs bildenden starken Balken) schäumte. Als es mitten in der Bucht war, schrien sie vom Boot herüber: „Es ziehen Scharen voon Walfischen . . dicht an den Schären vorüber!“ Als der Ruf verklungen war, standen die knarrenden Spille (Schiffswinde) still und alle Arbeitslauten verstummt. Einen Augenblick herrschte eine solche lauschende Stille, daß jedes Ohr den Ton der prustenden Walfische vernahm. Und das Rauschen des Flügelschlags und das Lärmens heiserer Vogelkehlen kam wie ein Dröhnen vom Meer. Doch im nächsten Augenblick klang die Bucht von Ruderschlägen und Rufen wieder. Die Walfischboote wurden klar gemacht. Der junge Handelsmann bestieg das Boot . . er war Anführer der Schute (Schleppschiff). Als er abstoßen wollte, sprang das Lappenmädchen herzu, faßte den Steven und schwang sich hinein. Sie sprach kein Wort, ergriff stumm das Ruder und ruderte mit. Sie hielten die Segel und steuerten aus den Sunden ins Meer hinaus. Der Wind war schwach nur eben so, daß sie weiter glitten.

Nach und nach blieben die schwimmenden Inseln und Schären zurück. Das Meer lag vor ihnen. Es sah aus, als brandete es überall. Es schäumte um mächtige Rücken und leuchtete auf der Wasserfläche wie blank gespülte Schären. Und wie aus zahllosen kochenden Quellen spritzte es hoch in die Luft. Das Licht brach sich vielfach in den strahlenden Kaskaden. Alle Regenbogen schienen vom Himmel herabgesunken und schimmernd auf dem Meer zu liegen. Dicht neben dem Boot tauchte ein riesengroßer Walfisch auf. So nah war er, daß der Strahl über das Deck spritzte, und das laue Wasser an Gesicht und Händen kleben blieb. Als er einen Augenblick

still an der Wasserfläche lag, glich er einem stahlblanken Schiff, das kentert und den Kiel nach oben wendet, bevor es sinkt. Seine gewaltige Rückenflosse schlug in die Luft, wie die Flügel eines Riesenpropellers. Dann sank er ganz langsam. Mit dem Kopf voran ging es hinunter in die Tiefe. Die See schäumte noch eine kurze Zeit, ehe sie, mit Schaumflöckchen auf den Wogenkämmen, wieder ruhig da lag. Das im Kiellwasser der Schute schwimmende Boot wurde nun eingezogen. Drei Mann setzten sich an die Ruder. Harpunen und Leinen wurden in Ordnung gebracht. Dann sprang der junge Anführer mit einem Satze in das Boot hinunter. Eine Weile blieb er stehen, um alles zu übersehen. Die drei ruderten mit aller Kraft. Und am Steuer stand groß und zitternd vor Spannung der junge Mann, als ahne er den Weg der Walfische im Meer. Doch mit einem Male stampfte er vor Eifer und Ungeduld auf: „Da! da!“ rief er. Und sein großer Körper bog sich hinaus, als wolle er aus dem Boote springen. Dicht vor ihnen stieg der Strahl von dem Walfisch hoch in die Höhe. Seine Rückenflosse blickte wie ein mächtiger Stahlspiegel in die Luft. Die drei griffen in die Ruder, daß ihre Knöchel weiß wurden. — Jetzt waren sie da! Jetzt! Das Boot schaukelte in der Brandung um den Leib des Walfisches, an dem es sich beinahe rieb. Da liess der junge Mann den Steuerpflock und ergriff eine der Harpunen. Aber im selben Nu erhob auch das Mädchen eine. Sie hob sie hoch über den Kopf und es sah aus, als wolle sie sich damit hinausstürzen. Sie warf sie aber nicht, sondern jagte sie mit beiden Händen durch den Leib des Tieres, wie wenn sie einen Pfahl in den Sumpf rammte. „Den Teufel auch!“ schrie der Steuermann da. Er griff nach dem Steuer. „Rudert!“ schrie er. „Rudert! Zum Teufel!“ Das Boot ruderte, daß der Gischt um den Steven schäumte von dem Walfisch fort. Sie ruderten zur Schute zurück und knüpften das starke Seil mit einem andern, endlos langen vom Deck, zusammen. Der Walfisch lag eine Weile still. Dann hörten sie ein Getöse, wie von einem stürzenden Wasserfall. Sein Schwanz schlug gewaltig im Wasser. Und im nächsten Augenblick ging er gerade hinunter in die Tiefe. Das Seil straffte sich. Rolle um Rolle verschwanden vom Deck. Schliesslich begann es schlaffer zu werden. Weithin sahen sie wieder den Strahl stark und mächtig zum Himmel aufsteigen. Da befestigten sie das Seil. Es war aus Seehundleder geflochten und unzerreißbar wie eine Kette. Jetzt fing der Walfisch an zu ziehen.

Es war eine Fahrt übers Meer, daß die Schute mitunter völlig unter der See begraben wurde, die über den Steven schäumte. Ab und zu ließen sie etwas mehr von dem Seil los, aber immer nur ganz wenig auf einmal. Weit draußen, fast unter dem Horizont, sahen die scharfen Augen den Walfischstrahl. Nach jedem Mal, wo sie ihn vom Meer zum Himmel steigen sahen, wurde der Zwischenraum kürzer und kürzer. Und ein blutiger Streifen lag über dem Meer ein roter Weg vor ihnen, auf dem sie weiterzogen. Land war nicht zu sehen. Um sie nur Meer. Und über ihnen der lichtdurchdrängte Himmel. Jetzt verlangsamte sich die Fahrt. Das Seil lockerte sich, als stände der Walfisch ganz still. Mit Schaum um den Steven fuhr die Schute noch eine Weile weiter. Dann hielt sie an. Das Seil wurde eingeholt. Sie hatten lange damit zu tun. Sie zogen die Schute bis an das Tier heran. Näher und näher kamen sie. Jetzt sahen sie es fast fortwährend an der Oberfläche. Aber dann fing es an, sich im Kreise zu drehen. Und während sie das Seil einholten, wurde der Kreis immer kleiner Und die Fahrt verlangsamte sich Aber noch lange mußten sie ziehen. Und wie sie im Kreise über dem Wasser hingetrieben wurden, ward das Meer selber zu einer sich ewig drehenden Scheibe vor ihren Augen. Sie jagten im Kreise unter dem Himmel immer im Kreise herum. Und wohin sie blickten, war es rot. Hier und da nur schwammen weiße kleine Flocken. Kein Sonnenuntergang konnte so rot sein, wie dies blutige Meer. Und selbst der Himmel nahm die Farbe davon an. Ja — es flammte sogar eine zitternde Röte in ihren eigenen Augen. Sie standen mit bebenden Atemzügen da mit emporgezogener Oberlippe, und holten schweigend das Seil ein. Aber die Kreise verminderten sich zusehends. Und immer kürzer wurde der Abstand zwischen Schute und Walfisch. Nun lag dieser ganz still. Der Tag war hingegangen. Dicht überm Meer schwebte die Sonne groß und rot.

Als der Walfisch in die Bucht geschleppt wurde, standen die Leute rundum am Strande. Sie wechselten fortwährend die Plätze traten vor Spannung unruhig auf den Strandsteinen hin und her. Kein Ruf und kein Lachen tönte von den Fischbänken herüber. Und von den Schiffen war kein knarrendes Spill zu hören.

Nicht nur auf den Walfisch warteten sie, sondern auch auf den Hering. Sie wußten ja vernahmen es mit allen Sinnen wie das Meer draußen von Heringen kochte. Ja,

kamen sie nicht in Scharen heran, so dicht, daß sie von der Tiefe bis zur Oberfläche reichten und dort blinkten und blitzten wie Meeresleuchten an dunkeln Herbstabenden? Und über dem glitzernden Meer hingen Vogelschwärme wie eine dicke Wolke. Und ehe der Tag um war, stand der Heringsschwarm dort, wo das Meer die Insel umbrandete, pflöpflicht, nahe am Strand. Die Boote wurden rund um den Schwarm gerudert und ein großes Netz ausgeworfen, das Tausende von Tonnen absperzte. Außen um das Boot zogen Walfische und Tümmler (Delfine). Über dem zusammengepackten Schwarm wälzten sich die Mövenscharen und erfüllten die Luft mit Flügelschlag und Geschrei, so daß jeder Ruf der Männer verhallte, wie ein rieselnder Bach im Wassersturz. — Mehrere Tage hatten die Leute zu tun, um das Heringsnetz in die großen Boote zu entleeren. Ohne Rast arbeiteten sie Tag und Nacht. Und außen um das Netz lag eine Schar kleiner Boote auf der Wacht gegen den Walfisch, damit er nicht herein und das Netz zersprenge . . . und die Heringe nicht wieder in das Meer zurück sickerten wie Silberkörner, die einem zwischen den Fingern durchrieseln . . . und spurlos im Meer verschwinden.

(Aus Andreas Haucklands „Das Meer und die großen Wälder“, Verlag A. Juncker, Berlin.)

12. Vom unterirdischen Paris.

Paris steht buchstäblich über einem Abgrund. Jahrhunderte lang lieferte der Boden von Paris das Material zu allen Bauten und mit jedem Meter Bauwerk, das emporwuchs, vergrößerten sich die unterirdischen Aushöhlungen der Stadt. Bis zum 17. Jahrhundert wurden mitten in der Stadt große Steinbrüche betrieben, die erst später halbverschüttet aufgegeben wurden. Unter den modernen Bauten von heute dehnen sich noch die großen Katakomben, Höhlen und Stollen, die damals entstanden waren und die im 18. Jahrhundert den großen Verbrecherbanden willkommenen Unterschlupf boten. Von Zeit zu Zeit versank plötzlich auf geheimnisvolle Weise ein Haus in den Tiefen; aber erst in der Zeit des ersten Kaiserreiches beschäftigte man sich methodisch mit dieser Gefahr. Ein grosser Plan der unterirdischen Höhlen wurde in Angriff genommen und erst nach zwanzig Jahren glücklich beendet. Erst jetzt konnte man die märchenhafte Ausdehnung dieser Unterhöhlung der Weltstadt; es zeigte sich, daß mehr als ein Drittel von ganz

Paris, genau 37 Prozent der bebauten Oberfläche, auf unterminiertem Boden errichtet waren. Unter einer mehr oder weniger soliden Erdkruste dehnen sich noch heute nicht weniger als 2900 Hektar Hohlraum aus, in dem man Kilometer weit gehen kann. Die Tiefe der Höhlung ist verschieden; bei der Place Denfert-Rocherau beträgt sie 20 Meter, sodaß ein modernes Haus in der Öffnung völlig verschwinden könnte. Man hat es an Versuchen nicht fehlen lassen, der drohenden Gefahr zu begegnen. Unter der Aufsicht eines Ingenieurs patrouilliert eine Arbeiterschar von 60 Mann regelmäßig die Katakomben ab, genaue Pläne sind ausgearbeitet, die es ermöglichen, bei den geringsten Bodensenkungen sofort in den Höhlen die gefährdeten Stellen festzustellen und zu stützen und an vielen Teilen hat man durch Träger die Gefahr bekämpft. Auf der Seite von Montmartre dagegen ist das Erdreich so locker, daß die Galerien stellenweise eingestürzt sind, die Passage ist unmöglich und daher ereignen sich auch auf dieser Seite alle jene Einsturzkatastrophen, die in den letzten Jahrzehnten Häuser und Menschen verschlungen haben. Ein Teil dieser großen unterirdischen Stadt dient als Knochenstätte und ist dem Publikum in Begleitung eines Beamten zugänglich. Eine Galerie von 900 Meter Länge ist hier mit Totenschädeln und Gebeinen bekleidet, ein grauenvoller Ort. In der Mitte der Katakomben nimmt ein Bassin das Wasser auf, das von den Wänden herabrieselt und hier tummeln sich seit November 1813 große Goldfische in ihrem unheimlichen Aquarium. Im unteren Teil des Raumes rieselt ein Bach dahin, in dem seltsame Krebse, wie man sie beim Tageslicht nicht findet, hausen. Doch das unterirdische Paris ist nicht allein die Stätte der Toten; auch das Leben hat sich in das Erdreich eingegraben. Jahrhunderte lang bildeten die Pariser Abwässer eine scheußliche Kloake, aus der Seuchen und Krankheiten erwuchsen. Erst 1857 begann man mit dem Bau des gewaltigen unterirdischen Kanalisationssystems, das heute die Abwässer der Seinestadt entführt und dessen Kanäle zusammen eine Länge von nicht weniger als 1184 Kilometer aufweisen. Alle großen Straßen haben ihren großen unterirdischen Kanal, die kleinen kleinere. In den großen Kanälen sind schmale Trottoirs an den Seiten; die unterirdischen Flüsse haben fast immer eine Breite von vier bis sechs Meter. 1200 Arbeiter sind stetig am Werke, den Abfluss der Gewässer zu überwachen und zu regeln. Dies unterirdische Paris hat seine eigene Flotte und seine eigene Eisenbahn, 32 Boote, 5 breitere

Fahrzeuge, 250 kleine Waggons, 7 elektrische Automobile und eine Art Luxuszug von zehn Wagen, der die Besucher der Kanalisation befördert, sind die Verkehrsmittel dieser Welt des Dunkels. Es ist ein harter Beruf, den die Kanalisationarbeiter ausfüllen und jeder Regenschauer bringt sie in Gefahr. Erst vor wenigen Jahren wurden 6 Kanalarbeiter durch einen plötzlichen Regenschauer in den dunklen Kanälen von einer Hochflut überrascht; sie faßten sich an den Händen und versuchten gemeinsam gegen den Strom anzuschreiten. Fünf von ihnen gelang es, eine höhere Galerie glücklich zu erreichen; der sechste wurde von dem unterirdischen Sturzbach gepackt und in die Tiefe des Kanals mitgerissen; am nächsten Morgen landete seine Leiche in der Seine. Seitdem hat man in Abständen von 100 zu 100 Meter Rettungsstellen geschaffen, durch die die Arbeiter im Falle eines plötzlichen Wasserandranges zum Tageslicht empor können, und das ganze Kanalisationssystem ist von elektrischen Signalapparaten durchzogen, mit deren Hilfe der Ingenieur seine unterirdische Armee warnen kann, sobald durch starken Regen Gefahr anzieht.

13. Spanisches Volksleben.

Wer Spanien sagt, sagt alles. In diesem alten Wort liegt die Grundeigenschaft des spanischen Nationalcharakters. Er wird übrigens in der Regel falsch aufgefaßt und diese falsche Auffassung ist am besten zu korrigieren, wenn man daran erinnert, was der Spanier tut, um sich der oft zudringlichen Bettler zu erwehren: wenn er nichts geben will sagt er einfach: „Vaya vuestra gracia Con Dias“ („Gehen Eure Gnaden mit Gott“) und der Bettler . . . ist auch so zufrieden. Der spanische Stolz hat seine Wurzel in einem sehr lebhaften Ehrgefühl. Wird man dem gerecht, so ist der Spanier von seltener Liebenswürdigkeit.

Man muß ja dann oft auf Gebräuche eingehen, die einem widerstreben. So reist der Spanier z. B. nie ohne einen Korb voll Eßwaren und Weinflaschen und hast du den Weg zu seinem Herzen gefunden, so mußt du nun mitessen und mittrinken. Es ist aber nicht jedermannss Sache, mit einem halben Dutzend anderer Leute aus einer Flasche oder einem Schlauch zu trinken, denn nach einem Trinkglas ist kein Bedürfnis vorhanden.

Die Flaschen wandern herum von einer Gesellschaft zur andern, ebenso das Stück Käse, das Brot, die Früchte, der Tabak, alles, alles. Jeder muß alles anbieten und jeder muß alles kosten

Die eigentümliche Art des Stolzes, der in Spanien auch dem Bettler nicht fehlt, so dass man ihn nur „Euer Gnaden“ zu nennen braucht, um ihn los zu werden, wird also durch die nationale Liebenswürdigkeit sehr gemildert. Aber sie bildet doch die Grundlage des Nationalcharakters, der im übrigen je nach den Provinzen sehr verschieden ist. So allgemein vertreten wie dieser Zug ist nicht einmal die auch recht häufig zu findende Unlust zur Arbeit, gepaart mit Vergnügungssucht. Auch dieser Nationalzug wird übrigens, ganz abgesehen davon, daß er z. B. bei den Kataloniern ganz erheblich seltener zu finden ist, als bei den Andalusiern, oft übertrieben oder falsch beurteilt. Der Durchschnittsspanier will eben nur nicht mehr arbeiten, als gerade nötig ist. Er hat nicht den Erwerbssinn des Nordländers — kann er nicht auf leichte Art erwerben, dann beschränkt er sich eben lieber auf das Nötigste. Auch mit seiner Vergnügungssucht hat es eine besondere Bewandtnis. Hart arbeiten, um sich ein Vergnügen zu erkaufen, wie es häufig der Nordländer tut, dafür hat der Spanier keine Neigung. Kann er das Stiergefecht nicht auf der Schattenseite genießen, so genießt er es eben im Sonnenbrände, auf der „billigen“ Seite. Kann er nicht ins Theater gehen, so geht er eben in einen „Salon cantante“, wo nur der Teller herumgereicht wird. Fehlen ihm auch dafür die paar fetten Hunde („perro gordo“, fetter Hund heißt im Volksmunde das Zehn-Centimosstück), so steht er den ganzen Abend an einer Straßenecke und raucht ein Cigarillo nach dem andern, und ein Cigarillo geht doch eigentlich über jedes Vergnügen. Es gibt sogar Spanierinnen, die dieser Ansicht sind, wenn auch die meisten der Ansicht zuneigen, über jedes andere Vergnügen gehe das Spazierfahren in einer Equipage bzw. in einer Mietskutsche. Kann sie nicht spazieren fahren, dann bleibt die Durchschnittsspanierin oder wenigstens die Durchschnittsandalusierin zu Hause.

Neben diesen gemeinsamen Zügen unterscheiden sich die Bewohner der einzelnen Landschaften sehr voneinander. Diese Unterschiede zeigen sich auch in Sitten und Gebräuchen, in der Art der Volksbelustigungen usw.

Die Basken widmen sich mit Vorliebe ihrem eigentümlichen von zwei Parteien gespielten „Juego de pelota“ (Ballspiel); in einigen mittel- und südspanischen Gegenden schwärmt man noch immer zumeist für den Hahnenkampf. Die Hähne, die im Circo de gallos zum Kampf gegeneinander losgelassen werden, bewaffnet man häufig noch mit sichelförmigen Stahlsporen. Das Stiergefecht wird übrigens auch im südlichen und mittleren

Spanien mehr gepflegt, als im nördlichen. Ziemlich gleichmäßig über das ganze Land verbreitet ist die Leidenschaft für Theater, Musik und Tanz. In den zahlreichen Volkstheatern genießt man bei allerlei Getränken nationale Gesänge und Tänze; auch werden etwa kleine komische Szenen vorgeführt. Etwas ähnliches ist der „Salon cantante“, in dem nur Spanier und Spanierinnen nationale Lieder singen und Nationaltänze vorführen. Das Lied wird immer nur von einer Person gesungen, die ein Guitarrespieler begleitet, und auch die Tänze werden in der Regel nur von einer Person ausgeführt, während die ringsum sitzenden übrigen Mitglieder der Gesellschaft durch Händeklatschen den Takt angeben und durch Zurufe die Tanzenden ermuntern.

In den höhern Kreisen sind freilich fast nur unsere Gesellschaftstänze gebräuchlich. Auf dem Lande dagegen, wie in den Volkscafé und in den kleinen rauchigen Vorstadtkneipen werden noch immer die alten Tänze gepflegt. Sobald die Kastagnetten (Daumenklapper) klappern und die Guitarre brummt, verwandelt sich der Ernst, den Spanier und Spanierin sonst meist zur Schau tragen, in strahlende Fröhlichkeit.

In hohem Maße charakteristisch für das spanische Volksleben sind die „Ferias“, die Jahrmarktfeste, die „Romerias“ und „Verbenas“, die zur Verherrlichung der verschiedenen Schutzheiligen von Städten und Dörfern gefeiert werden und die Prozessionen an großen kirchlichen Festtagen, insbesondere zu Ostern und Weihnachten. Die große „Feria“ von Sevilla z. B., die im April stattfindet, ist kein bloßer Jahrmarkt, sondern ein Fest, welches das Volk, hoch und niedrig, selbst sich gibt. Die reichen Familien haben auf der Feria ihr eigenes Zelt, das sie behaglich ausschmücken, wo sie ihre Freunde empfangen, essen, trinken, musizieren, plaudern, tanzen. Auch an Zelten, die gemietet werden, fehlt es nicht.

Mit größtem Pomp werden stets die kirchlichen Prozessionen abgehalten. Die Vorbereitungen zu den prunkvollen Aufzügen werden schon tagelang vorher getroffen, die Häuser mit Teppichen, Fahnen, Guirlanden geschmückt und mit farbigen Stoffen behangen, die Straßen die der Zug passieren muß, mit Blumen bestreut, häufig auch gegen Sonnenstrahlen und Regen durch ein Schirmtdach geschützt. Weltberühmt sind die Karwochenfestlichkeiten in Sevilla. Interessant sind dabei namentlich die Aufzüge der verschiedenen Bruderschaften, die ihre reichgeschmückten Heiligenstatuen auf Tragbahnen mit vielen Lichtern durch die Straßen führen. In den letzten

Tagen der Karwoche wird dann das „Monumento“ aufgerichtet, ein künstlerisch bemaltes Holzgebäude, mit unzähligen Lampen und Wachslichtern erleuchtet; bis zu neun Stockwerken steigt dieses lichterfüllte Grabmal des Erlösers in den Hallen des Domes auf. Eine den Ausländer meist befremdende, der spanischen Kirche allein angehörende Sitte, ist der heilige Tanz, der dabei vor dem Hochaltar stattfindet. Leise getragene Geigentöne begleiten die graziösen Bewegungen der in malerische Tracht gekleideten hübschen Knaben, die mit süßer Kinderstimme eine sanfte liebliche Melodie singen. Ist die Trauwoche vorüber und der Tempelvorhang unter ohrenbetäubendem Lärm, Kanonendonner und Glockenläuten zerrissen, so wird das heilige Osterlicht angesteckt, eine Kerze so dick wie eine Säule und 2050 Pfund schwer. Das „Gloria in exzelsis Deo“ (Ehre sei Gott in der Höhe, der zweite Teil der Messe), erklingt, Weihrauchwolken durchziehen die Kirche und Priester in reichgestickten Ornaten wandeln durch die prächtigen Hallen.

Von Dr. L. v. Fabri.

Gekürzt aus „Reklams Universum“ 21. Jahrg. Heft 38.

14. Eine Vesuv-Besteigung.

Die Nacht ist mondhell; von den Türmen tönen in abgerissenen Schlägen silbern hell die Mitternachtsglocken. Alles verheißt eine genureiche Fahrt, als wir in Bosco Tre Case die Reittiere besteigen. Über uns wölbt sich sternenbesäet und nur von leisem Grau übergossen, ein wolkenloser Südlandhimmel. In raschem Tempo geht es den Berg hinan. Der Glanz des Vollmondes lässt die Umrisse des Berggipfels stark hervortreten. Weit drüben über Capri leuchtet der „schöne, stille Gefährte der Nacht“, und in die erhabene Ruhe des Meeres wirft er einen schillernden Lichtstreifen. — Die Pferde tragen uns mit sicherem Tritt leicht bergan; schon sind wir auf dem Lavastrom, der 1872 so furchtbares Unglück über die Gegend gebracht hat, und gespenstig heben sich vom Nachthimmel die zackigen Felsmassen ab, die so viel blühendes Gedeihen unter ihrer Flut vernichteten. Der Weg windet sich zwischen den Weingärten der bekannten „Lagrimæ Christi“ hindurch; mächtige Feigenbäume strecken ihr breitblättriges Dach über die Straße. Maulbeerbaumplantzungen begleiten uns auf beiden Seiten, und wo die Lava auch gar arg gehaust hat, legte die Regierung Pinienpflanzungen an, die das Gelände bald mit einem herrlichen Walde bedecken werden,

wenn nicht der Vesuv wieder tückische Streiche spielt. — Zuweilen sinken die Pferde in den knirschenden Sand ein und zwingen uns, unsere ganze, heute gelernte Reitkunst zusammenzunehmen. Mit kräftigen, neapolitanischen Flüchen treiben unsere Führer die Tiere an, die nicht allzu lebhaft sind. Sie haben den ganzen Tag bei elendem Futter gearbeitet und nun schon drei Nächte den gleichen Weg zurückgelegt. Der unheimliche Trupp der Führer fängt schon mit der Trinkgelderbearbeitung an, welche nur durch sehr deutliche Sprache zurückzudämmen ist. Wir hatten nur zwei Führer gemietet, aber sie haben noch vier junge Burschen mitgenommen und mit echt neapolitanischer Findigkeit haben sie für jeden eine Verwendung, die uns zu Trinkgeldern zwingen wird. Mit sanfter Gewalt entreißt man uns Mantel und Spazierstock, und mit Mühe behalten wir die warmen Decken, die uns gegen die Kühle der Nacht schützen müssen.

Bald sind wir aus dem kulturfähigen Land heraus und reiten nun in der eigentlichen Lavawüste, die einen melancholischen Eindruck macht. Vor uns nichts als Gestein, glasharte Lava, die bei jedem Tritt klimpert, kein Baum mehr, drüben überm Golf von Neapel das fahle Licht des Mondes und in der Höhe die vom Winde hin- und hergepeitschte Rauchwolke aus dem Krater, die sich als ein riesiges, formenwechselndes Schattenbild vom Himmel abhebt. Im dunkeln Rauche leuchtet hie und da Feuerschein auf. Bisweilen trägt uns der Wind schon Schwefeldämpfe zu. Die Reittiere müssen nun zurückgelassen werden, denn der Boden wird immer schwieriger. Recht mühsam geht es in dem tiefen Sand, der unter unsren Füßen immer weicht, durch die kälter werdende Nacht den Gipfel hinan. Ein frischer Nordwind weht, und zum Schutze lehnen wir oft gegen große Lavablöcke, die im Jahre 1900 ausgeworfen worden sind. Schon hier wird uns sehr deutlich bewußt, daß wir auf gefährlichem Boden gehen, denn aus den Ritzen des Bodens strömen überall heiße Dämpfe, die uns den Rücken auf unheimliche Weise erwärmen. Eine leise Bangigkeit schleicht sich ins Herz hinein und die stille, schweigende Nacht ist so recht dazu angetan, dieses Gefühl der Unsicherheit wachsen zu lassen. Wenn der Boden unter uns aufginge! Dann Ade, du schöne Welt, du strahlendes Meer, silberglänzendes Capri!

Nach halbstündigem Marsche sind wir am Fuße des Aufsatzkegels, und nun beginnt der mühsamste Teil der Besteigung, da der ganze Gipfel aus Schlacken besteht, die immer

rollen und das Steigen erschweren. Vor mir streckt ein trinkgeldhungriger Geist die Handhabe eines Zugbandes, das er sich um die Schultern geworfen hat, und ich lasse mich mit Vergnügen ziehen. Wir nähern uns dem Kraterrande und hören schon das Donnern und Tosen der Steinmassen, die vom Rande wegbröckeln und in den tiefen Schlund hinunterstürzen, aus dem mächtige Dampfwolken grollend emporgeworfen werden. An äußerster Grenze zwischen Leben und Sterben, „am Rand abschüssiger Kratertiefe“ stehen wir. Der Wind weht uns den Schwefeldampf in unangenehmen Wellen ins Gesicht und benimmt uns den Atem. Die Ohnmacht menschlicher Kraft gegen das Walten elementarer Naturkräfte kommt uns wohl selten so zum Bewußtsein, wie vor dieser Öffnung in die Unterwelt, aus deren quellenden Dampfwolken gespenstige, riesenhafte Flammen aufzüngeln, die fast bis zu uns emporreichen, um dann rasch wieder unterzugehen. In den Momenten, da Flammen und Rauch vergehen, können wir grauenden Auges die gewaltige Feuerstätte des Vulkans und ihre Ausdehnung bewundern. Um einen riesigen Felsenzahn mitten im Krater treiben gelbe Rauchwolken ihr Spiel. Die Kraterwände erglänzen flimmernd vom tiefsten Eisenrot bis zum hellsten Schwefelgelb, und blendende Feuerstreifen bescheinen die kristallfunkelnden Flächen. Rings um uns fallen Schwefelnädelchen, die den Boden mit feinem Schnee bedecken. Ein Frösteln befällt uns! War's von der Kühle der Nacht, oder aus Furcht vor unmittelbarer Nähe von Tod und Verderben geboren? Wie frevelhaft spielt eigentlich der Mensch mit seinem Leben! Mit lebhaften Sprüngen, umspielt von beklemmenden Schwefeldämpfen, steigen wir wieder an den Fuß des Schuttkegels, um den Sonnenaufgang zu erwarten.

Es ist halb vier Uhr, und der Mondstreifen auf den schillernden Meeresfluten wird immer länger; die silberne Scheibe rückt allmählich über den Epomeo, den toten Vulkan des Eilandes Ischia und fängt leise an zu erblassen. Die Gegend zu unsren Füßen tritt aus ihrem Dunstschleier heraus, und wir fühlen das Nahen des Tages. Schon glänzen die östlichen Himmelssäume in zauberhaft rötlichem Schein und bald stehlen sich sieghafte Strahlen durch den leichten Morgennebel. Sie hellen ein unvergeßliches Panorama vor unsren entzückten Blicken auf. Die Inseln Capri, Ischia, Procida und Nisida, wie von Riesenhänden getragen, strahlen im Morgenglanz; gegen das erstere hin streckt sich wie im

Sehnen nach Vereinigung die Orangenhalbinsel Sorrent. Die weißen, öden Abhänge des Apennin leuchten. Um all' das gleißt das morgenfrische Meer, auf dessen leichten Wellen schlanke Segel dem noch schlafenden Neapel zusteuern. Interessant ist es namentlich, die Übergänge des verwüsteten, melancholisch braunen Geländes in die gartengleich angebauten Gegenden zu Füßen des Vulkans, zu studieren. Wie nahe haben doch die leichtsinnigen Menschen ihre Hütchen an den Feuerherd angelehnt! Alles ist dabei von dieser Höhe aus betrachtet so klein und zierlich, daß es uns wie ein vollkommenstes Relief mit wunderbar wechselnden Bodenformen vorkommt. — Schon fängt die Junihitze an, uns das Verweilen ungemütlich zu machen, und unter fröhlichen Scherzen, die bei allen drei Teilnehmern als Auslösung der Bangigkeit sprudeln, geht es rutschend durch die Sandfelder bergab. Hosen und Schuhe machen dabei oft unangenehme Bekanntschaft mit scharfen Lavakanten; das tut aber unserer großen Freude, etwas Hochinteressantes in einem günstigen Zeitpunkte gesehen zu haben, keinen Eintrag.

J. Kupper, Stäfa.

II. Amerika.

15. New York.

Die riesige Entwicklung des Landes spiegelt sich im Wachsen seiner natürlichen Hauptstadt New York. Vor bald 300 Jahren vom Holländer Peter Minuit als New Amsterdam an der Mündung des Hudsonstromes gegründet, zählte der Ort im Jahre 1700: 6000, im Jahre 1800: 60,000 und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts $3\frac{1}{2}$ Millionen, ist also die größte Stadt nach London; seither wächst sie von Jahr zu Jahr um 200,000 Seelen.

Was augenscheinlich in New York alles gebaut wird oder projektiert ist, übersteigt wohl alles, was dem kühnsten Baumeister jemals im Traum erschienen ist. Unbegrenzt, wie die Möglichkeiten des großen Amerika, sind auch die neuen Unternehmungen seiner Hauptstadt. Schon jetzt ergreift den Wanderer in den Hauptstraßen New Yorks ein Gefühl der Unsicherheit und Angst, das er nicht los wird, bis er in irgend einer Seitenstraße abbiegt. Über ihm, neben ihm, unter ihm saust und donnert der Verkehr auf und nieder, wälzt sich der eilige Menschenstrom, ähnlich wie die trübe, wellenbewegte Flut des Mississippi, nach unbekannten Zielen. Menschen und wieder Menschen, ihm vollkommen fremd, stoßen und drücken und winden sich dort auf den schmalen Seitenwegen eingeengt zwischen hochragenden Riesenbauten und dem lebensgefährlichen Getriebe in der Straße, einander nicht beachtend, rücksichtslos hastend, und der fremde Wanderer bekommt gar nicht Zeit, vor lauter Bäumen den Wald zu sehen. Stehen bleiben, die Blicke der Straße entlang, oder zu den 20, 30 Stockwerken der Riesenfronten empor richten, gibt es in den Geschäftsstunden gar nicht. Er wird von den eiligen Menschen hin- und hergeschoben, gestoßen, geknetet wie ein Stück Teig, bis er in irgend einem barmherzigen Winkel landet. Hören und Sehen könnte ihm vergehen bei dem schrillen Schlag der Glockensignale, die wie beständiger Feuerlärm ertönen, dem Poltern und Rumpeln der unabsehbaren Reihe einander folgender elektrischer Waggons, dem Rasseln der Lastwagen, dem Getrampel der Pferde, dem Sausen und Klappern der Automobile. Kein Mensch hat Zeit, stehen zu bleiben, alles eilt, flüchtet in irgend einer Pforte der himmel-

hohen, mit Schildertafeln bedeckten Häuser oder in einem der langen Reihen von Kaufläden mit ihren glänzenden Spiegelscheiben, auf denen elektrisch bewegte Figuren tanzen und elektrische Hämmer schlagen, um die Aufmerksamkeit der hurtigen Passanten zu erregen. Wer nicht mitmacht, geht unter. Am überwältigendsten zeigt sich das Getriebe an den Kreuzungspunkten der Hauptstraßen, wo auch noch Stationen der Hochbahnen liegen.

Keine andere Weltstadt hat Ähnliches aufzuweisen, oder wird, Gott sei's gedankt, jemals New York darin erreichen können. Das ist eben in der eigentümlichen Lage dieser Eingangspforte in die Neue Welt bedingt. Ihre Avenüen (Straßen) sind Wege, an deren einem Ende die 400 Millionen Europas, an deren anderm Ende die 100 Millionen Amerikas wohnen, und der Verkehr dieses Drittels der Gesamtbevölkerung der Erde wälzt sich zum größten Teil hier durch. So ist New York die verkehrsreichste Stadt, das Babel der Welt. Dazu kommt dann freilich noch die eigentümliche Lage der Stadt. Das eigentliche New York liegt auf dem Inselchen Manhattan, umflutet von zwei Meeresarmen, dem Nord River und der Mündung des Hudsonstromes, getrennt von dem Festlande durch den Harlemfluß. Das ungeheure Hinterland, über das der liebe Herrgott seine Gaben in so außerordentlicher Fülle gestreut hat, ließ die neue Stadt in ebenso außerordentlichem Maße anwachsen. Die erste Menschenmillion konnte sich noch halbwegs auf der Manhattan-Insel einrichten, der Überschuß der Bevölkerung mußte abfließen und zog über die beiden Ströme, den East- und Hudsonstrom, dann über den Harlem nordwärts, hinüber nach Brooklyn, Williamsport, Astoria, Jersey City, Hoboken. Der größte Teil der Millionen Menschen, die dort wohnen, haben wenigstens ihre Geschäfte in New York oder sind sonstwie von New York abhängig. Jeden Morgen kommen Hunderttausende auf Dampffähren über die Ströme nach dem großen Bienenkorb New York, um des Abends wieder nach Hause zurückzukehren.

Von dem Straßenverkehr New Yorks kann sich ein europäischer Großstädter, und selbst ein Londoner, nur schwer eine Vorstellung machen. Dergleichen Stoßen, Quetschen, Drängen, Überhängen wie in und an den Straßenwagen und Hochbahnen von New York kommt wohl sonst nirgends vor. Es ist kaum glaublich, wie viele Menschen ein solcher, zwanzig Sitzplätze enthaltender Wagen fassen kann. Drinnen sind

sie wie Ölsardinen aneinandergedrückt, Herren und Damen aus allen Gesellschaftskreisen; wer eine Lederschleife zum Anhalten erwischen kann, hält krampfhaft daran fest, die andern halten sich an ihn, und die dazwischen Stehenden werden so gequetscht, daß sie sich überhaupt nicht zu halten brauchen. Jedesmal, wenn der Wagen anhält, jedesmal, wenn der Wagen weiterfährt, gibt es einen starken Ruck; aber kein Mensch kann umfallen; denn es fehlt der Platz dazu. Draußen auf den Plattformen stehen Menschen dicht gedrängt und auf den Trittbrettern hängen sie vielleicht mit einem Fuß in der Luft, mit einer Hand das Geländer krampfhaft festhaltend. Wagen an Wagen sausen vorüber, in langer Reihe, wie ein Eisenbahnzug, der an die 20 km. lang ist.

Bald war aber auch für die Geschäftslokale kein Platz mehr vorhanden, wenigstens in jenen Stadtteilen, wo Geschäfte in dem zeitersparenden New York allein Aussicht auf Erfolg haben. Der Grundwert stieg ins Unermessliche und um überhaupt die Zinsen des Baugrundes herausschlagen zu können, mußten die Bauten vielmehr Stockwerke besitzen. Dazu steigerte sich die Nachfrage nach Geschäftslokalen immer mehr, und da sich New York nach der Breite nicht mehr ausbreiten konnte, so mußte es sich eben in die Höhe ausdehnen. So wurden im Hauptgeschäftsviertel die „Himmelskratzer“, diese 20—50stöckigen Haustürme gebaut, Gebäude bis 220 m Höhe, — das Dreifache des Mailänder Domes, — mit bis auf 5000 Räumen. Ob damit in dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten wirklich die Grenze des Möglichen erreicht ist, bleibt abzuwarten. Hat Europa seinen Eiffelturm auf 300 m Höhe bauen können, warum soll Amerika nicht auch noch einen Geschäftspalast auf diese Höhe bringen? Das ist das Charakteristische der amerikanischen Städte des Mammons: Während wir in Europa von den Tempeln Gottes und den Kirchtürmen herabsehen auf die Dächer des Häusermeeres unserer Großstädte, blicken die Amerikaner von den Dächern ihres Häusermeeres, von den Tempeln des Mammons, auf die Kirchtürme herab!

Die vielstöckigen Riesenbauten New Yorks sind auch größtenteils der Grund des gewaltigen Verkehrs in den Straßen. In europäischen Städten wäre dieser Verkehr bei der dreimal geringern Höhe der Häuser wohl auf die dreifache Länge der Straßen verteilt. Hier ist jeder Himmelkratzer gewissermaßen eine vertikale Verkehrsstraße, jeder Aufzug ein vertikal fahrender Straßenbahnwagen, und man

sagt, daß in der Geschäftsstadt täglich ebenso viele Menschen in vertikaler, wie in horizontaler Richtung fahren. Dieser ganze senkrechte Verkehr mündet auf die Straße. Dazu kommt, daß im ganzen untern New York fast alle Menschen auf den Beinen sind. In europäischen Städten sind in den Geschäftsvierteln auch Wohnungen, deren Bewohner während des Tages zu Hause bleiben, Frauen und Kinder. Hier aber gibt es nur Geschäfte, nur Männer oder höchstens weibliche Angestellte. Um den Verkehr zu bewältigen, gibt es elektrische Bahnen mit zwei, drei, ja vier Gleisen, dazu vier Hochbahnen von je 20 km. Länge, welche den Nord-Südverkehr vermitteln. Mit ungeheuren Kosten wurde ein Netz unterirdischer Bahnen durch den Gneisfelsen der Insel gesprengt und der Verkehr bewegt sich in drei Etagen durch die Weltstadt, um an den Ufern der Flüßläufe sein Ende zu finden. Dort müssen die Hunderttausende, die täglich nach ihren Wohnungen jenseits der Flüsse wollen, die Dampffähren besteigen, die sie mitten durch den lebhaften Schiffsverkehr dieses größten Hafens der Erde nach dem andern Ufer bringen. Hier warten wieder Straßenbahnen für die Weiterfahrt. Dieses zweimalige Umsteigen rief den großartigsten Brücken. Der größte Verkehr findet zwischen New York und der Millionenstadt Brooklyn statt, und so wurde denn schon vor einem Vierteljahrhundert jenes Wunderwerk der Technik, die berühmte Brooklynbrücke, gebaut, unter welcher die Schiffe mit den höchsten Masten ungehindert durchsegeln. Aber immer noch stieg der Verkehr und so wird oberhalb die Manhattan-Brücke gebaut, die einen Kostenaufwand von 100 Millionen Franken erfordert. Nicht genug damit, bald folgt weiter aufwärts die Williamsburgbrücke und noch vor Ende dieses Jahrzehnts wird eine vierte vollendet sein. Aber man suchte nach einem durchgehenden Eisenbahnverkehr, und so wurden in den letzten Jahren nicht weniger als 11 Doppeltunnels, also 22 einfache, unter den zwei Meeresarmen in Angriff genommen und teils fertiggestellt. So ist es begreiflich, daß die Riesenstadt auf den Auswanderer mit ihren himmelanstrebenden Gebäuden, ihren majestätischen, von ungeheuren Brücken überspannten Strömen und ihrem lebhaften Verkehr einen überwältigenden Begriff von der Größe und dem Reichtum seiner künftigen Heimat geben muß.

New York ist aber keine Musterstadt; es ist nichts weniger als ein Muster einer modernen Stadt. Das Gegenteil ist der Fall. Es wird immer teurer, immer unleidlicher und selbst

viele New Yorker ziehen weg, da auch ihnen schon die Stadt zu viel geworden ist.

Im Sommer ist die Stadt eine ungeheure Bratpfanne; nichts hilft gegen diese dumpfe, ermattende, Tag und Nacht über währende Hitze. In den schwülen Augusttagen fallen täglich zahlreiche Menschen und Pferde dem Hitzschlag zum Opfer. In der untern Geschäftsstadt fühlen sich die armen Menschen nicht auf, sondern unter der Erdoberfläche zu sein; nur ein schmäler Streifen des Himmels ist zwischen den zu beiden Seiten hoch aufragenden Stein- und Stahlmauern sichtbar. Das allein schon wirkt erdrückend auf den Menschen; er möchte fliehen, irgendwohin, wo Luft und Licht und Kühlung vorhanden ist, und die einzigen Orte, wo er sie findet, sind die — Dächer. Auf den Dächern der New Yorker Riesenbauten hat der erfindungsreiche Yankee Gärten, Klubs, Restaurants, Theater, Konzerthallen, — Kirchen eingerichtet. Und diese wundersame Einrichtung muß als ein wahrer Segen empfunden werden.

Nach Ernst v. Hesse-Wartegg.
(Union Deutsche Verlagsanstalt.)

16. Chicago.

Die Entwicklung von Chicago, der zweiten Stadt des Landes, gibt vielleicht noch deutlicher ein Bild von der wunderbaren, geradezu einzigartigen Entwicklung des Landes. Vor 100 Jahren existierte die Stadt noch nicht und jetzt zählt sie 2 Millionen Einwohner. Vor 20 Jahren noch hatte man kein anderes Trinkwasser, als das berüchtigte, krankheitverbreitende, schmutzige, übelriechende, aus dem durch den riesigen Schiffsverkehr stets aufgewühlten Chicagoflusse. Beim hohen Wasserstand des Michigansees wurden die Straßen, die kaum gepflastert waren, überflutet, der Schlamm blieb wochenlang auf dem grundlosen Straßenbett, und in diesem konnte man Herden von Rindern und Schweinen einherwaten sehen, wie die Fuhrwerke mit ihrer Bespannung, ihren Kutschern und Insassen ganz mit schwärzlichem Schlamm bedeckt. Und schon zählte Chicago eine halbe Million Einwohner! Aber die Stadt mit ihrer für die Beherrschung des kontinentalen Verkehrs, wie geschaffenen Lage mußte groß werden, zur Weltstadt heranwachsen, also mußten die Übelstände beseitigt werden. Den Überschwemmungen durch den Michigansee mußte abgeholfen werden. Aber wie? Natürlich dadurch, daß man die Halbmillionenstadt

einfach hob. Man hob, wo es nötig war, die Häuser, hob die Bürgersteige zu beiden Seiten der Straßen und füllte diese selbst um einige Fuß auf.

Die Stadt war auch, wie man zu sagen pflegt, „verbaut“. Die ersten Ansiedler konnten sich doch nicht träumen lassen, daß ihre Söhne, in einem schmutzigen Krähwinkel geboren, auf demselben Fleck in einer Zweimillionenstadt, einer der größten Städte des Erdballs, sterben würden. So wurden bald die Straßen für den Verkehr zu eng. Das passiert ja auch bei uns. Aber hier wartet man Jahrzehnte, bis die Besitzer ihre alten Häuser niederreißen, und zwingt sie, die Neubauten um das erforderliche Maß der zu verbreiternden Straße zurückzusetzen. In Chicago aber wuchs der Verkehr derart, daß er alle beengenden Fesseln einfach zu sprengen drohte. Man mußte nachgeben. Die Häuser niederreißen? Mit nichts. Sie wurden einfach auf die erforderliche Breite der Straße zurückgeschoben. Man hob sie von ihren Grundmauern auf Rollen, befestigte sie an das Seil gewöhnlicher Pferdewinden und zog sie mit Hilfe der letztern auf neue Grundmauern. Verkaufte ein alter Chicagoer den Bauplatz seines Hauses, weil ihm für dessen gute Lage ein hoher Preis angeboten wurde, dann kaufte er sich irgendwo außerhalb des Geschäftsviertels einen billigen Baugrund und ließ sein Haus, wieder nur mit Hilfe von Pferdewinden, straßauf, straßab nach dem letztern schaffen. So wurden die Stadtviertel rasch nach den verschiedenen Bedürfnissen geordnet, die alten Häuser beseitigt, die Stadt verschön, die Straßen verbreitert, sodaß selbst in den Geschäftsvierteln verschiedene Straßen sich mit den schönsten Geschäftsstraßen amerikanischer Städte messen können.

Das Trinkwasser des Chicagoflusses war die Quelle von Krankheiten und Epidemien. Es mußte frisches, klares Wasser zugeführt werden, und das befand sich ja im Michigansee, gerade vor der Stadt. An den Ufern war es schmutzig; denn der Chicagofluß, in welchen alle Kloaken der Stadt mündeten, ergoß sich gerade im schönsten Teil des Geschäftsviertels in den See. Was war zu tun? Man grub am Ufer einen vertikalen Schacht von größerer Tiefe als der Seeboden, dann einen horizontalen Tunnel unter dem letztern auf etwa 2 km, in den See hinaus, bis zu einem Punkte, wo in der Zwischenzeit ein vertikales Caisson vom Seegrunde an die Oberfläche des Wassers gebaut worden war. Nun wurde durch das Durchschlagen der dünnen Felsschicht die Verbindung des Caissons mit dem Tunnel hergestellt, das reine, frische Seewasser

strömte oben in den Caisson, dann durch den Tunnel in die Stadt und wurde durch große Dampfmaschinen aus dem Schacht in die Wasserleitung gepumpt. Chicago hatte gutes Trinkwasser.

Der Fluß war aber immer noch ein böses Übel; denn er setzte den Unrat der Stadt gerade vor der Nase der Einwohner am Seeufer ab, es stank zeitweilig ganz entsetzlich; ja, da das Gefälle des Flusses nur ein sehr geringes war, blieb der Unrat bei dem hohen Wasserstand im See, sogar im Flußbett liegen, wurde durch die vielen Dampfer fortwährend aufgerührt und den Bewohnern gewissermaßen wieder in ihre Häuser gesetzt. Irgendwo anders in der Welt hätte man Rieselfelder, Verbrennung, Kanalisierung und dergleichen vorgeschlagen, die Chicagoer kamen aber auf eine ganz andere Lösung, die einfachste, zweckmäßigste, die eben nur einem Chicagoer einfallen konnte. Sie drehten den Fluß einfach um. Statt daß er von seinem Ursprung gegen seine Mündung fließt, fließt er nun von der Mündung nach seinem Ursprung, stromaufwärts.

Wie wurde das gemacht? In der Ebene, nicht weit vom Ursprung des Chicagoflusses, strömt ein anderer Fluß vorbei, nach dem Mississippi. Was war einfacher, als den Chicagofluß mit den andern durch einen Kanal zu verbinden und an der Vereinigungsstelle große Pumpwerke im Chicagofluß anzulegen? Diese Pumpwerke saugen das Chicagowasser nach dem andern Fluß und statt daß der Fluß in den See mündet, läuft Seewasser in den Fluß, schwemmt ihn aus, wäscht das Flußbett und bringt den Unrat der Kloaken in den Mississippi.

Das Geheimnis der Größe und Blüte von Chicago ist seine Lage. Die große Masse des Verkehrs wälzt sich in ostwestlicher Richtung von den atlantischen Staaten nach den großen Präriestaaten des Mississippigebietes und über das Felsengebirge hinweg nach den Küsten des Stillen Ozeans. Eine ganze Reihe von Eisenbahnlinien stellt die Verbindung der östlichen Häfen New York, Philadelphia, Boston, Montreal u. s. w. mit dem Westen her. Nun werfen sich ihnen aber im Herzen des Kontinentes die fünf großen Seen, vor allem der Michigansee, quer in den Weg. Alle diese kontinentalen Verkehrslinien müssen daher die Seen auf den Südseiten umfahren, und an dem Südende des am weitesten vorspringenden Sees, dem Michigansee, liegt Chicago. Alle Eisenbahnlinien von Osten her müssen also naturgemäß in Chicago zusammenlaufen, dort erst können sie sich ungehindert fächerförmig nach allen Richtungen ausbreiten. Der Fächerkopf aber ist

Chicago. Die Union übertrifft jedoch mit ihrem Eisenbahnnetz jenes von Europa weitaus, und so ist Chicago einer der ersten Eisenbahnknotenpunkte des Erdballs.

Chicago beherrscht in der Industrie und im Handel einen großen Teil des Mississippistromgebietes bis hinauf an die kanadische Grenze und in das ferne Montana. Es ist für die Bewohner dieser Gegenden ihr Paris. Fallen die Ernten gut aus, dann kommen sie in hellen Scharen mit wohlgefüllten Taschen.

Weniger begreiflich ist, daß Chicago, im Herzen des Kontinente gelegen, ein ganz bedeutender Seehafen sein soll. Und doch ist es so. Bieten die großen Seen dem Landverkehr ein Hindernis insofern dar, als sie die Bahnen nach ihrem südlichsten Ende ablenken und dadurch Umwege nötig machen, so sind sie anderseits selbst wieder die gewaltigste natürliche Verkehrsstraße, die irgend ein Kontinent besitzt; denn vom fernen Westen bis an die Küsten des Atlantischen Ozeans bilden sie eine ununterbrochene Wasserstraße mitten durch die bevölkertsten, entwickeltsten Staaten des Kontinents mit den reichsten Mineral- und Ackerbauprodukten. Chicago wird durch seine Lage zum natürlichen Verteilungsmittelpunkt des Handels und Verkehrs; der Warenaustausch zwischen Ost und West, zwischen Nord und Süd muß in Chicago stattfinden, und so wurde es zur größten Handels- und wichtigsten Verkehrstadt des Landes, mit alleiniger Ausnahme von New York. Seine Lage zwischen den gewaltigen Kohlenlagern von Illinois und Indiana im Süden, und den unerschöpflichen Eisen- und Kupferlagern von Minnesota und Wiskonsin an den Ufern des Oberen Sees im Norden mußte aber auch der Industrie von Chicago einen mächtigen Aufschwung geben, und neben den pennsylvanischen Großstädten der Eisenindustrie steht Chicago mit an erster Stelle nicht nur in Amerika, sondern auch in aller Welt.

Chicago ist zudem noch lange nicht auf der Höhe der Entwicklung angelangt. Nach Osten, an den Atlantischen Ozean hat es eine Wasserstraße von 3700 km., nach europäischen Verhältnissen von der Nordsee durch Europa bis nach Ostpersien. Jetzt sollen die großen Seen mit dem Stromgebiet des Mississippi in Verbindung gebracht werden, wodurch die Waren von den wichtigsten Baumwoll- und Zuckerstaaten des Südens über Chicago, mit Umgehung New Yorks, nach Europa gelangen könnten.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg.
(Union, deutsche Verlagsanstalt.)

17. Chicago als „Porcopolis“ (Schweinestadt).

Eine Großstadt von einer Viertelmillion Einwohnern, die ausschließlich von Schlächtern und ihren Familien bewohnt wird, würde man kaum für möglich halten und doch besitzt Chicago einen solchen Stadtteil. 50,000 Schlächter sind dort Tag für Tag, jahrein, jahraus mit dem Schlachten der großen Viehherden beschäftigt, die in vielen Eisenbahnzügen fortwährend aus dem großen Westen und Südwesten Amerikas eintreffen.

Diese Großstadt liegt im Süden und die Chicagoer schaudern beim Aussprechen ihres Namens; denn dort liegen nicht nur die riesigen Schlächtereien und Wurstfabriken, sondern auch die Dünger-, Leim-, Seifen- und Kerzenfabriken, sowie andere wohlriechende Gebäulichkeiten. Kommen in Chicago Unruhen im großen vor, und dies geschieht oft, so ist jener Stadtteil der Schauplatz. In früheren Jahren waren die Polizei-posten in beständiger Lebensgefahr.

Eingeschachtelt in diese Stadt der Schlächter liegt eine zweite Stadt, eine der merkwürdigsten unseres Planeten, die einzige in ihrer Art. Die Schlächterstadt ist gewissermaßen nur eine Vorstadt von ihr, da sie in ihrem Erwerb ganz von ersterer abhängig ist, und doch besitzt diese letztgenannte Stadt nicht einen einzigen menschlichen Einwohner, auch nicht einmal Häuser, ein paar Geschäftsgebäude und Fabriken ausgenommen. 23 Eisenbahnen, die aus allen Teilen des Kontinentes in Chicago zusammenlaufen, haben hier bedeutende Frachtbahnhöfe, die Stadt selbst wird von breiten und wohlgepflasterten Straßen durchzogen, ihre Verwaltung verfügt in und zwischen diesen Straßen über 500 km. Bahnlinien; sie hat Wasserleitung, Kloaken, Gas- und elektrische Beleuchtung, Polizei, Feuerwehr nach dem modernsten Muster eingeführt und dazu 13,000 Hotels gebaut — 13,000, man merke wohl — und doch hat diese Stadt, wie schon bemerkt, keinen einzigen menschlichen Einwohner.

Diese Stadt ist eine Stadt für Tiere und die 13,000 „Hotels“ sind für sie bestimmt, für Rinder, Schafe, Pferde, Schweine, vor allem letztere. Täglich kommen ihrer in langen Eisenbahnzügen, gewöhnlich zwischen 4—8 Uhr morgens, viele Tausende an. Der Verkehr der vierbeinigen Reisenden ist dort größer als jener der zweibeinigen in unseren Großstädten, täglich im Durchschnitt 50,000! Nicht etwa nur aus der Umgebung, sie kommen aus 1—2000 km. Entfernung, aus dem fernen Texas und Arizona, aus Wyoming und Montana in

eigenen Touristenzügen, und was man in Bezug auf die Schönheit von Neapel von den Touristen sagt, „Neapel sehen und dann sterben“, das trifft hier buchstäblich bei den Rinder- und Schweinetouristen ein.

Damit auf den tagelangen Reisen durch den weiten Westen die Tiere nicht zum Füttern und Tränken ausgeladen werden müssen, eine sehr zeitraubende und kostspielige Sache, namentlich bei den störrigen, widerhaarigen Schweinen, sind auf den Eisenbahnzügen, ganz wie auf unseren Hauptbahnen, Speisewagen eingeführt worden. Die Tiere füttern während der Fahrt. Kommen die Tiere in Chicago an, so werden die Züge von den Angestellten der Schweinestadt in Empfang genommen, nach den verschiedenen Hotels geführt und dort ausgeladen. Die für Schweine und Schafe bestimmten „Hotels“ sind eingedeckt, Rinder schlafen unter freiem Himmel. Wer sich die Stadt vom ersten Stock des Restaurants oder der Schweinebörse betrachtet, der sieht ein Riesenschachbrett vor sich, jedes Schachfeld ist ein „Hotel“, aus hohen starken Balken gebildet. Der Fußboden ist aus Holz und die ganze Einrichtung besteht aus Futter- und Wassertrögen. Zusammengenommen haben diese letztern eine Länge von 200 km, von Schaffhausen bis fast nach Chiasso. In den Straßen dieser Bretterstadt herrscht der regste Verkehr. Unten auf der Straßenbahn pusten und schnauben Lokomotiven auf und ab, schwere, polternde Lastzüge schleppend, dazwischen fahren Hunderte von fest verschlossenen großen Frachtwagen einher, vielleicht auch Omnibusse, welche die Geschäftsleute fahren, aber niemals sieht man eine Equipage, oder ein leichtes Wägelchen, niemals eine Dame. Hieher kommt nur das starke, ja das stärkste Geschlecht.

Über dem Straßenboden laufen auf Stahlgerüsten in der Höhe des 1. Stockwerks wieder Eisenbahnen, und auch hier ist der Verkehr tagsüber ungemein rege. Der Inhalt der Hunderte von offenen Waggons, die hier nach den verschiedenen finsternen Gebäuden gebracht werden, ist grauenhaft. Wagen voll Gehirn, voll Eingeweide, voll blutender Hufe und Schädel, Blut und blutender Knochen. Von 8—10 Uhr morgens ist Börse und um 10 Uhr vormittags sind die vielen Tausende von Schweinen und Schafen verkauft. Das Rindergeschäft dauert bis Nachmittag. Die Angestellten nehmen unmittelbar nach dem Abschluß der Verkäufe die betreffenden Tiere in Empfang, lassen auf gewaltigen Wägevorrichtungen, die gleich 2—300 Schweine auf einmal wägen, ihr Gewicht bestimmen

und führen sie nach der Stallung ihrer Firma. Dort bleiben sie gewöhnlich nur eine Nacht und am nächsten Morgen ist ihr Erdendasein beendet. In langer, ununterbrochener Prozession werden sie auf gedeckte, schmale Rampen getrieben, die über die Stallungen hinweg in das erste Stockwerk der Schlachthäuser führen. Dort werden sie von riesigen Schlächtergesellen erfaßt, eine Rolle umschlingt im nächsten Augenblick ihre Hinterbeine und sie hängen in langen Reihen auf Schienen, die direkt zum Tode führen. Hinter einer Wand stehen Männer mit dem gezückten Mordstahl in der bluttriefenden Hand. Alle drei oder vier Sekunden rollt ein grunzendes, quietschendes, strampelndes Schwein herbei, ein Stich in die Kehle, und alles ist aus. Das geht so den ganzen Tag über. Jede Minute kann so ein Schlächter 12—20 Schweinen den Garaus machen; der geschickteste hat schon manchen Tag 5000 Schweine vom Leben zum Tode befördert.

Mit offener, blutender Kehle rollen die Schweine in langer Reihe einher; ein paar Männer nehmen sie flink von der Kette und lassen sie in Kessel mit siedendem Wasser fallen; andere fischen sie mit Stangen heraus und werfen sie auf lange Tische; automatisch setzen Maschinen an und rasieren sie der Länge und Quere nach, auf Rücken und Bauch und Seiten, und schön glatt, rosa kommen sie dann unter die Messer der Schlächter. Eins, zwei sind sie in Hälften geteilt, eins, zwei fliegen die Schinken herunter, eins, zwei sind die Bäuche ab und so gehts weiter und kommt der Feierabend, so liegen in den eiskalten Kühlräumen der Schlachthäuser manche Millionen Pfund Schinken und Speck sorgfältig verpackt, eingenäht in Leinwand, verlötet in Konservenbüchsen, oder frisch, mit weißer glänzender Haut.

Beim Hornvieh geht das Gemetzel ähnlich vor sich, nur lassen sich die Rinder, an das freie Leben in den unermeßlichen Prärien des Westens gewöhnt, nicht so mir nichts dir nichts in die dunklen Gänge der Seufzerbrücke treiben. Da müssen allerlei Mittelchen helfen; so schreitet z. B. ein alter Stier liebäugelnd voran und hinter ihm drein folgt das dumme Vieh. Oben am Schlachthaus werden die Rinder in enge Verschläge eingelassen, über welchen riesige Männer, wahre Hünen, einen langstieligen schweren Hammer schwingen. Man hört einen kurzen, trockenen Krach und alles ist aus. So finden täglich hier 9000 Rinder ihren Tod! Die Gesamtzahl der in einem Jahre geschlachteten Tiere beläuft sich auf $2\frac{1}{2}$ Millionen Rinder, $4\frac{1}{2}$ Millionen Schafe und 7 Millionen Schweine, zu-

sammen im Wert von 1500 Millionen Franken. In einem einzigen Tage geht aus den Schlachthäusern Chicagos soviel Fleisch hervor, daß die Bevölkerung des ganzen deutschen Reiches, Kinder eingeschlossen, mit je einem Pfund Fleisch versorgt werden könnte. Tatsächlich werden große Fleischmengen nach Europa, Ostasien, Mexiko versandt. Der Wert der Felle von den geschlachteten Tieren erreicht 190 Mill. Fr., die Wolle 125 Mill. Fr.

Nach Hesse-Wartegg.
(Union Deutsche Verlagsgesellschaft.)

18. Amerikanische Millionäre.

In den Vereinigten Staaten gibt es nicht weniger als 18,000 Menschen, von denen jeder zum mindesten eine Million Dollars sein eigen nennt! Ja es gibt drüben drei Menschen, deren Vermögen in die Tausende von Millionen Franken steigt, mehrere Dutzende die über 600 Millionen besitzen und die 120 fachen Millionäre sind nach Hunderten zu zählen! Nicht weniger als 840,000 Personen haben ein Vermögen von 600,000 Franken. Diese Zahlen lesen sich wie ein Märchen, besonders wenn man sich vor Augen hält, daß die weitaus große Mehrzahl dieser vielfachen, einfachen und halben Millionäre als arme Teufel nach der neuen Welt gekommen sind. Es ist das Märchen vom Schlaraffenlande, wo die Menschen nur die Mäuler aufzusperren haben und die gebratenen Tauben fliegen ihnen hinein. Die Sache ist indessen leicht erklärlich. Heute werden die Vereinigten Staaten von 80 Millionen Menschen bewohnt, ungefähr 6% der Gesamtbevölkerung der Erde. Diese 6 von Hundert haben aber 20—50% der Naturschätze der Erde in ihren Händen. Sie brauchten sie nur aus dem Boden heben zu lassen und das taten die ungeheuren Arbeiterarmeen, die aus dem alten Europa nach Amerika ausgewandert sind. Sie gruben Gold, Kupfer, Kohle, Silber, Eisen aus der Erde, bebauten die Weizen-, Mais-, Baumwoll-, Zuckerfelder, verarbeiteten die Produkte in den Fabriken und Bruder Jonathan strich den Gewinnst ein.

Die Amerikaner brauchten dabei gar nicht besonders schlau zu Werke zu gehen. Die meisten Millionäre verdienten sich ihre Millionen ganz von selbst, ohne Arbeit, ohne Spekulation. Irgend ein Yankee sitzt als Farmer auf seinem Grundbesitz irgendwo in Minnesota oder Wiskonsin im fernen Nordwesten. Da kommen Prospectors und finden dort Eisen oder Kupfer

und das Grundstück entpuppt sich als das denkbar reichste Erzlager. Der Farmer verkauft es an eine Gesellschaft und ist über Nacht zum Millionär geworden. Oder irgend ein armer Teufel befindet sich jahrelang in den Felsengebirgen auf der Suche nach Gold. Er hat seinen letzten Groschen aufgezehrt und lebt beim Kneipwirt des Minenlagers auf Pump. Eines schönen Tages findet er eine reiche Goldader und sofort sind Leute zur Hand, die ihm seinen Fund für eine Million und mehr abkaufen. Der Kneipwirt hat ihm unter der Bedingung Kredit gegeben, daß ihm ein Fünftel oder ein Viertel seines Fundes gehören soll und nicht nur der Miner, auch der Wirt ist ein gemachter Mann. Das kam in den Sechziger und Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Felsengebirgen von Kolorado oder in den Sierras von Kalifornien und Nevada hunderte Male vor. Heute sind diese ehemaligen Miners oder Schenkhirte vornehme Gentlemen in New York, rauchen Dollarzigarren, fahren im Automobil und ihre Töchter sind elegante Ladies, um deren Hand europäische Aristokraten werben. Oder ein Bauer aus der Alten Welt kommt nach Texas mit seinen Weideländereien so groß wie europäische Großmächte. Er kauft sich ein Paar Rinder, ganz wie er sie zu Hause hatte. In der frischen freien Natur bei dem guten Futter vermehren sich die Rinder wie die Kaninchen, die großen Schlachthäuser von Chicago und Kansas City kaufen sie ihm für gutes Geld ab und nach 30 Jahren ist der Bauer ein steinreicher Mann.

Das hervorragendste Beispiel derartiger Glücksvögel ist Friedrich Weyerhäuser, dessen Vermögen nach der Ansicht von Leuten, die es wissen können, das Milliardenvermögen des sogenannten reichsten Mannes der Welt, John D. Rockefeller, übertrifft. Und doch ist sein Name außerhalb seines Staates Wiskonsin gar nicht bekannt. Vor 50 Jahren kam Friedrich Weyerhäuser als armer deutscher Emigrantenjunge nach Amerika. In einer Waldgegend hatte er seine frühe Jugend verbracht, verstand etwas von der Forstwirtschaft und zog deshalb in die große Waldregion des nördlichen Wiskonsin. Dort erwarb er sich durch Arbeit ein paar tausend Dollars, kaufte Waldland, zog Kapitalisten ins Geschäft und erweiterte seinen Waldbesitz durch Holzverkäufe derart, daß ihm heute in Wiskonsin, Minnesota, Oregon und Washington viele tausende Quadratkilometer von der Gesamtfläche manches europäischen Königreichs gehören. Er wird der Holzkönig genannt, wie es Kupfer- und Stahlkönige gibt. Sein Vermögen

wird nach Tausenden von Millionen Franken geschätzt; aber das Schönste ist, daß er durch eigenen Fleiß und eigenes Genie, ohne andere Leute zu ruinieren, wie es Rockefeller und Carnegie getan haben, zu solch unerhörtem Reichtum gekommen ist.

Immerhin mußten diese Leute im Westen, in den Prärien wie in den Felsengebirgen arbeiten, sich Entbehrungen aussetzen. Das hatten jene die in New York oder Philadelphia oder Boston sitzen blieben gar nicht nötig. Mit einem bißchen Geld in der Tasche konnten sie ohne Arbeit Millionär werden. Das ganze New York war überhaupt das größte Geschäft, das jemals gemacht wurde. Im Jahre 1626 kaufte Peter Minuit die ganze Insel Manhattan den Indianern für ein paar Ketten Glasperlen, Stoffe und Rumfässer, zusammen im Wert von 24 Dollars. Heute hat die Insel einen Grundeigentumswert von 4000 Millionen Dollars. Im unteren Teil des Broadway kostet der m.² 30,000 Fr. Die Wertsteigerung beträgt das 266 fache des natürlichen Wachstums; denn die 24 Dollars wären mit Zinseszinsen auf 15 Millionen Dollars gewachsen. Man kann sich denken, welche Unsummen Geldes von jenen verdient worden sind, die zur rechten Zeit rings um die wachsende Stadt New York Grundstücke gekauft haben. John Jakob Astor war der Glücklichste unter ihnen und seine Nachkommen zählen heute noch zu den reichsten Leuten der Welt.

Die zwei reichsten sind aber wohl Rockefeller und Carnegie; das Vermögen des ersteren wird auf 4 Milliarden Franken geschätzt; er könnte den zweitreichsten Mann der Welt, Carnegie zweimal auskaufen. Und beide waren vor 40 Jahren arme Jungens! Carnegie hat sich als der reichste Privatmann der Welt, als Besitzer von 2500 Millionen Fr. vom Stahlgeschäfte zurückgezogen. Er ist ein einfacher Mann geblieben, der jetzt in seinem geliebten Vaterlande, im schottischen Hochlande, Forellen fischt. Er verfügt über 80—100 Millionen Franken jährlicher Einkünfte und übt eine königliche Wohltätigkeit. Seine Schenkungen belaufen sich auf 600 Millionen Franken. Rockefeller, obschon bald ein Siebziger, kann sich nicht entschließen, vom Geschäft zurückzutreten. Er sagt, ein Mann soll bei seinem Geschäft bleiben bis an sein Lebensende. Und so wühlt er weiter in seinen Millionen, für sich fast nichts brauchend. Doch das Geld macht nicht glücklich, ja es kann zu einem Fluch für den Menschen werden. Richter Lardes äußerte bei der Verurteilung der Öl-Gesellschaft, deren Führer

und Hauptinhaber Rockefeller ist, er bedaure, daß seine Befugnisse ihm nicht erlaubten, Leute wie Rockefeller ins Gefängnis zu schieben.

Von E. v. Hesse-Wartegg.

19. Holzindustrie im fernen Westen der Union.

So lange die ungeheuren Gebiete des amerikanischen Nordwestens noch unerforscht waren, galt das gesegnete Kalifornien auch als das reichste Waldland der Erde. Wenn seine Hauptstadt San Franzisco innerhalb der fünf Jahrzehnten seit ihrer Gründung zur Weltstadt herangewachsen ist, so hat es dies weniger dem Golde als dem Holz zu danken, das von dort nach allen Teilen der Welt, nach China, Japan, den Tropenländern und nicht zum mindesten nach Europa verschickt wird. Mit Bauhölzern der größten Sorten beladen, durchfahren jährlich Hunderte von großen Drei- und Viermastern das „Goldene Tor“ von Kalifornien. Deutschland führt jedes Jahr für ungefähr 300 Millionen Franken Holz ein, England sogar für gegen 700 Millionen Franken, auch Frankreich ist ein bedeutender Abnehmer. Die Einfuhr stammt größtenteils aus Nordamerika, vornehmlich was das Material für den Schiffsbau betrifft. Früher kamen die Tausende von Masten und Raaen, die in den Schiffsbauwerkstätten Europas verarbeitet wurden, der Mehrzahl nach aus dem Staate Maine. Dann kam Kalifornien an die Reihe. In neuester Zeit bieten aber die Nordweststaaten Amerikas, Oregon und Washington, die reichste Ausbeute.

In diesen Staaten hat es wirkliche Baumriesen, so die Sequvia gigantea, Bäume mit Stämmen von 80 m. Höhe und 10 m. Durchmesser. Glücklicherweise ist ein Wald mit 600 solcher Riesen zum Nationalpark erklärt worden und darf also nicht ausgeschlagen werden. Und doch gibt es in den Urwäldern des nördlichen Oregon und im Staate Washington zahllose Nadelbäume, die Douglas Pine und Oregon Pine, die noch höher und mächtiger sind.

Das Fällen der Riesenstämme hat sich allmählich zu einer Industrie herausgebildet, in der viele Tausende beschäftigt sind. Eine einzige Gesellschaft kann während der Wintermonate täglich eine halbe Million Fuß Bauholz fällen. Sie besitzt dazu eine Pachtung von einer Million Morgen (1 Morgen gleich zirka $\frac{1}{3}$ Hektare) Wald, 80 Meilen Eisenbahn, 10 Lokomotiven, 20 Lokomobilen und 400 Arbeiter, die mit

ihren Familien in kleinen Ansiedelungen mitten im Urwald wohnen und diese Ansiedelungen jedes Jahr verlegen, dorthin, wo eben der Wald abzuhauen ist. Jeder Arbeiter verdient 12 bis 20 Franken täglich, neben Wohnung und Kost. Die Arbeiter sind meistens Kanadier und Skandinavier. Aufseher bezeichnen die Bäume, die zu fällen sind. Die Holzfäller wählen zunächst die Richtung, nach der der Baumriese zu stürzen hat — eine wichtige Frage, da von dieser Richtung die Leichtigkeit der nachherigen Fortbeförderung des Stammes abhängig ist. Dann schlagen sie Löcher in den Stamm, etwa auf 1—2 m Höhe und setzen die Schwungbretter da hinein. Hierauf wird im rechten Winkel zu der Richtung, in der der Baum stürzen soll, ein tiefer Einschnitt in den Stamm gehauen, wozu die Fäller sich auf die Schwungbretter stellen. Nun setzen die Säger ihre je nach der Baumdicke 2—4 m. lange Säge an die dem Einschnitt entgegengesetzte Seite des Stammes und sägen ihn nahe zur Hälfte durch. Danach geschieht dasselbe auf der entgegengesetzten Seite; ist der Stamm beinahe durchgesägt, so wird der Baum zum Stürzen gebracht. Dazu treiben die Fäller mit ihren gewaltigen Äxten Stahlkeile in den Einschnitt und tun dies mit so genauer Bemessung, daß der Baum schließlich gerade auf jenen Fleck zu Boden fällt, wo die Fäller ihn haben wollen. Nun tritt eine andere Arbeitergruppe ans Werk. Ihre Aufgabe ist es, die Äste des gefallenen Riesen und das Buschwerk ringsherum abzuhauen und so die Bahn zu ebnen, auf der er schließlich aus dem Walde gezogen werden kann. Fast gleichzeitig treten die „Barkers“ (von Bark-Rinde) in Tätigkeit. Die Rinde der Douglastanne ist nämlich von außerordentlicher Dicke, dabei vielfach gespalten, so daß sie beim Fortschaffen des Baumes wie eine Pflugschar den Boden aufreißen und den Transport sehr erschweren würde. Die Barkers entfernen daher die Rinde an der untern Seite, dann schlagen andere Arbeiter gewaltige Eisenhaken an das vordere Ende des Stammes und befestigen die schweren Zugketten daran. Diese Ketten werden von Lokomobilen mittelst Dampfkraft auf Winden aufgerollt, der Stamm wird dadurch fortgeschleift und so endlich bis zum nächsten Fluß oder zur nächsten Bahnstation gebracht. Dort sind starke Krane vorhanden, um die Stämme auf die Eisenbahnwagen zu heben.

So geht die Ausrottung der Baumriesen von Washington und Oregon jeden Winter im großen vor sich und immer spärlicher werden diese majestatischen Urwaldriesen, von

denen viele eine Höhe von über 110 m. erreichen, bei einem Stammesumfang von 15 m.! Bis auf 60 m. streben sie als kerzengerade Riesensäulen empor, um sich erst dann zu verästeln. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so hoch, wird die Oregon-Zeder, dann der Lebensbaum, von denen schon Exemplare bis auf 100 m. Höhe und 20 m. Umfang gefällt worden sind.

Von E. v. Hesse-Wartegg.

20. Panama und sein Kanal.

Um den Panamakanal, das größte technische Werk aller Zeiten, herzustellen, haben die Amerikaner das geographische Bild der Landenge zwischen den beiden Kontinenten der Neuen Welt total verändert. Statt einer geschlossenen, von wilden Flussläufen zerrissenen Landmasse zeigt sich jetzt ein See, der mit nahe an 400 km.² Größe den großen Schweizerseen an Ausdehnung nahekommt (Bodensee 538 km.²); ein See, durch Fjorde und zahlreiche Inseln in den eigenartigsten Formen und verschiedensten Größen so zerteilt, wie keine zweite Wasserfläche unserer Erde; all die Flussläufe, Schluchten, Täler, die Dörfer, Weiler, Ansiedelungen, Plantagen, welche die Landkarten aufwiesen, verschwanden mehr und mehr und der wasserreiche Rio Chagres, der seine verheerenden Fluten durch dieses Gebiet zum Karibikmeere wälzte, mündet jetzt 40 km. näher landeinwärts, nahe der Mitte des Isthmus, in den künstlich geschaffenen Gatunsee.

Im Frühjahr 1912 haben die Amerikaner die Mündung des Rio Chagres nur wenige Kilometer von Gatun abgesperrt. Wie bei plötzlich eintretendem Regen sich auf unseren Plätzen Regenbäche bilden, welche die tiefer gelegenen Stellen ausfüllen und sie in Pfützen verwandeln, so geschah das im allergrößtem Maßstab auf der Landenge von Panama; die tiefsten Stellen bedeckten sich mit Wasser, das stetig stieg, immer mehr trockenes Land verschlang, die 26 Nebenflüsse des Rio Chagres vom Hauptflusse abschnitt und in die sich allmählich erweiternde Wasserfläche münden ließ; den Tälern und Schluchten langsam folgend, umfingen die trüben, rötlichen Wassermassen die Höhenzüge mit immer länger werdenden Fjorden, bis diese sich an ihrem Ende vereinigten und die Höhenzüge in Inseln verwandelten, immer größer wurde der See, immer höher stieg das Wasser, immer kleiner wurden die Inseln, immer mehr an solchen wurden vom Festlande

abgeschnitten. Eine amerikanische Sintflut, bei der einige Jahre nach dem Schließen des Sperrdamms an die Stelle der biblischen Arche Noahs die Riesendampfer aller Meere treten.

Die Durchstechung des Isthmus von Panama erfolgte durch die Nordamerikaner in dem kurzen Zeitraum von 7 Jahren. Jene, die noch in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts an der Möglichkeit der Ausführung dieser Titanenarbeit zweifelten, mußten ihre Zweifel aufgeben. Das Heer von Titanen kam wirklich in Gestalt von Dampfschaufeln, Riesen mit stählernen Armen und Händen, in deren Adern Dampf und elektrische Ströme statt Blut laufen, stählerne Sklaven der Menschheit, denen Fieber und Malaria nichts anhaben können. Mit Hilfe dieser Titanenarme allein war es möglich, die beiden größten Weltmeere durch eine Wasserstraße zu verbinden.

Den neuen Gatunsee zu schaffen, war der glücklichste Gedanke der amerikanischen Ingenieure; denn durch ihn wurde die Gesamtlänge des Kanals — gegen 80 km. — auf die Hälfte verringert, ohne Überschreitung der ursprünglich angenommenen Gesamtkosten von rund 1900 Millionen Franken.

Der Gatunsee beseitigte gleichzeitig das größte Hindernis der Herstellung des Kanals, sowie nach seiner Eröffnung den größten Störenfried des Betriebes, den Rio Chagres, für den das ursprüngliche französische Projekt die Ausgrabung eines neuen Flußbettes von annähernd 50 km. Länge vorgesehen hatte. Freilich mußten die Amerikaner das Eigentum der Ansiedler auf dem zu überflutenden Lande ablösen, doch das erforderte kaum nennenswerte Opfer im Verhältnis zu den Herstellungskosten.

Was die Schaffung des Gatunsees zu einer schwierigen Sache machte, war der große Sperrdamm über das Tal des Rio Chagres. Kaum war am 29. Juni 1906 vom Kongreß der Vereinigten Staaten die Herstellung eines Schleusenkanals an Stelle des von den Franzosen geplanten offenen Meerkanals beschlossen worden, so machten sich die Ingenieure daran, die Möglichkeit eines hinreichend starken Sperrdammes für einen See von nahezu 28 m. über dem Meeresspiegel zu untersuchen. Zuerst in der Nähe von Bohio beabsichtigt, wurde häufiger Erdrutsche wegen des Flüßtal bei Gatun in Aussicht genommen. Die Untersuchungen ergeben felsigen Flüßboden und so wurde die Erbauung des Speerdamms an dieser Stelle durchgeführt. Er sieht einem natürlichen Querriegel gleich, der sich 36 m. hoch über das ganze $2\frac{1}{2}$ km. breite Tal des Chagres legt und an die Höhen zu beiden Seiten anschließt.

Durch den neugeschaffenen See wurde auch die Eisenbahn, die Colon mit Panama verbindet, unter Wasser gesetzt und es mußte daher vorher die Bahnstrecke neu gebaut werden. Sie führt nunmehr teils auf Dämmen durch den neuen See, teils in Einschnitten oder auf Brücken den Seeufern entlang und kehrt erst kurz vor Panama in die alten Geleise zurück. (Kosten 50,000,000 Fr.)

Die Anlage des Gatunsees ersparte den Amerikanern das Graben eines Schiffahrtskanals auf der Hälfte des ganzen Weges von Ozean zu Ozean, sie machte auch die kostspielige Anlage eines Abflußkanals für den Chagresfluß unnötig, und, was das wichtigste ist, das Durchschneiden des Gebirgsmassivs an der Wasserscheide brauchte nicht bis auf 10 m. unter das Meeressniveau herabgesetzt zu werden. Diese Arbeit wurde, je weiter sie fortschritt, immer schwieriger durch die häufigen Erdrutsche, die ganze ha. Landes, Millionen m.³ Erde umfassend, in den ausgegrabenen Einschnitt warfen. Dazu kamen die Schwierigkeiten der Wasserableitung in der Regenzeit, wo die Regenmenge 3 m. erreicht und der Rio Chagres binnen 24 Stunden um 12 m. anschwillt. Nach Regengüssen zeigten sich Spalten in den Kanalwänden, oder es lösten sich hunderttausende Tonnen Erde los, glitten herab und begruben Eisenbahnen, Lokomotiven, Dampfschaufeln und Arbeiter. Die Titanenarbeit mußte also wieder von neuem begonnen werden. Doch die Amerikaner waren der Größe der Aufgabe gewachsen.

Ist durch die Anlage des Gatunsees auch viel Arbeit an der Kanalstrecke erspart worden, so machte dieser hochgelegene See anderseits die Anlage von Schleusen erforderlich, je 3 von zusammen gegen 28 m. Höhe an jedem Kanalende. Die zu den Schleusen führenden Zufahrtskanäle stammen zum größten Teil noch aus der französischen Bauzeit. Zu ihrem Schutz an der Seeküste dienen zwei Wellenbrecher; denn die Einfahrt ist besonders auf der atlantischen Seite durch die heftigen Winterstürme sehr gefährdet.

Von der weiten Limonbucht bei Colon führt der Kanal mit 160 m. Bodenweite und 13 m. Wassertiefe 11 km. weit landeinwärts zu den atlantischen Schleusen. Sie sind wohl die größten, die jemals gebaut wurden. Zur Sicherung des Kanaldienstes werden an jeder der 3 Stufen 2 Schleusen angelegt, die einen für die einlaufenden, die andern für die auslaufenden Schiffe. Jede Schleuse bildet eine ganz aus armiertem Beton gebaute Kammer von 33 $\frac{1}{2}$ m. Breite und 304 m. Länge, mit Seitenwänden von 8 m. unterer und 2 $\frac{1}{2}$ m. oberer Dicke. Die

mittlere Steinmauer, welche die Parallelschleusen voneinander trennt, ist 20 m. dick und enthält 3 Tunnel übereinander: der unterste für den Wasserablauf, der mittlere für die elektrischen Leitungen zum Antrieb der Maschinen und Schleusentore, der oberste für das Dienstpersonal. Die Schleusentore sind ganz aus Stahl hergestellt und um diese schweren Massen bei kleineren Schiffen nicht in Bewegung setzen zu müssen, werden auch entsprechend kleinere Zwischentore angebracht. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Beschädigungen der Schleusen und damit Unterbrechungen des Verkehrs gewöhnlich durch die unter eigenen Dampf anfahrenden Schiffe verursacht werden. Deshalb werden die Schiffe 160 m. vor den Schleusen durch riesige Stahlketten in ihrer Fahrt aufgehalten und zum Stillstand gebracht. Die Ketten liegen quer über den Kanal auf den Grund und sind mit ihren Enden an hydraulische Maschinen befestigt. Nähert sich ein Schiff, so wird die Kette bis zum Wasserspiegel gehoben und die hydraulischen Zylinder halten das Schiff durch die vorgelegte Kette in seinem Lauf derart zurück, daß es unmittelbar vor den Schleusen zum Stillstand kommt. Dann werden Drahtseile an das Schiff befestigt, ein Paar an seinen beiden vordern, ein zweites Paar an den hintern Seiten. Die andern Drahtseilenden sind mit elektrischen Lokomotiven verbunden, die auf den Schleusenmauern auf Zahnstangengeleisen laufen. Die vorderen Lokomotivenpaare (2, 4 oder 6, je nach der Größe des Schiffes) dienen zum Anziehen, die hintern zum Zurückhalten des Schiffes auf seinem Weg zur nächsten Schleuse. Befindet es sich in der Schleusenkammer, so werden die untern Tore geschlossen, die oberen geöffnet und binnen 15 Minuten ist das Schiff auf der Höhe der zweiten Schleuse. Zum Passieren der 3 Schleusen sind im ganzen $1\frac{1}{2}$ Stunden erforderlich. Dieselbe Zeit erfordern die drei Schleusen auf dem pazifischen Kanalende und die Durchfahrt des Sees und Kanals zwischen den beiderseitigen Schleusen dauert 8 — 9 Stunden. Die Schiffe gelangen also von einem Ozean zum andern in 11 — 12 Stunden.

Zur Sicherung der Fahrt durch den Gatunsee wird das Fahrwasser mittels 34 Leuchttürmen und gegen 200 Bojen (Boje, schwimmende Tonne am Anker) bezeichnet. Die Fahrstrecken für die auf- wie für die abwärts fahrenden Schiffe liegen 80 m. voneinander entfernt, um Zusammenstöße zu verhindern.

Aus „Die Wunder der Welt“ von Hesse-Wartegg.

21. Das Leben in der Pampa.

Unabsehbar dehnt sich die Pampa aus, ohne daß ein Baum oder Wasserlauf die trostlose Einförmigkeit unterbräche. Einzig die Vertiefungen, die aber nur wenige Meter unter dem andern Land liegen, zeigen etwas Wald und saftiges Rasengrün. In diesen verhältnismäßig fruchtbaren Tälern sind die „Estancias“, die Farmen der Pampa. Sie sind nach unsren Begriffen sehr groß: 100—200 km² ist nichts außergewöhnliches. In einem Land, das sandig und regenarm ist, und wo fast ausschließlich Viehzucht getrieben wird, sind große Länderkomplexe nötig, namentlich, da Bestände von 15—20,000 Schafen, 500 Kühen und 200 Pferden zahlreich sind. Man rechnet, daß Argentinien gegenwärtig 5 Mill. Pferde, 30 Mill. Rinder und 90 Mill. Schafe besitze.

Und nun auf, reiselustiger Schweizer, hinaus ins „Camp“; ein gastfreundlicher „Estanciero“ will uns gern einen Einblick in sein Leben tun lassen. Ein Flußdampfer auf dem Paraná oder Rio Uruguay, oder eine der vielen Eisenbahnlinien bringen uns mühelos an den Rand desselben. Hier wartet unser ein festgebauter Break, von 5 vortrefflichen Schwarzbraunen bespannt und im raschesten Tempo geht es hinter 2 vorausgaloppierenden Gauchos her, meist im Galopp, auf einer 50 Meter breiten, sogenannten Straße zwischen Drahtzäunen, unserm Bestimmungsorte entgegen. Eine Wagenfahrt über den argentinischen Camp gehört nicht gerade zu den angenehmsten Vergnügungen, wenn sie auch für die Verdauung sehr vorteilhaft sein mag. Die vorausreitenden Gauchos suchen die besten Übergangsstellen aus, öfters springen sie von den Pferden, um die den Weg sperrenden Barrieren in den Drahtzäunen zu öffnen und hinter dem Wagen wieder zu schließen. Große Viehherden, von wenigen Hirten zu Pferde bewacht, umgeben uns von allen Seiten. Trupps von Straußen entfliehen in rasender Eile und Geier und Falken suchen den Camp nach gefallenen Tieren ab, deren Skelette häufig am Wege bleichen. Nach etwa 2-stündiger rascher Fahrt — man reitet nur Galopp oder Schritt — taucht vor uns am Horizont eine große dichte Baumgruppe auf, der wir uns rasch nähern, um in ihr die Estancia, das Ziel unserer Reise, zu erkennen. Bald passieren wir mehrere „Corrals“ (mit Pallisaden eingezäunte Viehhöfe), in denen sich teils Kuh-, teils Pferdeherden befinden. Im innern Hof der Estancia, vor der Giebelseite eines wohl 100—150 m. langen, nur aus einem Erdgeschoß bestehenden Hauses, halten wir

an. Ein großer Garten mit hohen Eucalyptus-Alleen spendet herrlichen Schatten. Die ganze Estancia hat ein Areal von 575 km.² und auf ihr weiden 50,000 Kühe, 36,000 Schafe und 2,000 Pferde. Die Tiere bleiben das ganze Jahr auf der Weide, die ihre einzige Nahrung bildet; Ställe fehlen. An Getreide und Mais wird nur soviel angebaut, um den Hausbedarf zu decken; dagegen pflanzt man große Kleeäcker, in die das Vieh zu Zeiten hineingetrieben wird, um es fett zu machen.

Am nächsten Morgen reiten wir hinaus, um mit Interesse zuzusehen, wie 7000 Stück Rindvieh zusammen getrieben werden. Wir haben hiebei alle Gelegenheit, die reiterliche Gewandtheit der Gauchos zu bewundern, die auf ihren kleinen, flinken Pferden um die Herden herumgaloppieren, und mit dem Lasso die zum Verkauf bestimmten jungen Stiere einfangen. Am Nachmittage werden junge, wilde Pferde „gezähmt“, das heißt mit Sporen und Peitsche so lange im Camp herumgejagt, bis sie vor Ermattung zusammensinken und dann willig dem Menschen gehorchen. Der Gaucho, ein Halbblutindianer, hat vom Kreolen das heiße Blut und den Stolz, vom Indianer den feinen Spürsinn geerbt. Zu Pferd ist er einfach bewundernswert. Am nächsten Morgen wohnen wir dem Baden mehrerer 1000 Schafe bei. Die Tiere haben einen 30 m. langen, völlig auszementierten Graben, der mit der zum Waschen der Schafe bestimmten Lauge angefüllt wird, der Länge nach zu durchschwimmen. So wurden die räudigen Schafe geheilt.

Der nächste Großgrundbesitzer wohnt etwa 20 km. weit weg; sein Besitztum ist bedeutend kleiner, er hat nur 1000 Kühe und 2000 Schafe. Unsere Ankunft wird durch das durchdringende Geschrei eines großen grauen Stelzvogels angezeigt, der vielfach zur Aufsicht über den Hühnerhof und als Wächter dient. Nachdem die Sonne als glutroter Feuerball am endlosen freien Horizonte untergetaucht ist, wird zur Jagd ins Camp geritten. Die Jagd ist aber hierzulande, da der Wald meist fehlt, wenig ergiebig; die zahlreichste Jagdbeute liefert die Vogelwelt. In den nächsten Tagen besuchen wir eine vom Besitzer angelegte Ackerbau-Kolonie; denn in neuerer Zeit hält auch der Ackerbau seinen Einzug im Lande.

Wenn nun auch die Eisenbahnen nach allen Richtungen das Land durchqueren, so gibt es doch noch unendliche Strecken, auf denen der Reisende auf die Beförderung zu Pferde, oder mit der „Galera“ angewiesen ist. Die letztere ist ein großer, geschlossener, unsauberer Marterkasten, mit Sitzen auf dem Verdeck. Mit 10 bis 20 Pferden bespannt,

geht es in hellem Galopp über Stock und Stein, so lange es die Pferde aushalten, von denen immer noch ein halbes Dutzend an langen Leinen, als Ersatz, nebenher galoppieren. Bei glühender Hitze, meist ohne eine Spur von Schatten, und im dicken Staub geht es dahin, so daß die „Galera“ ihren Namen voll und ganz verdient. Jedem Europäer, der gezwungen ist, die Eisenbahnlinie zu verlassen und sich auf 500 bis 1000 km. ins Camp hineinzugeben, ist anzuraten, sich des Pferdes zu bedienen. Durch Kauf oder Miete versieht er sich und die begleitenden Gauchos mit einem Dutzend und mehr Pferden. Die ledigen Pferde folgen frei einer mit einer kleinen Glocke versehenen Stute. So legt man bequem täglich 75 bis 100 km. zurück. Für Futter braucht man nicht zu sorgen. Die Pferde weiden im Pampagräs an irgend einem Lagerplatz, wo Wasser vorhanden ist. Am nächsten Morgen oder nach der Mittagsrast werden die zum Reiten bestimmten Tiere mit dem Lasso eingefangen und gesattelt und weiter geht's im Galopp dahin.

Aus „Argentinien, Jubiläumsschrift“. Schönfelder, Leipzig.

22. Die Transandenbahn.

Argentinien konnte die hundertste Wiederkehr seiner Unabhängigkeit von Spanien nicht würdiger feiern, als durch die Eröffnung der ersten Pacificbahn des Kontinents von Südamerika. Zwischen den weiten Pampas Argentiniens und der Küste des Stillen Ozeans, die Chile gehört, erheben sich gerade auf der Breite von Buenos Aires und Valparaiso, den Endpunkten der neuen Bahn, die höchsten Erhebungen der neuen Welt. Rings um den vor nicht zu langer Zeit bezwungenen Aconcagua mit nahezu 7000 m. Höhe über dem Meere ragt eine ganze Menge anderer Bergriesen von 5 bis 6000 m. Höhe empor, während die Paßhöhe in dem tiefsten Sattel zwischen ihnen an die 4000 m. erreicht. Darüber eine Schienenverbindung herzustellen, die Cordilleren also gewissermaßen in Stahlfesseln zu legen, war keine geringe Aufgabe. Nun ist sie geglückt, die Züge bewältigen die Strecke zwischen Buenos Aires und Valparaiso, 1449 km., in 36 Stunden. Das allein zeigt schon die Bedeutung der neuen Pacificbahn für den Weltverkehr; denn bisher war es für jene, die nicht die gefährliche Übersteigung der Cordilleren auf Pferderücken unternehmen wollten, nur zur See möglich, Valparaiso zu erreichen. Für die 5600 km. lange Strecke um die Südspitze Amerikas sind aber zwei Wochen Zeit erforderlich.

In Mendoza, jenseits der Pampas, tritt an Stelle der normalspurigen eine schmalspurige Bahn, die auf einer Strecke von 130 km. auf 3135 m. Höhe emporsteigt, dort den großen Andentunnel durchfährt und jenseits, auf der Westseite der Anden, sich wieder zum Meeresniveau senkt — zusammen 200 km. In dem öden, einsamen Berglabyrinth der Anden selbst sind die Steigungen derart, daß der Zug dort nur durch Einschalten des Zahnradsystems nach Art der Rigibahn vorwärts gebracht werden kann. Während des ganzen siebenstündigen Aufstiegs bis zum großen Andentunnel folgt die Bahn dem vielfach gewundenen, zerklüfteten, von ungeheuren Felswänden umschlossenen Tal des Mendozaflusses, dessen Oberlauf von den Schmelzwässern des Aconcagua gespeist wird. An dieser Stelle der gewaltigen Cordilleren gibt es nichts, was das Auge des Reisenden fesselt, als kahle, nackte Berge und immer wieder Berge. Schön ist nur die seltsame Färbung der Bergwände, rot, gelb, rötlichgrau und violett, auf den Kuppen darüber das blendende Weiß der ewigen Schneedecke, und endlich das tiefe Blau des Firmaments, wenn es nicht durch die schweren, vom Stillen Ozean herüberziehenden Wolkenmassen getrübt wird. Sie entladen sich häufig in furchtbaren Gewitterstürmen mit Blitz und Donner, der in diesem gewaltigen Gebirgslabyrinth in der schrecklichsten Weise dröhnt.

Hoch über alles, selbst über die höchsten Bergspitzen hinweg zieht in majestatischem Flug der König der Vögel, der Kondor. Wiederholt konnte ich auf meiner Andenfahrt hier himmelhoch über mir diese einsamen Aasvögel der Cordilleren mit dem Glase verfolgen.

80 km. von Mendoza durchfährt der Zug eine von steilen Felswänden umschlossene Schlucht, die eigentliche Eingangspforte in die Amden.

Hier liegt mitten in einer Gebirgslandschaft von unbeschreiblicher Wildheit und Großartigkeit Station und Hotel Puente del Inca, einer natürlichen Felsbrücke wegen so genannt, die sich hoch über die steile Schlucht des schäumenden Mendozaflusses wölbt. Puente del Inca liegt 2720 m. hoch auf einem von eisigen Winden umbrausten, einen großen Teil des Jahres über mit tiefem Schnee bedeckten Felsplateau. Seit langer Zeit ist es der Ausgangspunkt der vielen erfolglosen Expeditionen zur Ersteigung des Aconcagua gewesen. Die Hauptkette der Anden, aus der er aufragt, wird von dem großen Andentunnel durchbohrt. Vor der Einfahrt zeigen

sich noch höher aufragende Felswände, auf deren Kamm in einer Höhe von 4000 m. eine Riesenstatue des Erlösers auf hohem Sockel steht. Dort ist die Grenze zwischen Argentinien und Chile.

Hesse-Wartegg, die „Wunder der Welt“.

23. Reisebilder von der Magelhaens-Straße.

I.

Die Durchfahrt.

Am 2. November 1909 fuhren wir in die großartigste Meerespassage der Welt, in die Magelhaensstraße ein. Dieser Meereskanal, der den atlantischen mit dem pazifischen Ozean verbindet, durchschneidet im Osten in einer Länge von sechs-hundert Kilometern das flache Patagonien, im Westen die Kordilleren, zwei Landschaftsformen, die völlig von einander verschieden sind. Der erste Abschnitt bietet wenig Interes-santes. Die beidseitigen Landstrecken bilden ein niedriges Tafelland, das sich in unabsehbare Fernen erstreckt und mit einem steilen, aber nicht hohen Abfalle zur Magelhaensstraße abbricht. Der Charakter dieser Ebenen ist ein überaus öder und trostloser. Sandige Strecken wechseln mit solchen, die mit niedrigem Busch, verkümmerten Bäumen und mit Moos und Gras bestanden sind. Selten tauchen Behausungen von Ansiedlern auf, die hier lohnende Schafzucht treiben. Nachdem das Schiff zwei Engen von vier und neun km. Breite passiert hat, erreicht es hinter der idyllisch gelegenen kleinen Magdaleneninsel die auf sandiger Landzunge gelegene Stadt Punta Arenas, von den Engländer „Sandy Point“ genannt.

Punta Arenas, die südlichste Stadt des amerikanischen Festlandes, hat sich seit 1849 dank der lebhaften Schiffahrt durch die Magelhaensstraße aus einer elenden Strafkolonie zu einem wichtigen Hafenplatz entwickelt. Es wird lebhafter Handel mit Fellen des wilden Lamas, Federn des patagonischen Straußes, mit Rinderhäuten und Hammeltalg, namentlich aber mit Schafwolle getrieben, die auf den großen Schaffarmen der Umgebung gewonnen wird. Von ganz besonderer Wichtig-keit ist Punta Arenas auch als Kohlenstation. Die Stadt zählt heute etwa 12 000 Einwohner. Die Fremden, unter ihnen auch viele Deutsche und Schweizer, sind vor allem als In-haber und Angestellte von Geschäftshäusern, industriellen An-lagen und als Handwerker tätig. Die Ansiedelung setzt sich

aus einem Gewirr von Wellblechhäusern, die buntfarbig angestrichen sind, zusammen; die wenigen, aus Stein erstellten Gebäude tragen den stolzen Namen „Palacios“.

Mit der Weiterfahrt nach Westen nimmt das Landschaftsbild bald andere Formen an. Am Horizonte tauchen die Kordilleren auf, die mit ihren Schneegipfeln einen völlig geschlossenen Halbkreis bilden, so daß man vermeint, das Schiff steuere in eine Bucht hinein. Immer romantischere Bilder treten vor das entzückte Auge und wunderbare Farbenspiele nehmen Herz und Sinn gefangen. Man glaubt, auf einem Alpensee zu treiben, dessen Felsenmauern bald enger, bald weiter werden. Wie ein Strombett wird die ganze Straße von einer regelmäßig sich erneuernden Strömung durchzogen, einem Gezeitenstrom, der am Atlantischen Ozean seinen Anfang nimmt und in den Engen die Schnelligkeit eines raschen Flusses erreicht. Das hat zur Folge, daß diese Stellen nur zur Zeit des höchsten und des niedrigsten Wasserstandes passierbar sind, vorab die gefürchtetste Stelle, die „English Narrows“, (englischen Engen), die im Sommer nur dreimal täglich: morgens, mittags und abends, im Winter nur mittags durchfahren werden können. Dunkelheit oder Nebel verunmöglichen die Durchfahrt vollends. Bei stürmischem Wetter erheischt das Steuern des Schiffes wegen der zahlreichen Klippen und Untiefen viel Vorsicht, und nicht selten müssen die Seefahrer bei westlicher Fahrt wegen starken Gegenwindes tagelang warten, um durch die Engen zu kommen. Meeresstürme, Fallwinde, Regenschauer, Hagel- und Schneefälle beeinflussen oft die Fahrt durch die westliche Magellaensstraße in ungemütlicher Weise. Im Fahrwasser liegende Wracks, die zornig aus den Wassern starren, erwecken im Reisenden ein beklemmendes Gefühl und stellen ihm recht drastisch die Gefahren vor Augen, denen er hier im Kampfe mit den entfesselten Naturgewalten begegnet. Schließlich tritt das Schiff in die wildesten und engsten Partien der ganzen Straße ein, wo Fjorde, Sunde, Klippen, über dunkle Felswände niedergehende Wasserfälle und gewaltige Gletscher, die in leuchtender Reinheit zwischen trotzigen Berghäuptern hervorgrüßen, in bunter Folge abwechseln. Die von den Gletscherenden abbrechenden Eismassen treiben auf den Fluten dahin, gleich den Eisbergen im Polarmeer. Alle Täler, die zur Küste laufen, bergen Eisströme, jeder Meeresarm wird an seinem Ende durch einen Gletscher abgeschlossen. Die Ursache dieser bis zum Meere vordringenden Gletscher an der Südspitze

Amerikas liegt in den außerordentlich kühlen Sommern und in den reichen Niederschlägen dieser Gegenden begründet.

II.

Die Anwohner.

Die Pescherähs, von den deutschen Seeleuten scherweise „Lehmänner“ geheißen, bewohnen nur den Kordillerenanteil des Feuerlandes, und zwar lediglich die Meeresküsten, da die Höhen völlig unwirtlich sind. Den flachen östlichen Teil des Feuerlandes durchstreifen die Patagonier, die lange als ein Geschlecht von Riesen galten, wie denn der Name „Patagones“ nichts anderes als Großfüße bedeutet, ein Spottname, den die Spanier diesen Nomaden beilegten, die in ihren ungeschlachten Schuhen aus Guanacohaut (Guanaco = wildes Lama) gewaltige Fußspuren hinterließen. Daß der Kulturstand der Feuerländer angesichts der außerordentlichen Armut ihrer Heimat und des täglichen harten Kampfes um das Dasein ein sehr tiefer ist, kann nicht verwundern. Auffällig ist die halbe, oft sogar gänzliche Nacktheit inmitten eines so rauhen, stürmischen und regnerischen Klimas. Wohl kein zweites Naturvolk zeigt eine so starke Abhärtung und eine so große Anpassung an ein lebensfeindliches Land wie sie. Gewöhnlich tragen Männer und Frauen nur einige armselige Lumpen auf ihrem Leibe, da die besten Kleidungsstücke, aus Robben-, Guanaco- oder aus Seeotterfell verfertigt, fortwährend durch Tausch in den Besitz der durchfahrenden Seeleute übergehen. Sobald die Feuerländer einen Dampfer gewahren, so eilen sie in ihren langen, wenig dichten Kähnen, stetsfort den Ruf: „Tabaco, Galleta (Zwieback)!“ ausstoßend, herbei, um ihre auf der Jagd erbeuteten Felle gegen Nahrungsmittel, Werkzeuge, abgelegte Kleider, Schnüre, Glasperlen, kleine Spiegel u. a. m. einzutauschen. Im Grunde der Boote hocken „ihre nackten Kinder um ein ständig auf einem kunstlosen Lehmherde brennendes Feuer; auch Hunde, die von den Feuerländern zum Fischfang abgerichtet werden, beherbergt das Boot. Die Behausungen des Pescherähs, die nahe am Wasser gelegen und doch vor der Flut geschützt sind, ähneln in der Form großen Heuschobern.“

Die Feuerländer sind im Aussterben begriffen. Mit den Jahren wird der Stamm verschwinden, dahingerafft von der Schwindsucht und anderen tückischen Krankheiten, die ihnen von den Seehundfängern überbracht wurden.

Mit der Erreichung des gefürchteten Kaps Pillar nimmt

die lange Fahrt durch die Wunderwelt der Magelhaensstraße, der entlang die chilenische Regierung eine Reihe Leuchttürme errichtet hat, ihr Ende, und das Schiff steuert in die sturmgepeitschten Wasser des südpazifischen Ozeans hinaus.

Von Ch. Straßer.
Aus der Neuen Zürcher Zeitung.

24. In den chilenischen Salpeterwüsten.

Unser Schiff wendet sich Nordchile zu, wo sich in einer Ausdehnung von etwa fünfzig Kilometern, unter einer Ton- schicht liegend, die Ablagerungen von salpetersaurem Natron ausbreiten. Häufig bildet der Chilisalpeter den Hauptgemeng- teil einer sandigen Ablagerung, aus der dann durch Auslaugung das rohe Salz gewonnen wird, das in der Landwirtschaft als Düngemittel seine bedeutendste Verwendung findet, aber auch vielfach chemischen Zwecken dient. Jährlich exportiert Chile für ungefähr 300 Millionen Franken Salpeter, welche Summe drei Fünfteilen der gesamten Ausfuhr entspricht. Von Pisagua aus, welcher Ort zwischen Arica und Iquique liegt, fahren wir auf der Bahn hinauf in die Pampa. Infolge der kalten Peru- strömung ist der mittlere Teil der südamerikanischen West- küste regenarm; das zeigt sich denn auch in der äußerst spär- lichen Vegetation der völlig steppen- und wüstenhaften Hänge und Terrassen, die zu den Salpeterlagern hinaufführen. In vielen Kehren steigt die Bahn in bedeutende Höhen empor, immer herrlichere Blicke auf das blaue Meer und die Küste gewährend. Ab und zu erscheinen in der Öde der Sandsteppe üppig grünende Oasen mit Behausungen und sorgfältig eingezäunten Gärten, die der Bahn und ihrem Wasserbedarf das Leben verdanken. Es sind die einzelnen Stationen der Linie. Endlich tauchen im Osten in weiter Ferne die blauen Ketten der hohen Anden auf mit ihren glitzernden Schneefeldern, einer Krone mit Demanten vergleichbar. Da erscheint das erste Salpeterwerk Jazpampas; bald folgen andere „Salitreras“ mit ihren Maschinenhäusern, Windmotoren, Eisengerüsten, Trocken- becken, Arbeiterwohnungen, Rollbahnwagen und ihrem leb- haften Menschengetriebe von chilenischen und peruanischen Arbeitern, englischen Salpeterherren, bolivianischen Indianern und Fruchthändlern aus den gesegneten Kordillerentälern. Haben wir bei der Herauffahrt die Gewalt der Einöde empfunden, so staunen wir jetzt über die menschliche Arbeit und Willens- kraft, die fernab von der Kultur den Erdboden durchwühlt,

um das kostbare Mineral zu gewinnen, und von Werk zu Werk bis hinab zur Küste die redenden Drähte und die vermittelnden Schienen spannt.

Nach vierstündiger Fahrt wird Aguada, ein Arbeiterdorf mit etwa achthundert Einwohnern, erreicht, wo uns der ernste, schweigsame Administrator des Salpeterwerkes empfängt. Die Pampa erzieht den Menschen ähnlich wie das Gebirge: die große Natur macht schweigsam, aber zuverlässig. Wohin das Auge blickt, ist die Erde aufgewühlt; große Blöcke liegen überall zerstreut, und gewaltige Schuttkegel haben sich im Laufe der Jahre aus dem ausgelaugten Gestein, den Schlacken, aufgehäuft.

Die Salpeterwerke sind stufenweise angelegt. Zuunterst finden sich die Trockenbecken, höher oben die Auslaugebehälter, zuoberst die Steinbrechmaschinen. Eine steinige Kruste bedeckt die Pampa in der Dicke eines halben Meters. Von den Sprenglöchern aus werden Rinnen gegraben; denn die Salpetererde, die zwischen 15 und 60 Prozent Salpeter enthält, liegt oft zwei bis drei Meter tief und ist ein kristallines Mineral, das je nach Chrom- oder Jodgehalt schneeweiß, gelblich oder violett aussieht. Hohe, zweirädrige Maultierkarren und Rollwagenbahnen, deren Lokomotiven Tag und Nacht über weite Strecken pustend dahineilen, bringen das Material in die Steinbrechmaschinen. Das zerkleinerte Gestein wandert in eiserne Wannen, wo vermittelst hundertfünfzehngradigen, unter Druck befindlichen Wassers die Auslaugung stattfindet. Die bei den Laugebecken beschäftigten Arbeiter haben ein mühsames Tagewerk. Sie sind wegen der großen Hitze fast nackt wie die Heizer eines Ozeandampfers. Aus einem Sammelbecken fließt die rauchende, braungelbe Flüssigkeit auf die unterste Terrasse der ganzen Anlage, in die eisernen Klärbecken, wo sie mehrere Tage stehen bleibt. Mittlerweile setzt sich das Salz in dicken Kristallkrusten nieder. Das Wasser wird zurück gepumpt, die weiße Masse heraus geschaufelt, in Säcke gefüllt und auf die Eisenbahn verladen.

Aguada liefert im Tag fünfhundert Säcke Salpeter. Die Salitreras der Deutschen in der Tocopilla- und Atakamapampa, die moderner und größer angelegt sind, haben aber weit bedeutendere Leistungen zu verzeichnen.

Aus der „Neuen Zürcher Zeitung.“
Von Ch. Straßer.

25. Besuch einer Guanofundstätte an der peruanischen Küste.

Ein Küstenweg führt an den wüsten Abhängen entlang um ein Gebirge, die Punta Pichalo. Keine Flechte, kein Kak-tus, kein Gräslein, geschweige denn der dürftigste Strauch bekleidet den gelbgrauen Sand. In furchtbarer Größe steigt der tote Berg empor, mit einer glatten Linie den Himmel begrenzend.

Auf halber Höhe an der steilen Halde wandere ich durch die Mittagsglut. Trotz ihrer ist es ein herrlicher Spaziergang. Denn tief unten endet der Hang in schwarzen und graublauen Klippen, zwischen hinein schlägt die Brandung schneeweissen Schaum, der hoch daran aufspritzt, und in den kleinen Buchten hat das Meer smaragdgrüne Farbe, ist durchsichtig, und auf dem Grunde sieht man unter grünem Scheine einige milch-weiße Steine. Weit, unendlich weit, ohne Welle, der stille Ozean. Wie ich jedoch genauer zusehe, ist es, als wäre Pfefferstaub über die ungeheure Fläche verstreut. Tausende und Hunderttausende von Seevögeln, in ganz unwahrscheinlichen, unzählbaren Schwärmen, die da auf dem Wasser schwimmen, der Fische Verderben, die schwarzen Klippen in weiße Spitzen verwandelnd.

Von Zeit zu Zeit begegnet mir ein Reiter auf einem Maultier, er hat zwei kleine Wassertönnchen angeschnallt. Einmal treffe ich einige mit Schaufeln bewehrte Arbeiter, die offenbar mit mir das gleiche Ziel haben.

Die Salpeterküste sendet in fast regelmäßigen Abständen Vorgebirge von starren, trotzigen Klippen ins Meer, welche die Buchten einschließen, in denen die Hafenplätze liegen. Solches Vorgebirge ist die Punta Pichalo.

Der Sand nimmt eine mehr sepiabraune Farbe an; zahlreiche Fußspuren führen mich zu einigen Baracken. Ein chilenischer Aufseher heißt mich willkommen und zeigt mir dann die Werke.

Wie ich erstaune! Unsereiner lernt:

„Guano ist so zu sagen Vogelmist.“

Der Seefahrer kommt ab und zu an Klippen vorbei, auf denen die Möven in ungeheurer Zahl rasten, und sieht diese Klippen schneeweiss eingepudert; gleichsam Eisberge in tropischen Meeren. Aber der hier gewonnene Guano ist ein hartes Ge-stein, das teils gesprengt wird, nur mit den härtesten Werk-zeugen hervorgepickelt werden kann, teils allerdings mehr

pulverig aus Lagern geschaufelt wird. Der Guano liegt hier unter einer Schicht von fünf bis acht Metern Muschelsand, Geröll, Stücken von Porphyr, aus dem die ganzen Gebirge bestehen, und findet sich keineswegs an der Oberfläche.

Offenbar ist folgendes vor sich gegangen und zwar nicht vor allzu ferner Zeit; Klippen ragten aus dem Meer. Darauf lebten und rasteten die Vögel der See tausend und tausend Jahre, so daß sich wirklich mehrere Meter dicke Schichten von Unrat darüber deckten. Dann kam eine Periode, da sich die Küste mehrere hundert Meter senkte. Hierauf folgte eine allmähliche Erhebung der Westseite Südamerikas. Stufenförmige Terrassen steigen steil aus dem Meer, bevor man in die eigentliche Pampa, die Wüstenebene, in welcher der Salpeter gewonnen wird, gelangt. Und erst hinter dieser großen Ebene ragen die hohen Cordillieren, die in einer viel früheren, aber auch nicht sehr alten Zeit entstanden sind, in die Höhe. Auf den Terrassen längs der Küste und bis in die Pampa hinein aber finden sich an der Oberfläche umherliegend die Schalen von heute noch lebenden Muschelarten, sowie Muschelkalk und feiner Meersand. Häufig sind auch Skeletteile von Fischarten der Gegenwart, ferner Haifischzähne, Knochen von Seelöwen und Seekatzen. Allmählich muß sich die Küste gehoben haben, denn diese Muschelschichten sind bis zu mehreren Metern dick. Die Tiere, deren Reste man gewahrt, konnten nur im seichteren Wasser, am Meerstrand, sich ansiedeln, aber auch da können sich Schichten von einigen Metern keinesfalls in kurzer Zeit anlagern, sondern die ganze, der Küste entlang, in untiefem Wasser abgelagerte Masse muß langsam in die Höhe gehoben und langsam der abnutzenden Einwirkung des Meerestrandes ausgesetzt worden sein.

In der langen Zeit bildete sich denn aus dem Vogelmist eine harte Gesteinschicht, wie Zement und Gips so hart, die man zum Teil in richtigen Minengängen aus der Tiefe herausarbeitet. Da muß gesprengt, da müssen tiefe Löcher gebohrt werden. In großen Blöcken ladet man den Guano auf Rollwagen, an die steil abfallenden Klippen gebracht, woselbst eine Gleitbahn zum Meerstrand führt. Unten ist eine Zerkleinerungsmaschine für allzu große Stücke, so daß schließlich ein mehr oder minder feiner, schokoladebrauner Sand die Säcke füllt, die leichter zu verladen sind. In der Tiefe, zwischen den Klippen, ragt eine kleine Brücke ins Meer und plump Leichter schaukeln auf der stillen See, ihrer wohlriechenden, kostbaren Fracht harrend.

Die Vogelmistarbeiter haben kein leichtes Tagewerk. Ich werde in einen über hundert Meter langen Stollen geleitet, der eigentlichen Guanoadern gefolgt ist und in dem ein betäubender Salmiakgeistgeruch mich umfängt. Die Leute leiden sehr unter den Ausdünstungen des feuchten Gesteins, sowie unter dem feinen Staub.

Im und unter dem Guano, in einer Tiefe von acht bis zehn Metern, sind hier nun zahlreiche Mumien gefunden worden, mit eingetrockneten Fleischteilen, vollständig erhalten, von Menschenhand bestattet, wie die beigelegten Urnen, Waffen und andern Gegenstände beweisen. Diese Mumien stammen von einem indianischen Fischervolk, den Changos, die noch bis vor wenigen Jahrzehnten an den Küsten des nördlichen Chile herumgezogen sind.

Der „Z. P.“ entnommen aus „Diego Samand“
von Ch. Straßer.

26. Die Bucht von Rio de Janeiro.

Einen solchen Reichtum von ebenso entzückenden wie großartigen Landschaftsbildern, wie die Bucht der brasilianischen Hauptstadt, hat keine andere der Welt aufzuweisen. Nach keinem Hafenbilde sehne ich mich so sehr zurück, keine Wasserfläche bietet mit ihrer reizvollen Umrahmung, ihren Hunderten verschieden großer, verschieden geformter Inseln reichere Abwechslung, keine Küstenstadt ist so malerisch angelegt, nirgends zeigen die Berge so kühne Formen, so üppige Tropenvegetation, solch bedeutende Höhe, wie die, welche das brasilianische Küstenparadies umschließen. Schon außerhalb der Einfahrt erhebt sich aus dem tiefblauen Meere eine Anzahl steiler, phantastisch geformter Felskegel, hoch überragt von der gewaltigen Bastion des Gavea, dem Torwächter dieses Paradieses. Man würde es hier zwischen diesen Steinriesen kaum vermuten; denn die dräuende, Hunderte Meter hohe Granitmauer der Küste zeigt nirgends eine Unterbrechung. Die Wogen des Atlantischen Ozeans rollen zuweilen in unglaublicher Höhe und Mächtigkeit gegen diese Felsen, und die Brandung mit ihrem weißen Gischt bietet dann ein herrliches Schauspiel dar. Das Schiff fährt gerade auf die Felsen zu, und schon glaubt man, es müsse in den nächsten Minuten daran zerschellen. Da zeigt sich plötzlich ein schmaler Spalt, nicht weiter als eine Flussmündung. Die portugiesischen Entdecker dieser Küsten hielten sie auch für eine solche und be-

nannten sie nach dem Monat, in dem sie hier weilten, Fluß des Januar, Rio de Janeiro. Sie bildet indessen in Wirklichkeit die schmale Einfahrt in den Hafen, und hat man die sie seitlich abschließenden zwei Steilpyramiden des Forts von Santa Cruz passiert, so eröffnet sich dem Reisenden das wunderbarste Panorama, in dessen Mitte die Millionenstadt mit ihren vielen Kuppeln, Türmen, Palästen sich um den Hafen legt. Aus dem weiten Häusermeer ragen Hügel und steile Felsen empor, gekrönt mit imposanten Klöstern und Kirchen, umgeben von Palmen- und Bananengruppen, der Hafenkai selbst, der sich mehrere Kilometer weit hinzieht, ist mit schönen Gartenanlagen, Statuen, Kiosken geschmückt; die großen Plätze tragen, zwischen tropischen Baumgruppen verteilt, üppigen Blumenschmuck. Auf Viadukten, von schlanken Säulen gestützt, führen hoch über die Hausdächer Straßenbahnen nach dem Kranz bewaldeter Berge empor, welche die Stadt umrahmen. An ihrem östlichen Ende, der Meeresküste nahe, steigt wie ein Turm die spitz zulaufende Felsnadel des Corcovado empor, häufig in Wolken gehüllt, und vor ihm, in die Bucht selbst eingebettet, erhebt sich eine ganze Reihe gewaltiger, steiler Granitkegel, mit dem größten von ihnen, unmittelbar neben der Hafeneinfahrt, dem berühmten Zuckerhut. Wohin man das Auge auch wenden mag, überall zeigt sich die üppigste Formen- und Farbenpracht, überall die seltsamste Verteilung zwischen Land und Wasser, tief eingeschnittene Buchten, kühn vortretende Vorgebirge, düstere Forts oder weithin leuchtende Kapellen, Kirchen und Riesenstatuen. Rio de Janeiro, die Hauptstadt des brasilianischen Staatenbundes, gerade gegenüber, auf der andern Seite der inselgeschmückten Bucht liegt Nictheroy, die Hauptstadt des Staates Rio de Janeiro. Weiter gegen Osten, jenseits der malerischen Gipfel des dichtbewaldeten Tijucaberges steigen die Höhen von Petropolis auf, und dahinter zeigen sich die steilen Felsnadeln des Orgelgebirges mit den „Fingern Gottes“. Man wird nicht müde, dieses herrlichste aller Landschaftsbilder der weiten Erde zu bewundern, das sich besonders im Spätnachmittagsbeleuchtung in der größten Pracht zeigt.

Eine Fülle ähnlich schöner Bilder und Fernsichten bieten viele Punkte in der Stadt selbst mit ihrem höchst malerischen Durcheinander von Hügeln, Hafenkaien, Bassins, Viadukten, tropischen Gärten und großartigen Palmenalleen, immer mit der seltsamsten aller glattpolierten Granitmassen, dem turmartigen, 387 m. hohen, ganz unersteigbaren Zuckerhüt im

Mittelpunkt. Weltberühmt ist der botanische Garten von Rio de Janeiro, überreich an den seltsamsten Tropenpflanzen, die hier, geschützt durch die ringsum aufragenden Berge, wie in einem Glashaus in üppigster Weise gedeihen. Eine solche Allee von Königspalmen, wie jene, die zum Garten selbst führt, gibt es auf Erden nicht wieder. 150 Palmen stehen hier in zwei Reihen so regelmäßig, so kerzengerade und einander an Höhe, Stammesdicke und Aussehen der Wedelkrone so vollkommen gleich, daß man vor der ersten Palme stehend, von der langen Reihe der andern Palmen kaum etwas zu sehen bekommt. Die Höhe der Palmen erreicht 65 m. Diese Allee wird ungefähr in ihrer Mitte von einer zweiten Doppelreihe von Palmen, der „Palmenallee“, gekreuzt, die 142 Bäume von 24 m. Höhe enthält, ebenso regelmäßig wie die erstere.

„Wunder der Welt“ von E. v. Hesse-Wartegg.

III. Afrika.

27. Am Nordrande der Wüste Sahara.

Wir besteigen in Batna den Eisenbahnzug, der von Constantin kommt, und fahren durch reiches, kulturfähiges Land; dann durch Tunnels, über Viadukte und bewerkstelligen so den allmählichen Übergang des Atlasgebirges.

Im Juli vollzieht sich die große Wanderung gegen Norden. Die Nomaden aus der Wüste bewegen sich gegen Constantin, wo sie Elfenbein, Häute von Rotwild und Gazellen, Straußfedern, Datteln eintauschen gegen Getreide, Waffen, Pulver und verschiedene Lebensmittel. Die Eisenbahnlinie folgt dieser großen Wüstenstraße, der wichtigsten von Algerien. Von Zeit zu Zeit kreuzt der Bahnzug eine dieser Karawanen, welche im Tale dahinschlängeln. Ganze Stämme machen die Reise zusammen. Die ersten Kamele tragen auf reich geschmückten Tragsesseln Araber mit ihren Frauen und Kindern; die folgenden sind mit Säcken und Kisten beladen; die letzten, die kaum ihre Gebeine zu schleppen vermögen, kommen in größter Unordnung mit ihren Jungen nach.

Oft heben sich auf einer Erdwarze oder am Ufer eines Gewässers, oder bei einer Zisterne die malerischen Umrisse eines Beduinen-Lagers ab. Kinder wimmeln um das schwarzbraune Zelt und Frauen tragen Wasser herzu in großen Krügen; das Feuer flackert unter dem Kochkessel. Einige Ziegen und Schafe weiden frei in der Nähe, während die Kamelé und Pferde gebunden der spärlichen Nahrung nachgehen. Wohltuende Bilder, welche in die Einförmigkeit der Gegend Leben und Abwechslung bringen!

Der Zug hält bei verschiedenen Stationen. Den mitgenommenen Proviant verspeist man ungeniert im Wagen drinn, sei's in der I., II. oder III. Klasse. Ein anscheinend vornehmer Araber steigt ein; natürlich in unser Abteil. Stolz in Haltung, reich in Kleidung hindert das ihn keineswegs, abwechselnd zu husten, zu kratzen, sich zu schneuzen und ständig auf den Boden zu spucken. Glücklicherweise verläßt er uns bald.

„El-Kantara!“ „Eine Stunde Aufenthalt!“ El-Kantara, der „Mund der Wüste“, mit seinen wilden Felsen, seinen blühenden Gärten, seinen stolzen Palmen und seinen unge-

zählten Rosensträuchern! Das ist das Standquartier für Touristen, das Eldorado für Künstler, der Ort für Erholungsbedürftige. Die malerische Schlucht öffnet sich und wir überblicken die erste Oase. Wir begehen die uralte Römerbrücke, die der Station ihren Namen gegeben hat (Kantara-Brücke) und uns weht der heiße Hauch der Wüste an. Wir wandeln unter Palmen! Als langer, dunkler Streifen zieht sich der Wald durch das ungeheure Sand- und Steinmeer. 90,000 sattgrüne Dattelpalmen ragen wie ehrne Säulen in den blauen Azur empor. Hoch oben wiegen sich die fein gefiederten Wedel und unten in dämmernder Kühle wachsen Pfirsiche, Mandeln, Orangen, Zitronen und der Boden ist noch bedeckt mit saftig aufsprießender Gerste; alles unter dem Schutze und der Obhut der aufstrebenden Palmen. Dieser Baum erfordert sorgfältige Pflege. Um ihn zieht sich ein Behälter, stets mit Wasser gefüllt und als feste Nahrung braucht er Kamelstmist, der in hohen Schichten neben ihm aufgehäuft ist. Eine einzige Pflanze erzeugt einige Zentner Datteln. Im Sommer brütet eine ungeheure Hitze in diesen Gegenden. „Die Palme“, sagt der Araber, „badet ihren Fuß im Wasser und ihr Haupt im Feuer.“

Wir setzen unsere Reise fort gen Süden. Einige Schritte von der Brücke, auf der andern Seite der Schlucht, ändert sich das Landschaftsbild: Wir sind im Sandmeer oder wenigstens im Anfang der endlosen Wüste Sahara.

Der Bahnzug stürzt sich stolz und kühn durch die ungeheure Ebene. Er ist in seinem Element; kein Hindernis hält ihn auf; keine Kurve oder Anhöhe zwingt ihn zu langsamem Lauf. In der Ferne findet das Auge lange Bergketten mit scharfen Kuppen, wie mit dem Messer geschnitten. Welch herrliches Farbenspiel! Vom sattesten Orangegelb bis zum durchsichtigen Karminrot. Alles glänzt und glitzert in der Sonne, während die Ebene sich badet in ruhigen violetten und grauen Tönen.

Die Eisenbahnlinie steigt und fällt; wir fahren durch Bergketten und Quertäler; wir sind müde und ein süßer Schlummer bemächtigt sich unser. —

„Biskra!“ „Alles aussteigen! Biskra!“ Elektrisierend wirkt dieser Ruf auf alle. Wir raffen das Gepäck zusammen, steigen aus und setzen die Füße auf die schönste Oase der Sahara.

Der Reisende bleibt überrascht stehen. Nach der menschenleeren Steppe die lärmende Menge; in der Tat, wir haben in

einem Hafen des Wüstenmeeres gelandet. Flatternde Bur-nusse, dienende Geister, flinke Fußgänger, zerbrechliche Miets-wagen, abgezehrte Pferde, halb nackte Männer, Weiber, Kin-der; eine Menschenwoge wälzt sich vom Bahnhof der Stadt zu.

Biskra, einst ein strategischer Punkt der alten Römer, wurde in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von den Franzosen erobert und aus einem elenden Dorf zu einer Stadt erhoben, die jetzt etwa 15,000 Einwohner zählt, zur Hälfte Europäer, zur Hälfte Eingeborne: Araber, Neger, Berber oder Kabylen. Biskra wird mit Recht die Königin der Oasen geheißen. Eine sehr große Zahl Fremder begibt sich besonders im Winter dorthin, um das gesunde, gleichmäßige und milde Klima zu genießen.

Der europäische Teil der Stadt bietet uns nicht viel Neues; erwähnenswert ist die Hauptstraße mit ihren schmucken Kaufläden, die monumentalen öffentlichen Gebäude und stark besuchten Gasthäuser, vor allem die prächtige Statue des verdienten Kardinals Lavigerie.

Alt-Biskra mit seinen sieben Dörfern ist sehr interessant. Die Häuser sind aus getrocknetem Lehm und die Gäßchen eng und schmutzig. Einige Moscheen mit den zugehörigen Minaretten beherrschen die Gegend. Die Oase dehnt sich in einer Länge von etwa fünf Kilometern auf dem rechten Ufer des gleichnamigen Flusses aus und zählt gegen 200,000 Dattelpflanzen. Sie ist in eine Menge Gärten eingeteilt, die durch niedere Mauern von einander getrennt sind. Hier münden tausende von Kanälchen ein und leiten das Wasser zu den einzelnen Palmen. Der Reichtum der Einwohner wird geschätzt nach der Anzahl dieser Bäume, die jene besitzen. Eine Familie mit drei Stücken gilt für arm; sie kann aber ziemlich sorgenlos von dem Ertrag leben; wer 10 bis 15 Gewächse sein eigen nennt, wird zur Dorfaristokratie gerechnet und wer gar 100 oder noch mehr Palmen hat, ist ein geschätzter Dorfmagnat. Die französische Kolonialregierung lässt sich die Kultur dieses nützlichen Fruchtbaumes sehr angelegen sein. Sie erweitert durch Bohrung von artesischen Brunnen das Palmengebiet immer mehr; sie sorgt für die Instandhaltung der Kanäle und Wasserrinnen und verpflichtet sich, jedem Baum die gebührende Wassermenge zuzuführen. Der Staat bezieht jährlich 25 bis 30 Rp. Steuer für jeden Baum; in der Tat ein hübsches Ergebnis einer französischen Kolonie.

Biskra ist ein Sammelpunkt der Karawanen. Gehen wir auf den Marktplatz! Er ist begrenzt von zwei langen Säulen-

hallen und oben abgeschlossen durch eine Moschee. Hier flanieren die Fremden und Wüstensöhne: Beduinen, Türken, Berber, Araber. Die Kabylen mit gewölbter Stirne bewahren eine mißtrauische Miene; sie prüfen die Waren und den Verkäufer, überzeugt, daß jeder Handel ein Betrug ist. Die Juden, mit blassen, ölichen Gesichtern, alle Sprachen verstehend, warten den richtigen Moment ab und der Handel wird abgeschlossen. Die Menge der Burnußträger (Arabischer Mantel von weißem Wollenzeuge mit einer Kappe) wimmelt; alles wird verkauft, was verkäuflich ist. Getreide, Häute, Datteln, Feigen, Orangen, Brot, Fleisch, Kleider, Ketten, Ringe, Möbel, Kamele, Pferde, Esel, Schafe, Sattel, Sporen ; alles ist feil. Man bratet das ganze Schäflein am Spieß für den Reichen und Feinschmecker; man dreht die gefürchtete Heuschrecke auf dem Rost für den Armen und Bescheidenen. Alle Fleischsorten und Süßigkeiten werden verschlungen, unbekümmert darum, daß sie von schmarotzenden Fliegen begangen, beschnüffelt und vorgekostet wurden. Heulende Stimmen, fluchende Zungen, gestikulierende Arme und Beine, erstickende Gerüche, dichte Staubwolken, schädliche Ausdünstungen geben dem Bilde den „goldenene Rahmen“.

Hinaus vor die Tore, in Gottes freie Natur! Fort aus dieser erdrückenden Atmosphäre! Eine Phantasie, ein Volkschauspiel erregt unser Interesse und wir begleiten in einem vorsündflutlichen Fiaker eine Anzahl schmucker Reiter auf schmucken Pferden mit schmucken Geschirren. Wir kommen auf ein wahres Manöverfeld, eine große Ebene mit kurzem grün-gelbem Gras bewachsen. Am einen Ende steht eine braune Moschee mit hohem Minaret, im Hintergrund erheben sich einige fünfzig niedere, schmutzige Lehmhäuser. Alle Bewohner sind herausgekommen auf die Reitbahn, wo die stolzen Araber auf ihren stolzen Arabern herumstolzieren. Ein prächtiger, farbenglänzender Anblick! Vor Beginn des Wettrennens paradiert der Reiter vor den Häusern, in Mitte von Gruppen und läßt sich von diesen bewundern. Die Ältesten geben ihm gute Räte; die Freunde flößen ihm Mut ein. Dann entfernt er sich langsam, reitet zuerst im Trab; nach etwa 500 Schritten macht er rasch Kehrt, setzt seinen Gaul in schärfsten Galopp und in voller Karriere durchfliegt er das Dorf und die Ebene. Er ergreift seine lange Flinte, schwingt und dreht sie, feuert einige Schüsse in die Luft, alles in rasendstem Reittempo. Einen Augenblick scheint unser Herz zu stocken; wir zittern für den Reiter. Er ist

am Ende der Ebene, das Tier verlangsamt seinen Lauf und einige Schritte vor der Moschee wird Halt gemacht. Jeder sucht den andern auszustechen, weniger durch die Schnelligkeit des Läufers als durch die noble und schöne Haltung des Reiters und die flinke Führung seiner Feuerwaffe. Sie sind wahrhaft prächtig, diese Araber in ihren flatternden, schneeweissen Burnussen, ihren seidenen Gürtern mit glänzenden Pistolen, ihren strahlenden Gewändern und rot-blauen Turbanen.

Wir verlassen Biskra und fahren noch weiter in die Wüste hinein. Unser Zweispänner, von hagern Gäulen gezogen, kommt mit großer Mühe vorwärts; von einer eigentlichen Straße kann man nicht mehr reden. Niemand kommt nach uns; Niemand begegnet uns; nur einzelne Fremdenlegionäre sind da und dort mit Erdarbeiten beschäftigt. Endlich nach vierstündigem Hin- und Herrütteln auf holprigem Wege halten wir in afrikanischer Gluthitze auf einer zweiten größern Oase,

Sidi-Okba ist ein arabischer Mittelpunkt, wohin noch wenig europäische Kultur vorgedrungen. Enge, schmutzige Gäßchen, wiederum Häuschen aus getrocknetem Lehm mit einem, höchstens zwei Stockwerken, oft ohne Fensteröffnungen. Gegen die Straße hin sind die Wohnungen, Werkstätten, Kaufläden, Kaffeehäuser offen. Das Leben und Treiben in und außerhalb dieser Räume können wir mit Muße ansehen, denn zum größten Teil im Freien wird geschmiedet, gezimmert, geschreinert, geschustert, geschneidert, gesponnen, gewoben, gekocht, gegessen, barbiert und frisiert. Wir schlendern durch die krummen, ungepflasterten Gassen. Oft erscheint eine ganze Familie auf der Türschwelle; junges Volk, fast oder ganz nackt; altes Volk in Lumpen und Fetzen gehüllt; viele halb oder ganz blind. Ein wüster und betrübender Anblick: Diese triefenden und eiterigen Augen, die eine Wirkung der grellen Sonnenstrahlen, des Sirocco-Staubes und der persönlichen Unreinlichkeit sind.

Wir betreten ein arabisches Haus, dasjenige unseres Führers, der nur einige Brocken französisch versteht. Wir durchschreiten einen viereckigen Verschlag, der durch eine oder zwei Lucken schlecht beleuchtet wird. Auf dem unebenen Lehm Boden sind einige lumpige Teppiche zusammengerollt, die bei Nacht ausgebreitet als Lagerstätten dienen. Im Hintergrund hängt eine Art Kochkessel; Tisch, Stühle und Schemel fehlen. Der Araber stellt uns seine Familie vor: seine Mutter, seine Brüder, seine Kinder; alle mit Lumpen oder auch mit nichts

behangen. Über einer kleinen „Hühnertreppe“ steigen wir vom „Parterre“ in die erste „Etage“, einen dunklen Raum, wovon ein Teil durch Tuchfetzen abgetrennt ist. „Mein Harem!“ meint der Hausbesitzer stolz.

Wir sind froh, aus dieser ekelhaften Umgebung herauszukommen und unser nächster Weg führt uns zum mohamedanischen Gotteshaus, zur ältesten Moschee Afrikas, errichtet über dem Grabe des Gründers Sidi-Okba. Das Grabdenkmal dieses Heiligen ist mit alten, brodierten Teppichen belegt; sonst ist der ganze Innenraum einfach, düster, kalt. Was uns interessiert, sind die Gebetsübungen der Mohammedaner.

Der Koran wird den Gläubigen durch ihre Kadi (Richter) erklärt und durch die Imam (Priester) vorgeführt. Vom Minaret oder Gebetsturm herab ladet der Muezzim die Scharen zur täglichen Andacht ein. Nur die Männer sind zugelassen; die Frauen nicht. Mit geschlossenen Füßen und die Hände an die Ohren gehalten, stehen die Versammelten hinter dem Priester und auf den Ruf „Alah Akbar“ fallen sie auf die Knie und bücken sich mit dem Kopf bis auf den Boden. Der Imam betet. Die Gemeinde steht auf, fällt wieder nieder und dieselbe Zeremonie wiederholt sich mehrmals. Der Blick wird stets gegen die Gebetsnische, gegen Mekka, dem Geburtsort des großen Propheten, hin gerichtet.

Wir besuchen auch eine arabische Volksschule. Der Lehrer und die Schüler ohne Fußbekleidung hocken auf dem Boden eines sehr dürftigen Lokals. Diese lernen Sprüche aus dem Koran auswendig, indem sie fortwährend Rumpfbeuge vorwärts ausführen, welche Bewegungen zur Stärkung des Gedächtnisses dienen sollen. Erklärt wird nichts; denn der Lehrer versteht selbst nichts. Nachher beginnt das Aufsagen oder Herunterlefern, wobei die lange Rute des Lehrers eine Hauptrolle spielt.

Noch gilt es, einen Kamelsritt auszuführen. Unwillig legt sich das Tier auf den Bauch auf die Erde; ein brauner Dattelsack wird über die scharfkantigen Höcker geworfen und mit einer Gabel aus Palmenholz am Hals befestigt. Nun klettert man hinauf und hält sich krampfhaft am „Sattel“. Jetzt schnellt das Kamel in vier Bewegungen mit den Vorder- und Hinterbeinen in die Höhe und der Reiter hat das zweifelhafte Vergnügen, je zweimal heftig nach hinten und vorn geworfen zu werden und wenn er sich nicht ganz fest hält, saust er hinab in die Arme der mütterlichen Erde. Jetzt vorwärts: „Usch! Usch!“ Das Reiten auf diesem Wüstenschiff ist für den Un-

geübten sehr mühsam: man wird fortwährend von der einen auf die andere Seite geworfen vermöge des eigentümlichen Paßganges des Einhöckers. Beim Abstieg auf den Boden macht man die gleichen Stöße mit wie beim Aufstieg, nur in umgekehrter Reihenfolge.

Wir wählen von zwei Übeln das kleinere und besteigen wieder unser lebensgefährliches Vehikel, um durch die Wüste nach Biskra zurückzufahren.

Die Königin des Tages scheidet von uns; sie bemalt den schneeigen Alabasterberg, der weit draußen in der Sandebene steil aufragt, mit den duftigsten Rosen-Wangen. Am Abendhimmel leuchtet die ganze Farbenreihe allmählich auf vom brennendsten Rot und fahlen Gelb bis zum tiefsten Grünblau, bis in der rasch einbrechenden Dämmerung jede Farbe und scheinbar jedes Leben in stummem Grau erlischt.

G. A. Kihm, Zürich.

28. Der Nil und Ägypten.

Zweiundehnhalb Wochen schwamm ich nilaufwärts und vier Tage nilabwärts. Zu allen Stunden des Tages und der Nacht schaute ich nieder auf den Strom und je gründlicher ich ihn kennen lernte, umso mehr ward aus dem Betrachten ein Bestaunen und Bewundern. Die täglich erweiterte Einsicht in seinen Lebenslauf und in seine Wirkungskraft vergeistigte mir gleichsam den sinnlichen Eindruck; wie bei einem bedeutenden Menschen sah ich seine innere Kraft und sein Leistungsvermögen, in seine äußere Erscheinung hinein und vertiefte mir dadurch den Genuss. Es gibt pittoreskere und wasserreichere Ströme, klarere und lebhaftere; aber von allen die ich kenne, ist er der interessanteste und erhabenste. In weiten Windungen und gemessenem Tempo fließt er durch halb Afrika dem Norden zu; oft liegen seine Ufer nicht weiter auseinander als Klein- und Groß-Basel, oft hätten drei Rheinströme in seinem Bette Platz. Seine Grundfarbe ist lehmgelb mit einem Schimmer ins Alpengrüne; diese Grundfarbe verändert sich beständig nach Himmelsfärbung und Sonnenstand; oft mischt sie sich zu unerschautem Farbenschmelze mit dem Himmelsblau und Strahlengold. Wenn die Mittagsbrise den Strom leicht aufkräuselt, geht ein Geflimmer wie von abgeblaßten Pfauschweiffarben über den zitternden Wasserspiegel; bei Sonnenuntergang fährt sich's auf ihm dahin, wie auf weinroter Lache und im Mondlicht wie in schwarzblauem Öl. Die

Ufer treten abwechselnd ganz flach vom Strom weg ins Land zurück oder sie erheben sich nahezu senkrecht, halbhaushoch über das Wasser; der Nil fließt dann eingedämmt zwischen Wällen fruchtbarer Gartenerde, die er selbst hergeschleppt und hoch aufgelagert hat. Wie er die Dämme aufbaute, so hat er ganz Ägypten geschaffen. Das Land war einst wüst und leer, ewiger Staub lagerte zwischen glühenden Felsen. Da brachte der Nil tausende km. weit aus dem Innern Afrikas her unermeßliche Fuhrten fetter Treibbeeterde, das beste was von üppiger Pflanzennahrung auf Erden existiert; diese lagerte er über dem heißen Sande ab, immer höher und höher im Laufe der Jahrtausende, je nach der Uferbeschaffenheit in 5, 10, 15 m. mächtigen Flötzen. Dieser schwarzbraune Marchstreifen äthiopischer Gartenerde quer durch die Ostflanke der Sahara, heißt Ägypten.

Der Nil hat Ägypten geschaffen und der Nil belebt und bevölkert es auch. Unter dem Beistand der afrikanischen Sonne verwandelt seine Feuchtigkeit die fette Ackererde in mastigen Klee, schweres Getreidekorn und süße Dattelfrucht. Die aus der Wüste herausgeschnittene Oase Ägypten ist heute das fruchtbarste Gartenland der Welt; dreimal im Jahr löst dort eine Ernte die andere ab, von seinen Früchten nähren sich 12 Millionen Menschen und zahllose Herden Viehs. Und wie der Strom dieses Gewimmel von Mensch und Vieh ernährt, so tränkt er es auch. Im regenlosen Lande Ägypten ist der Nil der einzige Brunnen für Menschen, Tier und Gewächs. Das ganze Land schöpft aus ihm, lutscht an ihm. Der Schiffer beugt sich aus dem Boot zu ihm nieder und schlürft sein Wasser aus der hohlen Hand, die Fellachin schöpft die trübe Flut in ihren Henkelkrug, der Wasserträger watet bis zu den Knien in die gelbe Strömung und faßt das schlammig gewühlte Wasser in den zottigen Ziegenhautschlauch; er will die nasse Last von seinem krummgebogenen Rücken weg becherweise in den Basars verhausieren. Tausende von halbnackten Bauern stehen in wechselnden Abständen von Kairo bis Assuan den Nil entlang und füllen mit ihm die Bewässerungsrinnen. Ausgiebiger werden die Felder getränkt durch zahllose von Ochsen getriebene Schöpfräder und noch rationeller durch Pumpwerke, die das schlammige Wasser durch baumstammdicke Eisenröhren Tag und Nacht im Takt der Dampfmaschinenkolbenstöße in breite Gräben hineinsaugen. Und damit noch nicht genug. Quer durch den Strom hindurch gebaute Riesensteindämme mit schweren eisernen Falltüren

stauen den Nil und zwingen ihn, einen Teil seiner Flut in flußbreite Kanäle auszuströmen; diese Kanäle leiten das Wasser stunden- und stundenweit ins Landesinnere hinein, damit es auch dort Wüsten zu Gärten umwandle und das Lebendige am Leben erhalte. Wie an einem Rieseneuter hängt ganz Ägypten am Nil; geben und immer geben muß er von seiner Fülle.

Jeder Strom ist sonst wasserreicher an seiner Mündung als in seiner Mitte; einzig der Nil macht eine Ausnahme, er ist im Delta schmäler als in Nubien. Tausend Kilometer fließt er dahin im afrikanischen Sonnenbrand, ohne daß ein Zufluß ihn speiste. Nur auf die eigene Kraft ist er angewiesen, nur von seiner eigenen Fülle zehrt er; aber diese Fülle ist so ungeheuer, daß er bei Kairo, nachdem er ein ganzes Land bewässert und ein ganzes Volk getränkt hat, noch halb so breit ist wie ein Schweizersee. Sein Werk hat ihn nicht ausgezehrt, noch drei Ägypten könnte er tränken und speisen.

Alles dankt der Ägypter dem Strom, nicht nur Nahrung und Trank, auch Kleidung und Wohnung. Mit echtem unverwandeltem Schlamm baut er. Er vermengt ihn mit etwas Strohhäcksel, durchknetet ihn mit Kalk, trocknet ihn an der Sonne und das Baumaterial für Dorfhütte und Stadthaus, für Moschee und Minaret ist fertig. Schließlich dient der Nil auch noch als Weg und als Zugkraft. In Oberägypten ist er eigentlich die einzige Landstraße und er trägt nicht nur die Lasten, er befördert sie auch. In langen Zügen gleiten die schweren Nilfrachtboote mit kirchturmhohen Segeln, stromab dem Meere zu, 20, 30 hintereinander, alle haushoch bepackt.

Der Nil ist seinen Anwohnern alles in allem; der heutige Ägypter lebt von seinen Gnaden, wie es vor 6000 Jahren sein Vorfahre im Pharaonenreich getan hat. Der war dem Strome sogar noch mehr verschuldet; denn er verdankte ihm außer dem leiblichen Leben auch noch das geistige. Die ägyptische Kultur und Religion sind durchaus Nilerzeugnisse. Wie für den religiösen Abendländer schließlich alles Gute von Gott stammt, so ist für den Ägypter alles Gute eine Gabe des Nils. Eine Art Gott ist er unter den Strömen; dieses Gefühl wird der Reisende nie los. Ihm wird der Nil geradezu zum Symbol der Unausschöpfbarkeit, Allfülle und Allspenderlust und so sieht er im kleinsten seiner Teile das mächtige Ganze und etwas wie Ehrfurcht mischt sich in seine Bewunderung.

Aus einem Artikel in der „N. Z.-Ztg.“
betitelt: „Von Kairo nach Assuan“ von W. van Vloten.

29. Im Banne der Pyramiden.

Ägyptens Reiz beruht gerade auf dem Mangel an Abwechslung in seiner Landschaft. Seine Bilder sind stets gleich, das fruchtbare Uferland, in mehr oder weniger schmalen Streifen, eingefaßt von den endlosen Einöden der Libyschen und Arabischen Wüste, durchsetzt mit den Ruinen der großen Pharaonenzeit, so ausgedehnt und oft noch so wohlerhalten, daß man sie kaum Ruinen nennen kann. Je mehr wir nach Süden vordringen, um so majestätischer breiten die Dattelpalmen ihre Kronen unter dem Feuerhimmel aus.

Lange Züge von Fellachen und Beduinen auf Kamelen durchziehen die weiten Flächen; von Eseln getriebene Schöpfräder oder Ziehbrunnen verbreiten das kostbare Naß in Millionen Rinnalen über die Erde. Wo man hinblickt, wimmelt es von Tieren, von Kamelen, Büffeln, Ochsen, Hunden, Katzen, Hühnern und Perlhühnern, Puten, Enten, Gänsen und Tauben zu vielen Millionen.

Seinen Glanzpunkt aber erreicht das Nilland in der Umgebung der großen Pyramiden von Giseh. — Wir kommen den Bauten immer näher und können sie in ihrer trotzigen Massigkeit bewundern. Wir sehen jetzt auch die Schäden, die Zeit und Vandalismus ihnen zugefügt haben. Jetzt können wir von der Größe der Kolosse vielleicht eine Idee bekommen, aber doch keine recht anschauliche, wenn wir nicht Zahlen sprechen lassen. Es enthält die Cheopspyramide zweieinhalf Millionen Kubikmeter Baumaterial auf einer Fläche von 54,000 Quadratmetern. Aus dem Material der drei Pyramiden ließe sich eine drei Meter hohe und einen Meter breite Mauer herstellen, von Alexandrien bis zu den Küsten von Guinea. Wohl nur die dem Nillande eigenen Verhältnisse konnten die Herstellung derartiger Riesenbauten ermöglichen. Wenn im Sommer der Fluß alles Ackerland überschwemmt und die Feldarbeiten ruhen, konnte der Despot sein Volk zu Hunderttausenden aufbieten, um sein Grabmonument zu bauen. Und so können wir auch dem Geschichtsschreiber Herodot Glauben schenken, der uns berichtet, daß an der Cheopspyramide 100,000 Menschen 20 Jahre lang gearbeitet haben. Welch ein Mißbrauch, welch eine Ausbeutung eines armen, geknechteten Volkes!

Wer hier bewundern und träumen und so zum rechten Genusse kommen will, der muß eine Zeit im Umkreise der gewaltigen Bauwerke gelebt haben; muß am Morgen ausziehen in die Beduinendorfer, mittags ruhen im Palmen-

schatten und am Abend von dem kleinen poetischen Araberfriedhof still betrachten, wie die Sonne hinter den sanften Wellenlinien der Libyschen Wüste untersinkt und die Dämmerung alles in grettes Kanariengelb taucht, wenn sich diese Farbe nicht, was noch viel schöner ist, bei leichtem Gewölk in seltsames sattes Zinnober verwandelt. Nur wer das Land so kennen gelernt hat, der steht wirklich im Banne der Pyramiden.

Von Ernesto Baum.

30. Eine Audienz bei einem mohammedanischen Oberpriester.

Bevor ich nach Ägypten ging, wurde ich bekannt mit dem schweizerischen Professor Heß, einem bekannten Orientalisten (Kenner der morgenländischen Sprachen). Er war vier Jahre lang unter den Beduinen von Südarabien gewesen, kannte die orientalischen Sprachen, also auch das Arabische, ganz genau und war während seines späteren Aufenthaltes in Ägypten der Freund des obersten Priesters des Landes geworden. Dieser trägt den Namen Obermufti (Oberpriester) und hat den Titel Eminenz. Im Abendlande kommt diese Auszeichnung nur den Kardinälen, also den nach dem Papste höchsten Würdenträgern, zu. An den Obermufti Mohammed Abdou gab mir nun Professor Hess eine Empfehlung.

Ich suchte den Oberpriester von Ägypten auf in der Moschee Gamia-el-Azhar (d. h. „die Blühende“). Dort weilte er mit den ersten islamitischen Priestern des Pharaonenlandes. Die Moschee, die berühmteste orientalische Hochschule, hatte in ihrer Blütezeit 7700 Studenten mit 230 Professoren. Als ich ankam, mag sie noch 6000 Wissensdurstige gezählt haben.

Am Eingang zur Moschee bemerkte ich ein ungemein reges Leben. Eine Masse von Studenten ging immer ein und aus. Da jede Moschee eine geheiligte Stätte ist, mußten die Studenten beim Eintritt entweder ihre Schuhe ablegen oder über dieselben Pantoffeln anziehen. Am Portal streckte ich meinen Empfehlungsbrief in die Höhe. Sofort sprangen einige dienstbare Seelen herzu, nahmen das Schreiben in Empfang und gaben mir zu verstehen, daß sie es sofort besorgten. In der Tat kamen bald nachher zwei feingekleidete Priester zum Eingang und erklärten mir auf französisch, daß die Eminenz Mohammed Abdou bereit wäre, mich sofort zu empfangen. Man zog mir nun in allergrößter Hochachtung Pantoffeln an, die mir wegen

der Größe meiner Füße wie gelbe Schiffchen vorkamen. Die zwei Priester und weitere vier Mann führten mich eine Treppe hinauf in einen Vorsaal hinein. Dort standen links und rechts an den Wänden Moscheediener und Priester mit Fez und Turban. Diese staunten den offenbar sehr hoch stehenden Fremdling neugierig an. Dann gings abermals eine Treppe hinauf und in ein Appartement hinein, in welchem höhere Priester und Würdenträger an den Wänden standen oder auf Divans saßen. Ganz vorn sah ich allein auf einem Divan sitzend einen ehrwürdig ausschauenden Mufti mit außerordentlich sympathischem Gesicht. Es war Mohammed Abdou. Ich verneigte mich beim Eintritt, dann in der Mitte des Saales und dreimal direkt vor ihm. Wie er mich erblickte, stand er auf, lächelte mir freundlich entgegen, faßte meine beiden Hände und bat mich, von einem bereitstehenden Stuhl Gebrauch zu machen.

Nun ging die Unterhaltung an. Der Obermufti sprach ein sehr gutes, leicht verständliches Französisch. Er fragte mich nach dem Befinden seines Freundes Heß und nach dem Befinden seiner Familie; er erkundigte sich nach meiner Person, über meine Herreise und nach meiner Weiterreise. Er machte mir einige wertvolle Mitteilungen über Ägypten und bat mich, ihm nach meiner Rückreise von Abessinien über meine Erlebnisse zu schreiben. Dann gab er den zwei hohen Priestern, die mir bereits als Führer gedient, den Auftrag, mir die ungeheure Moschee gründlich zu zeigen. Da stand ich auf; er reichte mir die Hand und wünschte mir Glück zu meiner Weiterreise. Ich verneigte mich in gleicher Weise wie beim Eintritt und trat nun den Gang durch die endlose mohammedanische Universität, die bedeutendste im ganzen Gebiete des Islam, an.

Zuerst wurde ich unter Arkaden hindurch zum Mihrab, einer prachtvollen Gebetnische, geführt und betrat dann einen großen, offenen Hof, wo zahllose Studenten jeden Alters mit unterschlagenen Beinen auf dem Boden saßen. Sie lernten den Koran auswendig, bewegten dabei den Körper taktmäßig und machten beim Einprägen des Stoffes einen kolossalen Lärm. Andere studierten Schriften; wieder andere prüften sich; einige Gruppen trieben Dummheiten. Wir kamen nun in gedeckte Hallen, und da saßen wieder viele Studenten und zwar um ihre Lehrer herum, die mit lauter Sprache Rechtswissenschaft, Grammatik, Logik, Rhetorik und Verslehre dozierten. Was mich unendlich interessierte, war die Tatsache, daß die Studenten nicht nach dem Inhalt ihres Studiums, sondern nach Nationali-

täten, Sekten, Städten oder Gebieten des Orients beisammen saßen. Während sich bei uns z. B. alle Medizinstudierenden in einem Saale versammeln, gleichviel, aus welchen Ländern sie kommen, saßen hier alle Studenten aus Mekka, dort alle aus Medina, rechts alle aus Syrien, links alle aus Kleinasien beisammen, wenn sie auch noch so Verschiedenes studierten.

Nachdem ich über eine Stunde in der Moschee-Universität herumgegangen war, erreichte ich das Portal wieder, wo man mich meiner Pantoffeln entledigte. Nach meiner Rückkehr aus Abessinien schrieb ich an den liebenswürdigen Mohammed Abdou und erzählte ihm von dem Unglück, das mich im Reiche Meneliks betroffen. Er antwortete mir unter anderem: „Seien Sie glücklich und dankbar, daß Sie der liebe Gott wenigstens wieder hat zu Ihrer Familie zurückkehren lassen“. Der treffliche Mann weilt nicht mehr unter den Lebenden; er ist vor kurzer Zeit gestorben.

Ulrich Kollbrunner, Zürich II.

31. Der Lebáscha oder Diebssucher in Abessinien.

Im nordöstlichen Afrika gibt es ein christliches Reich mit sehr eigentümlichen alten Gebräuchen. Es ist dies Abessinien. Ein uralter Gebrauch wird z. B. angewendet, wenn man verlorene oder gestohlene Gegenstände ausfindig machen oder sogar den Verbrecher finden will. Wenn in dem Lande ein Diebstahl, eine Brandstiftung oder ein Mord stattfindet, so wendet man sich an die Einrichtung des Lebáscha oder Diebssucher.

Eine Familie äthiopischen Ursprungs behauptet nämlich, im Besitze eines Mittels zu sein, durch welches sie einen Dieb nach vollbrachter Tat oder eventuell (unter Umständen) das gestohlene Gut ausfindig machen könne. Einem Waisenknaben im Alter von acht bis zehn Jahren wird eine Medizin eingegeben, und diese befähigt ihn, genau der Spur des Diebes über Stock und Stein zu folgen, bis er entweder diesen selbst oder seine Schlafstätte oder das gestohlene Gut erreicht hat. Wir wollen einmal dem Vorgehen des Diebssuchers beiwohnen, seine ganze geheimnisvolle Prozedur (Verfahren) verfolgen und dabei im Geiste auch das Volk betrachten, das in allem Ernste und mit geheimer Scheu alle Vorkommnisse betrachtet.

Der Diebssucher, ein Mitglied der angegebenen Familie, ist also davon verständigt worden, daß ein Diebstahl stattgefunden habe. Ebenso hat das Gericht die Erlaubnis ge-

geben, daß der Lebáscha angewendet werden dürfe. Nun kommt der Diebssucher am Abend mit dem Knaben, der die Medizin trinken soll, auf den Platz des Diebstahls (oder des Verbrechens überhaupt). Die Nacht soll er entweder auf dem Platze selbst oder demselben möglichst nahe schlafend verbringen. Sorgfältig wird darauf geachtet, daß der Knabe weder am Abend, noch in der Nacht, noch am Morgen etwas zu essen oder zu trinken bekommt. Daher wird er scharf von einem Mitgliede der Diebssucherfamilie überwacht. Da es im Interesse der bestohlenen Familie liegt, daß die Arznei wirke, also das Eigentum wieder zum Vorschein komme, übt jene auch strenge Aufsicht.

Bei Tagesanbruch werden nun alle Mitglieder des Hauses und die Bewohner der nächsten Umgebung versammelt. Dann kommt ein Abgeordneter vom Gericht als Zeuge; weitere Zeugen werden aus den Anwesenden ernannt. Jetzt bringt der Bestohlene seine Anklage vor der Versammlung nochmals genau vor. Dem Knaben wird nun ein langer Gürtel um die Lenden gelegt und nach dem Knoten desselben dem Vertreter des Gerichtes ein Ende in die Hand gegeben. Daraufhin nimmt der Diebssucher einen Becher Milch, schüttet unter geheimnisvollem Flüstern ein braunes und ein schwarzes Pulver hinein, umkreist den Becher dreimal mit einem Stäbchen und gibt ihn dann dem Knaben in die Hände mit dem Befehl, ihn ohne Anhalten auszutrinken. Mit seinem Stabe umkreist er nun auch den Kopf des Knaben, der zitternd, unter Schütteln des Körpers und mit starren Augen das Getränk trinkt, wie wenn es ihm davor grauste. Bevor der Becher ganz leer ist, bricht der Knabe wie vom Schlage getroffen zusammen. Der Diebssucher berührt ihn jetzt mit seinem Stabe und fordert ihn auf, seine Pflicht zu tun. Der Knabe erhebt sich, starrt anscheinend verständnislos ins Weite, fängt an zu pusten und steht auf. Von diesem Momente an ahmt er nun nach dem Glauben der Abessinier genau die Bewegungen des Diebes nach und verfolgt den von ihm eingeschlagenen Weg. Bei einem Diebstahl sucht er scheinbar rasch einen Gegenstand im Kleide zu verbergen, bei einer Brandstiftung schnell ein Feuer anzumachen. Bei einem Morde hebt er wie zum Schlage aus. Er fängt an zu gehen, sitzt ab, beobachtet (oft längere Zeit), erhebt sich plötzlich wieder und verfolgt dann nach der Behauptung des Diebssuchers fast immer genau den Weg des Diebs. Personen, die im Weg stehen, wirft er um oder stößt sie auf die Seite,

selbst die größten Herrschaften. Er geht über Stock und Stein, scheint keine scharfen Dornen und spitzen Steine zu spüren und drückt sich sogar durch enge Dornhecken hindurch, durch welche ein anderer nicht gehen könnte, so daß seine Kleidung zerreißt.

Sobald der Knabe auf Wasser stößt, hört die Wirkung der Medizin auf. Beim Berühren des Wassers fällt er sofort zusammen und versinkt in einen tiefen Schlaf. Die neue Prozedur muß auf den andern Tag verschoben und auf der andern Seite des Wassers vollzogen werden. So kann sich dieselbe Sache sechs-, acht-, zehn-, zwölf- und noch mehrmal wiederholen. Findet aber der Knabe keinen hindernden Wasserlauf, so geht er direkt in das Haus, in dem der Dieb am Tage des Diebstahls geschlafen haben soll. Auf die Schlafstätte legt er sich nun selbst zum Schlafen hin. Hat er aber den Dieb auf dem Wege angetroffen, so stürzt er sich auf ihn los und schlägt ihn. Er muß mit Gewalt von dem „Erkannten“ losgerissen werden.

Ist der Dieb auf diese Weise ermittelt, so gibt es keinen Appell, keine Berufung auf ein Gericht. Da gilt keine Belehrung der wirklichen oder erheuchelten Unschuld. Der Dieb hat das Gestohlene zu ersetzen und die vom Richter gesprochenen Bußen zu bezahlen. Wurde er nicht selber erwischt, sondern nur seine Ruhestätte gefunden, so hat der Hauseigentümer für Ersatz und Buße aufzukommen. In diesem Falle kann er aber verlangen, daß sich der Lebáscha nochmals auf die Suche mache, bis er den Dieb in Person gefunden habe.

Es kommt hie und da vor, daß die Medizin versagt. Wenn dies auf dem vorgeblichen Tatort des Diebstahls geschieht, so hat der angezeigte Diebstahl entweder nicht oder an einem andern Orte stattgefunden; der angegebene Diebstahl wurde also simuliert (vorgegeben). So behauptet der Diebssucher. Es muß zugestanden werden, daß verhältnismäßig oft nicht nur der Dieb, sondern sogar das gestohlene Gut durch den Diebssucher aufgefunden wird. Wie kann man sich das erklären? Das ist schwer. Schließlich wäre es denkbar, daß der Knabe in einen gewissen merkwürdigen Zustand versetzt und dadurch zu außerordentlichen Taten befähigt würde.

Die Geheimmittel werden von der Familie aufs sorgfältigste vor profanen (unheiligen) Augen gehütet. Es ist absolut unmöglich, von der Medizin auch nur eine Spur zur Analyse

(Zerlegung, Untersuchung) zu bekommen. So mittelalterlich, mit Aberglauben verbunden und auf Täuschung berechnet die ganze Lebáscha-Einrichtung auch aussieht, so hat sie doch in Abessinien den Vorteil, daß die Eingebornen den Diebssucher wie ein Schwert fürchten und oft in der Nacht, da er im Hause des Bestohlenen schläft, das gestohlene Gut leise und unbemerkt vor die Türe legen. Schon die alten Ägypter haben vor Tausenden von Jahren den Verbrecher in ähnlicher Art gesucht.

Ulrich Kollbrunner, Zürich II.
(Nach Mitteilungen von Herrn Minister Jlg
und einem persönlichen Erlebnisse.)

32. Wüste und Wüsteneisenbahn.

Das christliche Reich Abessinien in Afrika ist vom Roten Meere getrennt durch eine große Wüste. In dieser hausen wilde, gefährliche Nomaden, die Sómalí und Dáncali. Bevor eine Eisenbahn durch die Wüste führte, wurde der Verkehr mit Abessinien durch Karawanen hergestellt. Diese mußten zu ihrem Schutze eine starke Bedeckung von Bewaffneten mitnehmen, Tag und Nacht auf der Hut sein und von Stamm zu Stamm Tribute entrichten. Sie bestanden in Maria-Theresia-Talern, Baumwollstoffen, Tabak und Glasperlen. Je mächtiger der Stamm war, um so größer mußte der Tribut sein. Wenn man ihn aber auch entrichtet hatte, so war man vor Überfällen doch noch nicht sicher. Mit wunderbarer Schlauheit und einer unbegreiflichen Kunst im Verstecken wissen sich diese braunen Wüstensöhne überall hinzuschleichen, ohne daß man sie sieht. Es können Tausende in der Nähe sein, ohne daß man es ahnt. Sie sind glücklicherweise nur mit Lanze, Messer und Schild bewaffnet. Hätten sie Gewehre gehabt, so wäre gar nicht durchzukommen gewesen.

Die Karawanenreise durch die Wüste, von der Küste bis an das abessinische Hochplateau dauerte sechs Wochen. Die Tragtiere waren Kamele, die Reittiere Pferde und Maultiere. Einem Kamel darf man für lange Reisen nur 150 kg aufladen. Das Maultier und Pferd muß jeden Abend Wasser bekommen, während ein Kamel drei bis vier Tage dürsten kann. Weil der Transport mit Karawanen sehr teuer war, so konnten nur Artikel gehandelt werden, die im Verhältnis zu ihrem Gewicht und Umfang einen großen Wert besaßen. (Ins Land hinein brachte man Seidenstoffe, Seidenzwirn, rotgefärzte Baum-

wollfaden, Kupfer, Messing, Taler, Waffen und Munition; aus Abessinien heraus kamen Elfenbein, Gold und Zibet.)

Die Wüste zeigt längs des Roten Meeres steinige Höhenzüge. Dann folgt eine schwarze, total vulkanische Gegend. Hernach erblickt das Auge überall Grün. Aber es ist nicht die Farbe einer lieblichen Pflanzenwelt, sondern sie röhrt her von dem kupferhaltigen Gestein, das unter dem Einfluß der Luft nach und nach diese Farbe annahm. Erst jetzt folgt die eigentliche Wüste. Nichts als Sand und Himmel, Himmel und Sand. Doch was sieht man? Tausende und Abertausende von großen Eingebornenhütten, die mitten im Sande stehen. Aber diese Hütten bilden eine der vielen Täuschungen, die man in der Wüste erlebt. Es sind Termitenbauten, die Behausungen der sog. „weißen Ameisen“. Sie tragen mit Bienenfleiß Sandkörnchen zusammen, beigen sie aufeinander, sondern dabei eine Art Speichel, der wie ein ausgezeichneter Mörtel wirkt, ab, führen Bauten von fünf Meter Höhe und ebensolchem Durchmesser aus, bilden einen Staat wie die Bienen und Ameisen und gehorchen ihren Obern wie diese. Hat man die eigentliche Wüste durchfahren, so zeigen sich die abessinischen Vorberge. An Wasserläufen erblickt man die erste Vegetation. Zwischen dieser hindurch schießt scheu und lautlos das zierliche „Digdig“ (die kleinste Antilope der Erde), und in unbefolgem Fluge erhebt sich die schmackhafte, bis 20 Kilogramm schwere Trappe. (Großer Stelz- oder Watvogel.)

Heftige Stürme wühlen oft den Sand auf und bilden ungeheure Sandhosen. Unten sehen sie aus wie das Wurzelwerk eines Waldriesen. Dann folgt ein gewaltiger, hoher Stamm und oben breitet sich eine gigantische Krone aus. Die feinsten Teilchen erhalten sich stundenlang oben, färben den Himmel graugelb und bewirken Morgen- und Abendröteln, deren Großartigkeit und Schönheit keine Feder beschreiben kann. Zuweilen erscheint eine Fata Morgana, dieses Trugbild der Wüste, das auf der Luftspiegelung beruht. Plötzlich erblickt man in der Ferne Wasser, Palmen, Bambusse, Sycamoren (Maulbeerfeigenbaum). Aber die schönen Bilder entschwinden dem entzückten Auge langsam, und nach 20—25 Minuten ist nichts mehr zu sehen.

Es fällt auch auf, daß es in der Wüste Wasserläufe und Schluchten hat. Sie sind zwar in der Trockenzeit absolut wasserlos, werden aber in der Regenzeit zu reißenden Strömen. Wenn nämlich in den abessinischen Vorbergen die tropischen Regen in Strängen herunterfallen, wenn sich die ungeheuern

Wassermassen in tiefen Rinnalen sammeln und gegen die Wüste herunterstürzen, so bohren sie sich noch einen langen Weg ins Sandmeer hinaus, reißen alles mit sich fort und fressen sich oft breite, tiefe Bette mit steilen Ufern aus. Der Fremdling kann sich auch nicht erklären, warum er an so vielen Orten große Schafherden sieht. Wie können sich denn die prächtigen Tiere mit schwarzem Kopf, weißem Leib und kurzem Fettschwanz zu ungezählten Tausenden in der Wüste ernähren? Die Sache verhält sich so. Eine Wüste ist durchaus nicht absolut unfruchtbar. Es fehlt ihr nur das Süßwasser. In der Regenzeit werden nun von den Gebirgen her Regenschauer weit in die Wüste hinausgetrieben. Sofort zeigen sich grüne Partien mit einem wunderbar schönen Blumenschmucke. In der Trockenzeit schmoren die Pflanzen ein, gehen aber nicht zugrunde. So können sie in guten und bösen Tagen den Schafherden als Weide dienen. Aber wie und wo finden diese Tiere am Abend ihr Wasser? Dieses kann an den verschiedensten Orten ergraben werden. Auf einer undurchlässigen Schicht fließt es von den die Wüste im Westen begrenzenden Bergen unter der Oberfläche weit in die Wüste hinaus. Wird dann ein mehr oder weniger tiefes Loch gegraben, so dringt das Wasser herauf. An solchen Stellen kommen am Abend Tausende von Schafen zusammen, die alle in größter Ordnung trinken und sich dann ohne ungestümes Gedränge zurückziehen.

Durch diese Wüste geht nun eine Eisenbahn. Zum Bau derselben erhielt Minister Ilg vom Kaiser Menelik die Konzession. Aber die Schwierigkeiten waren ungeheure. Die europäischen Arbeiter fürchteten die Wüstenhitze, die bis 55 ° C. steigen kann. So mußte man die Arbeitskräfte aus Algerien, Tunesien, Syrien, Arabien und Indien beziehen. Ja selbst chinesische Kulis fehlten nicht. Nur die Ingenieure waren Europäer, nämlich Franzosen. Das Wasser mußte oft 30 Kilometer weit auf Kamelsrücken hergeschafft werden und zwar nicht bloß das Trinkwasser für die Arbeiter, sondern auch das Wasser für die Mörtelbereitung. Kam die Trinkwasserkarawane nicht bei Zeiten an, so wurden die Arbeiter unruhig, weil sie fürchteten, verschmachten zu müssen.

Man versuchte auch die Wüstensöhne zur Arbeit anzuhalten. Viele sagten zu, waren aber nur tauglich zum Zusammenlesen von Steinen. Die andern blieben wild und gefährlich. Sie schädigten den Bau, wo sie konnten und überfielen häufig die Arbeiter. Diese mußten daher eine immer stärkere Bedeckung

haben. Neben ihnen standen abessinische Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett und geladenem Gewehr. Diese Bewachung allein kostete jedes Jahr 250,000 Franken. Auch vor dem giftigen Gewürm mußte man sich in acht nehmen. Gefährliche Giftschlangen, handgroße Taranteln (große Spinne mit giftigem Bisse), mit zwei Giftstacheln versehene Tausendfüßler und bis zwölf Zentimeter lange Skorpione gehören nicht zu den Annehmlichkeiten eines Wüstenaufenthaltes.

Die Bahn beginnt bei Djibouti am Roten Meere, eine Stadt mit etwa 10,000 Eingeborenen. Nach sieben Kilometer Fahrt erreicht man die Station Ambouli, wo ein großes Bassin, in dem sich Wasser sammelt, ausgegraben ist. Hier hat es daher Gemüsegärten. Die Bäume sind über und über behangen von den zierlichen Nestchen der Webervögelchen. Bald erreichen wir in der Wüste ein tief eingeschnittenes Rinnsal, das durch einen Viadukt überbrückt wird. Manchmal biegt die Bahn plötzlich von der geraden Linie ab. Der Uneingeweihte kann sich das nicht erklären. Die Sache verhält sich so:

Die Wilden der Wüste sind Mohammedaner. Ihre Toten beerdigen sie gerade da, wo sie das Zeitliche gesegnet haben. Ein eigentliches Grab machen sie nicht, sondern türmen auf den Leichnam eine Pyramide von Steinen, damit ihn die Schakale und Hyänen nicht fressen können. Ist der Verstorbene ein Häuptling oder Marabout (mohammedanischer Wanderpriester oder Lehrer), so erhält er nicht nur eine sehr große Pyramide, sondern noch eine gewaltige Umfassungsmauer, die in großem Kreise um die Steinsäule herumführt. Nun ist an einem mohammedanischen Grabe alles heilig; es darf daran absolut nichts geändert werden. Beim Bau der Bahn stießen nun die Ingenieure häufig auf solche Gräber. Man durfte sie nicht verlegen, nicht anrühren. Der Fanatismus der Eingeborenen durfte nicht entfacht werden. Die Bahn mußte also immer diese Stätten umgehen, also von der Geraden abweichen.

Von Zeit zu Zeit sieht man auch turmartige, mit Schießscharten versehene Gebäude. Diese sind für die Bahnwärter bestimmt. Sie bieten ihnen Schutz, wenn sie von den Nomaden angegriffen werden sollten. Besonders des Nachts müssen sie sich in Acht nehmen, da sich die Wilden immer noch nicht mit dem Teufelswerk der Christen abgefunden haben.

Ulrich Kollbrunner, Zürich II.

33. Besuch einer Goldmine in Afrika.

Johannesburg mit seiner fieberhaften Erregung und seinen geschäftlichen Treiben ließ ich hinter mir. Eine Droschkenfahrt von kaum einer halben Stunde, und ich bin mitten drin in der Atmosphäre dieser gefeierten Goldfelder, ja Goldfelder, die so vielen Menschen den Kopf verwirren.

Hei, das nenn' ich Leben! . . . Die Luft ist erschüttert vom Sausen der Maschinen, vom Gedonner der Pochwerke, vom Pusten der Schornsteine, deren dicker Rauch träge über den klaren Himmel hinwirbelt. Rasch plätschert in all den von mir passierten Gräben milchartiges, silbergraues Wasser von dannen, der trübe Abfluß von „großer Wäsche“ — von Goldwäsche. Schwerbeladene, mit Maultieren bespannte Wagen knirschen auf den grausandigen Wegen, und truppenweise trotten Minenarbeiter, halbnackte Kaffern, vorüber.

Nachdem ich mich für den Besuch der Minen umgekleidet habe, begleitet mich der Direktor nach dem Schacht. — Je näher wir kommen, desto stärker wird der Lärm, desto toller das Hasten. Vorwärts, ihr keuchenden Maschinen! Vorwärts, ihr Menschen! Gold, Gold heraufgeschafft aus schaurigen Tiefen! Denn „Gold“ heißt die Lösung dieser Erde . . . Jetzt nähern wir uns einem turmartigen Gerüste, auf dem sich hoch oben in freier Luft zwei mächtige Räder mit den darüberlaufenden Drahtseilen drehen — Drahtseile, an denen die in den Schacht auf und nieder rollenden eisernen Karren hängen.

Vor mir tut sich eine mächtige, schiefabsteigende Öffnung auf. Dies der weitgähnende Rachen des Schachts, der mich verschlingen soll. Zwei schmale Schienenstränge laufen schief hinab und verlieren sich in der Dunkelheit.

„Bim, bim!“ ertönt ein Glockensignal. Ein auf den Schienen rasch dahergender Eisenkarren, der sonst mit dem Heraufschleppen des goldhaltigen Gesteins beschäftigt ist, hält vor mir. Ich schwinge mich mit dem Minendirektor hinein in das schiefstehende Gefährt, glitsche sofort auf dem kotigen Boden in die unterste Ecke — das Hinabsenken in den Schacht beginnt . . . erst langsam, langsam, dann schneller und schneller . . .

Hinab geht's in schwüle Tiefe, in grausige Einsamkeit, in schwarze Finsternis, hinab in die goldenen Vorratskammern der Millionäre, hinab in die Seligkeit verbissener Geizhälse . . . Kleiner und kleiner wird das oben vom Einfahrtsloch herein-schimmernde Tageslicht. Jetzt zittert es herab wie ein ver-

einsamer Stern am nachtschwarzen Himmel. Huh, wie tief das geht in tiefster Stille! . . .

„Bim, bim!“ . . . Halt!

Aufatmend verlasse ich meine unglückselige Lage, krieche hastig empor und schwinge mich mit einem Sprung über ein Holzgeländer, hinein in eine spärlich erleuchtete Felshöhling. Gleich Glühwürmchen aus dunklem Gebüsch funkeln kleine elektrische Flämmchen von der Wölbung. Trotzdem — alles verschwommen im Gedämmer, und weiterhin alles in dicker Finsternis.

Mit der Kerze in der Hand tappe ich im Stollen vorwärts, der Minendirektor mit sicherem Tritte voraus, ich vorsichtig hintennach. Manchmal rutsche ich auf dem feuchten Boden aus oder stoße mich an den unten dahinlaufenden Schienen oder sinke bis an die Knöchel in eine Pfütze. Manchmal wird der sich windende, in Sandstein gehauene, mit starken Balken gestützte Gang ein wenig breiter; man hat Raum geschaffen für einige aufeinander geschichtete, grau gestrichene Dynamitkisten... Aber immer Nacht, Verlassenheit, Schweigen...

Nach und nach belebt sich die unheimliche Stille. Im Vorwärtsschreiten höre ich aus den Felswänden dumpfes Pochen, entferntes Hämmern . . . Platz da! Einige mit feuchtem Gestein beladene Karren rasseln vorüber, von schattenhaften Gestalten geschoben. Weit da vorn glänzen matte Lichter auf. Von dort her dringt verhaltenes Lärmen, wirres Tosen, das sich bei meinem Näherkommen rasch verstärkt. Hier, am Ende des sich verengenden Stollens stehen, sitzen, hocken, liegen halbnackte Kaffern, herumarbeitend am spröden Gestein. Das hämmert, knallt, donnert, kracht, treibt spitze Eisenkeile ins spröde Gefelse. Das bröckelt los, türmt sich zu großen Steinhaufen, die auf bereitstehende Karren verladen werden. Dann vorwärts damit, rasch hinauf ans Tageslicht! Da oben auf der Erde braucht man viel Gold!

Der Minendirektor hebt die Kerze und beleuchtet die feuchte Felswand. Eingesprengt in Sandstein zieht sich schief abwärts eine meterdicke Quarzschieferung. Ha, dies das gesegnete Gestein, das in kleinen, kaum sichtbaren Körnchen jenes von Millionen pochenden Herzen ersehnte Metall birgt, so man „Gold“ tituliert! Jetzt grüße ich die Majestät des Goldes „an der Quelle!“ . . .

Hier die Stelle, wo verschiedene dunkle Gänge abzweigen, und auf und ab geht es jetzt in all den schaurigen Stollen. O, der bunten Eindrücke in diesen Tiefen! Hier arbeitet eine

kleine, kunstvoll konstruierte Bohrmaschine zwei spitzwinklig aufeinanderlaufende Löcher ins Gestein, Löcher, in die dann zum Heraussprengen des dazwischen trotzenden Erdreichs Dynamit gelegt wird. Dort sitzen halbnackte Kaffern auf Goldgestein und verzehren ihr trockenes Maisbrot.

Ich schlüpfe in eine Felshöhling, während mein Begleiter zurückbleibt. . . . Huh, plötzlich fühle ich mich in dieser furchtbaren Abgeschiedenheit, wo in nächster Nachbarschaft in all den angrenzenden Goldminen so unzählige Millionen lagern, schaurig vereinsamt, schaurig allein — allein mit einem märchenhaften Riesenkapital, mit dem gar manche Großmacht all ihre Staatsschulden bar abschütteln könnte.

Genug, genug! Ich sehne mich wieder nach oben. . . .

Mit meinem vertrauten Eisenkarren kutschiere ich aus der düstern Heimat der Millionen dem rosigen Tageslicht entgegen. In der Tat, das ist ein angenehmer Wechsel.

Jetzt steige ich oben auf dem Gerüste des Maschinenhauses herum. Unausgesetzt kommen von unten herauf die mit Gestein beladenen Karren angeschwirrt. Donnernd entleeren sie sich und versinken dann wieder in die Tiefe, während oben das Gestein in die scharfen Mühlen gerät, die es kreischend zermalmen. . . . Dann folge ich der Leidensgeschichte, die das in diesem Gestein befindliche Gold weiter durchzumachen hat. Dazu gehört manch düsteres Kapitel, bevor das blonde Metall beim Aufzählen aus Goldrollen auf dem Zahltisch gar aristokratisch daherflüstern kann. . . .

So gelange ich in das Pochwerk, wo lange Reihen hoher, zentnerschwerer Eisenstampfen auf das bereits klein gemahlene, jetzt körnige Gestein lossausen. . . . Donnern, Tosen, Krachen, Hämtern — dröhnend mischt sich alles zu einem einzigen riesigen Lärm, vor dem jeder andere Laut erstickt. Wenn der Chor dieser brutalen Eisenstampfen spricht, hat der Mensch zu schweigen. Erinnerungsvoll gedenke ich des Gedonners des Niagaras, der gleichfalls keinerlei Nebenbuhlerlaute duldet. . . . Ich kann mich mit meinem Begleiter nur durch Zeichen unterhalten, durch bewunderndes Kopfnicken, durch zustimmende Gesten. Damen weilen in diesem Raum gewöhnlich nur ganz kurze Zeit, da sie beim besten Willen nicht zu Worte kommen können!

Ach, was schiebt sich noch alles vor meine Augen bei diesem Rundgang: die Goldwäsche, wo mittels Quecksilbers der Goldstaub aus dem zermalmten Gestein gewaschen wird; sogar die gewaltigen Eisenschränke, in denen die fertigen Gold-

barren ruhen — jene funkelnden Goldbarren, von denen dann der fein säuberlich auf elegantestem Büttenpapier gedruckte Monatsbericht der Mine den Aktionären beim Morgenkaffee gar erfreuliche Dinge erzählt.

Oben auf dem Gerüst stoße ich einen Laden und luge durch das Fensterloch ins Weite. Wohin der Blick geht, überall Goldfelder, Goldfelder, Goldfelder, alle zusammen eine ungeheure Girlande bildend, die meilenweit im Halbkreise Johannesburg umsäumt. Ha, jetzt blicke ich auf das geschwollenste Portemonnaie der Welt! Und weit dahinten in einer mächtigen, rötlichen Staubwolke, in der warmen Luft des sinkenden Tages, liegt das jungfräuliche, zu einer Weltstadt erwachende Johannesburg, die Hochschule der Millionäre — Johannesburg mit seinem Fortschritt, seinen Errungenschaften, seiner Freiheit, aber auch mit seinem Keuchen nach Gold. . .

(Nach K. Böttcher, Rund um Afrika.)

34. Bei Vogel Strauß.

In Kapland ist's, da, wo die unermeßliche, todesöde, melancholische Karroo allmählich in fruchtbare, heiteres Gelände übergeht. . . . Beim Städtchen Worvester, dessen weiße Häuser in glühendstem Sonnenbrand schimmern, verlasse ich die Eisenbahn, die mich seit zwei Tagen durch sengende, entnervende Hitze einer Welt von Sand geschüttelt . . .

Eine kurze Wagenfahrt — die Residenz einer ganzen Kompagnie jener Vogel-Majestäten ist erreicht.

Gleich hinter dem weißen Steinhaus treibt sich eine Straußherde herum. Ich tauche in ein sanftes Gewoge von langen, grauschimmernden Hälsen, roten Schnäbeln, hohen zinnoberfarbenen Stelzbeinen, schwarzen, weißgeränderten Flügel- und Schwanzfedern.

„Wie steht es mit dem Diner dieser Herrschaften?“ frage ich meinen Begleiter.

„O, um den Speisezettel sind wir nicht verlegen. Der Strauß schluckt so ziemlich alles, was er seinen langen Hals hinunterquetschen kann: Gras, Klee, Baumblätter, Mais, Obst, altes Eisen, Messingstücke, Knochen. Sein Leckerbissen aber kommt da hinten geflogen.“

Ich blicke nach der angedeuteten Richtung. Hoch oben am dunstigen Himmel schwebt eine langgestreckte Heuschreckenwolke, die sich jetzt zusammenzieht, verdichtet, wieder erweitert und beim langsamen Niedersenken mählich

rötlich färbt. Jetzt streift sie bereits drüben die kleine Versammlung von Eichen, Trauerweiden und Mangobäumen und raschelt und rauscht und knattert und knistert näher . . . Und jetzt surrt sie über die Vogelköpfe dahin, während sich tausende der fingerlangen, zinnoberroten, trockenen Tiere vom allgemeinen Schwarm ablösen und auf den Boden stürzen. So fallen dem Strauß die Leckerbissen auf den Schnabel.

Sein unheimliches Phlegma gerät etwas in Begeisterung. Er schnappt in der Luft herum und schlingt von dem knakenden und raschelnden, langbeinigen Geziefer hinunter, soviel sich erwischen läßt. Weshalb auch nicht?

Hinter der Farm erstrecken sich die Draht einzäunungen weiter Landstrecken. In jeder Abteilung haust eine Straußfamilie: das Oberhaupt mit zwei „Hennen“. Hier scharren sie mit ihren kräftigen Klauen flache Löcher in den Sandboden, und die Eierlegerei kann losgehen. Dabei sorgt der Chef des Nestes dafür, daß in seiner Familienidylle beständig gutes Wetter herrscht. Mit rührender Aufmerksamkeit ist er stundenlang um die eierlegende oder brütende „Henne“ beschäftigt. . . Gegen Abend, wenn bei uns die Hühner zum Schlafengehen die Steige erklimmen, schreitet auch der Strauß gravitätisch nach Hause, hockt sich neben die „Henne“, beteiligt sich am Brutgeschäft, als wüßte er, geteilte Freude ist doppelte Freude. Ja, er bemüht sich sogar mit dem Umwenden der großen Eier, damit sie die Brütwärme von allen Seiten bestrahlt. . . Rotglühend steigt des Morgens die afrikanische Sonne über der Karroo empor. Noch immer sitzt er als getreuer Gesellschafter der „Henne“ im heimischen Nest.

Kaum haben die entengroßen Kücken das Gefängnis der Eierschalen durchbrochen, so werden sie der Obhut eines Hottentottenmädchen anvertraut. Nun bietet sich dieser kleinen Schwarzen zum „Puppenspielen“ ausreichend Gelegenheit. Denn die herumkrabbelnden Viecher wollen während der ersten Periode ihres Lebens nicht fressen. So müssen sie einige Tage lang fürsorglich gepäppelt werden.

Nicht alle Strauße werden auf natürlichem Wege ausgebüttet. Damit noch mehr solch famoser Tiere das Licht der Welt erblicken, hilft man mit dem ziemlich komplizierten Brutofen nach. In diesen wunderbaren Apparat werden die bräunlichen Eier sechs Wochen lang einlogiert, wird ihnen sorgsamste Pflege, besonders strengste Beobachtung einer gleichmäßigen Wärme zu Teil. So erzielen die braven Straußenzüchter gar glänzende Resultate; nach Ablauf der künstlichen

Brutzeit kommen die tölpelhaften Kücken hereingewatschelt ins Dasein.

Und der Zweck der ganzen Straußenzüchterei? Das Gewinnen der kostbaren Federn. Sie werden den Riesenvögeln ausgerupft oder mit großen Scheren abgeschnitten — zwei schmerzlose Operationen, bei denen sich die Tiere mit ihrer feierlichen Dummheit so ziemlich gleichgültig verhalten.

Man geleitet mich in die Vorratsräume. Sorgfältig ist hier Kasten auf Kasten geschichtet, und in jedem ruhen, förmlich wie hineingehaucht und wohlsortiert, Federn und wieder Federn: große, kleine, krause, glatte, graue, schwarze, weiße; Hottentoten besorgen die Verpackung von Kisten und pinseln nach Blechsablonen in schwarzen Buchstaben die Firma darauf . . .

Weiter führt mich der liebenswürdige Besitzer in das von gedämpftem Licht beherrschte Halbdunkel seines kühlen Bureaus, und hält mir eine kleine Vorlesung über die geschäftliche Seite der Straußenzucht.

„Glauben Sie, diese ganze Geschichte ist eine Lotterie, ein Hazardspiel. Leicht lassen sich damit ein hübsch paar Batzen verdienen, aber ebenso leicht verlieren. Schon was für ein Heidengeld allein in dem Viehzeug steckt! Fangen wir gleich mit dem Ei an. Ein Stück kostet gegen hundert Mark. Ist der kleine Teufel aber ausgekrochen und sechs Monate alt geworden, so hat das Ding einen Wert von dreihundert Mark. Ein paar Jahre später stellt ein solcher „Sperling“ einen Betrag von sechshundert Mark vor. Für einen gesunden, kräftigen, ausgewachsenen Vogel, für einen Strauß in den besten Jahren, wird bis fünfzehnhundert Mark geblecht. Nun denken Sie sich, was für Geld in meinem Geschäft steckt, wenn siebenhundert solche Kerle herumsteigen!“

Wir treten ins Freie!

So hab' ich mich den ganzen Tag gar lebhaft in die Atmosphäre der Straüße vertieft. Nun sich die linde, afrikanische Nacht herabsenkt, entführt mich der Schnellzug hinunter nach Kapstadt.

Von Karl Böttcher. „N. W. Tgbl.“

IV. Asien.

35. Die Messe von Hardwar.

Jährlich kommen auf der Messe von Hardwar an der Stelle, wo der Ganges aus dem Himalaja hervortritt, zahllose Scharen von Pilgern und Kaufleuten aus allen Teilen Indiens, aus Arabien, Persien und Tibet, bis mehr als eine Million Menschen zusammen, in Ordnung gehalten durch wenige englische Beamte und Militärs.

Schon acht Tage vor den großen Feierlichkeiten waren weit herum alle Wege mit Menschen bedeckt, in endlosen Reihen von Fußgängern, Kamelen und Ochsenkarren. Es war die reinste Völkerwanderung. Beim Anblick dieser dichtgedrängt heranziehenden Menschenmassen erlangt man einen Begriff von der unzähligen Bevölkerung Hindostans, sowie von der Macht, welche trotz einer hundertjährigen Beherrschung durch Christen der alte Glaube noch besitzt. Alle indischen Volksstämme sind hier vertreten. Und welches Aussehen, welches Benehmen! Dieser kommt aus Südindien und trägt nur einen Stock und einen kupfernen Topf; in jenem Ochsenwagen sind wie Heringe in einer Tonne fast zwanzig Männer, Weiber und Kinder zusammengepökelt, die so seit Monaten reisen. Eine lange Reihe von Kamelen bringt jene Pilger aus den Wüsten Hochasiens.

Seltsame Szenen in drastischen Lokalfarben künden dem Reisenden die Nähe des Pilgerlagers an. Am Rande des Weges zeigen scheußliche Bettler ihre Geschwüre, ihren Ausatz, ihre entsetzlich geschwollenen Glieder. Heilige Männer, nackt, die Haare von Schmutz starrend, rufen mit rasendem Geschrei die Mildtätigkeit an. Anderswo stehen riesige, heilige Ochsen, eine mit Muscheln verzierte Decke über dem Rücken und ein fünftes Bein an der Schulter; es ist mit weißen Fäden daran festgenäht, allein der fromme Glaube sieht das nicht.

Die reichste Almosenernte erzielt auf seinem Teppich ein Bettler, der den merkwürdigen Gedanken gehabt hat, sich mitten auf den Weg unter mehrere Zoll Erde zu legen, womit ein Teil seines Körpers bedeckt ist. Durch seine Konkurrenz ruiniert er einen armen heiligen Ochsen, der nicht weit davon der mildtätigen Aufmerksamkeit der Gläubigen

vergebens ein überflüssiges Bein zeigt, welches höchst kunstvoll an seinem Nacken befestigt ist.

Soweit der Blick reicht, von der Ebene bis zu den Bergen, dehnt sich das Zelt- und Hüttenlager aus, dessen Straßen von den Behörden vorher sorgfältig abgesteckt worden sind. Mehr als eine Million Menschen! An vielen Stellen ist das Gedränge so dicht, daß man das Lager nur auf Elefanten besichtigen kann, wenn man der Gefahr, erdrückt zu werden, entgehen will. Diese Tierkolosse verstehen es wunderbar, sich einen Weg zu bahnen und sind in ihrer Gutmütigkeit so vertraut mit den Hindu, daß sie über die Köpfe ganzer Familien der Ruhe pflegender Leute hinwegschreiten, ohne daß jemand sich röhrt oder darauf achtet.

Das Lager der fanatischen Baïragis am Kanal bietet das beste Bild der Vertierung durch Wahnglauben. Zu Dutzenden sitzen sie schmutzbedeckt und unbekleidet am Wege; der eine streckt einen seit Jahren starr gewordenen Arm gen Himmel, dem anderen sind die Nägel durch die beständig geballte Faust gewachsen. Hier steht ein heiliger Büßer auf einem Beine, unvernünftiger als ein Storch.

Noch seltsamer war der Anblick an der heiligen Badestelle. Die Oberfläche des Wassers, die Dächer der Tempel und Häuser waren mit einer unzähligen Menschenmenge bedeckt. Überall am Horizonte, wohin auch das Auge dringen mochte, erblickt es keinen anderen leeren Raum, als die von einer dreifachen Reihe Schildwachen geschützte heilige Treppe.

In diesem Rundgemälde traten echt lokal gefärbte Szenen hervor. Ein dicker Brahmane mit dreifachem Kinn und unförmlichem Leib sprang im Wasser herum und stieß wie ein Knabe Freudenrufe aus. Anmutig sah es aus, wie zwei junge, schöne Mädchen sich zärtlich küßten und mit der rechten Hand sich gegenseitig das heilige Wasser reichten. Hier führen Kinder ihre blinden oder altersschwachen Eltern in das reinigende Bad. Dort trägt ein herkulischer Hindu ein altes Mütterchen, welches nach ihrem zitternden, dünnen Körper und ihren tränenden Augen zu schließen, hundert Jahre überschritten haben muß; sie vereinigt ihre gebrochene Stimme mit den Freudenrufen der Menge.

Nach Baumgarten.
Szenen aus dem indischen Leben.

36. Über indisches Kastenwesen.

I.

Auf der Fahrt von Kandy nach Colombo (Ceylon).

Ich tauschte meine letzten Rupien (zirka Fr. 1.20) gegen eine Fahrkarte nach Colombo und ließ mich in einem Abteil dritter Klasse nieder. Es war schon von einem einheimischen Ehepaar besetzt, das reichlicher mit Sprößlingen als mit Kleidern versehen war. Kaum hatte ich daran gedacht, das häusliche Leben der Singalesen (Eingeborne Ceylons) in nächster Nähe zu studieren, als dicht neben mir ein heftiger Lärm ausbrach. Ein Mischling in Schaffneruniform rannte über den Bahnsteig, steckte den Kopf in das Abteil und überschüttete meine harmlosen Reisegefährten mit einer Flut mir unverständlicher Worte. Hatte er mich als Opfer der Pest denunziert? Augenscheinlich war die Familie sehr erschrocken. Der Vater sprang angstvoll auf und versuchte ein halbes Dutzend ungefüge Bündel in seinen nicht so griffähigen Händen zusammenzuraffen. Mit einem zischenden Fluch riß der Schaffner die Türe auf, sprang hinein und warf Gepäck, Kinder und Eltern ohne Umstände hinaus auf den Bahnsteig. Immer noch schimpfend, zerrte er die zitternden armen Menschen nach einem andern Abteil; die freigewordenen Plätze nahmen andere gutgekleidete Eingeborne ein und wir fuhren ab. —

Die selbstgewisse Haltung, die reisenden Kaufleuten der ganzen Welt eigentümlich ist, verriet mir den Stand meiner Gefährten. Alle sprachen englisch und im Eifer, ihre Talente zu zeigen, verwickelten sie mich in eine Unterhaltung. Doch war ich mit meiner Verwunderung über die Behandlung der ausgewiesenen Familie immer noch in Gedanken beschäftigt.

„Will einer von Ihnen mir sagen“, unterbrach ich, „warum der Schaffner die andern Eingeborenen herausholte und Sie dann einließ.“

Die Reisenden blickten mich dann einen Augenblick erzürnt und schweigend an, tauschten dann untereinander einen Blick und wandten sich ab. Offenbar hatte ich sie gröblich beleidigt. — Doch selbst bei einer Beleidigung kann sich ein Orientale nicht lange still verhalten. Die Reisenden rückten unruhig auf ihren Plätzen hin und her, stießen sich an und richteten ihre Blicke wieder auf mich.

„Ihr müßt wissen, Herr“, sagte der Behäbigste aus der Gruppe mit strengem Gesicht, „jene waren niedrige Kulis,

denen es nicht gestattet ist, im selben Abteil mit weißen Gentlemen zu fahren. Wir sind Singalesen aus hoher Kaste, Herr, und deshalb dürfen wir mit Sahib (Weißen) fahren.“ —

II.

Harry Frank und drei andere Strandläufer (stellenlose Matrosen u. s. w.) hatten bei einem Zirkusbesitzer Arbeit gefunden. —

Harry Frank erzählt:

„Die obere Zeltwand war bald ausgespannt und ein Raum mit einem Seil abgegrenzt. Der Zirkusbesitzer warf mir eine Spitzhacke zu und hieß mich für die Stützen der Bänke Löcher aushauen. Sorgfältig und gleichmäßig ließ ich das Werkzeug niederfallen. Das geringste Beiseitegleiten würde einen Singalesenschädel eingeschlagen haben, so dicht drängten sich die Eingeborenen um mich. Der Anblick eines mit körperlicher Arbeit beschäftigten Weißen war ihnen ebenso sehr wie die Wunder des Zirkus eine Quelle des Staunens. Wenige von ihnen hatten je zuvor einen Europäer mit schwereren Werkzeugen als Feder oder Bleistift hantieren sehen. Immer mehr Eingeborene sammelten sich um uns weiße Arbeiter. Seltsame Kommentare klangen mir in die Ohren; denn der Eingeborene, der englisch sprechen kann, läßt sich niemals eine Gelegenheit entgehen, seine Gelehrsamkeit zu zeigen. Zwei Leute an meinem Ellbogen unterhielten sich folgendermaßen über mich:

„Dieser Anblick mich verwundert“, rief der zu einer hohen Kaste gehörige Jüngling seinem älteren Begleiter zu; „ich habe nie vorher wissen, daß Europäer können tun solche Arbeiten.“

„Aber in der Tat ja“, rief der Babu (ein Hindu mit oberflächlicher englischer Bildung).

„In seinem Heim der Sahib so harte Arbeit tut wie unsere Kulis, aber weil er tut spielen Cricket und Tennis, kann er tun noch schwerere. Er ist nicht immer reich und im Schatten sitzend.“

„Aber verliert weißer Mann nicht seine Kaste, wenn er tut arbeiten wie Kulis?“ fragte der Jüngling. „Warum ist, daß dieser Mann so arbeitet? Ist er vielleicht Gefangener, daß er sich erniedrigt tiefer als der Wirt zum Arakladen?“ (Schnapsladen.)

„In Wahrheit Freund, ich nicht versteh“, gab der ältere Mann ein wenig nachdenklich zu, „aber ich lese, daß in Sahibs Land er tut die Arbeiten von Kuli und doch nicht ist Kuli.“ —

Außer den Eingeborenen waren noch andere, deren Aufmerksamkeit auf die „weißen“ Kulis gelenkt wurde. Hin und wieder sah ich in der Menge einen Europäer auftauchen, der einen finstern Blick zu uns herüberwarf. — Warum, konnte ich nicht erraten, da ich mir nicht bewußt war, irgend etwas getan zu haben, was das Übelwollen meiner Rasse auf sich lenken konnte. Bald erfuhr ich jedoch die Ursachen ihres Mißfallens. — — —

Kaum hatten wir unsere Pfeifen angezündet, als zwei Europäer in schneeweissen Gewändern aus der Dunkelheit auf uns zukamen.

„Mir scheint Leute“, begann der eine mit hoher, streitsüchtiger Stimme, „daß Sie etwas besseres tun könnten, als angesichts der Eingeborenen Kuliarbeit zu verrichten.“ —

„Was ist los?“ rief ich in meiner Überraschung.

„Ich denke, Sie sind eben erst nach Ceylon gekommen“, meinte der andere in versöhnlicherem Ton; wahrscheinlich ist es Ihnen noch nicht zu Sinn gekommen, welch eine andere Welt das hier draußen ist. Sie können hier nicht körperliche Arbeiten verrichten, wie Sie's im Hydepark tun können. — — Hier draußen arbeiten nur die niedrigsten Kasten körperliche und werden von jeder anderen verachtet. Unsere niedrigsten Arbeiten übernimmt selbst die tiefstehendste Kaste in Ceylon nicht. Wir müssen uns dafür Tamil- (zu den Ureinwohnern Indiens gehörend, [Dravidastamm]) und Hindu-Kulis schicken lassen. Nun stehen die Engländer an der Spitze dieses Kastensystems. Die Eingeborenen sehen zu uns auf, als stünden wir über ihrer höchsten Kaste. Wenn also die höchste Klasse Arbeiten verrichtet, die die niedrigste Kaste der Eingeborenen entwürdigen würden, können Sie selbst sehen, wo die Ehrerbietung für den weißen Mann bleiben wird. — —

Zu verschiedenen Zeiten sind hier Leute gekommen, besonders Missionare, die entschlossen waren, die Eingeborenen wie Gleichstehende zu behandeln und sagten, es wäre alles dummes Zeug und ein Unrecht, dieses Kastensystem aufrecht zu erhalten. Und so schwatzten sie mit ihren Dienern, aßen mit Eingeborenen an demselben Tisch und bepflanzten sogar ihre eigenen Gärten. — Und die nicht Messer in die Rippen bekommen haben, weil sie die Kinder behext haben sollten, wurden für verrückt oder degeneriert gehalten oder für Männer, die wegen eines Verbrechens bestraft worden sind. Schauen Sie, sobald diese Leute aufhören, uns als ihnen sozial überlegen anzusehen, könnten sie uns innerhalb eines Monates in

die See treiben. Und wenn Sie lange in Colombo zu bleiben gedenken, ließen Sie besser die Hände vom Zirkusspielen.“ —

„Was ist denn hier los?“ grollte die Stimme unseres Arbeitgebers aus der Dunkelheit.

„Oh! das kommt schon in Ordnung“, versicherte er beschwichtigend, nachdem man ihn aufgeklärt hatte. „Wenn das das ganze Unglück ist, die Jungens kriegen heute noch ihre Uniform, und wenn Vorstellung ist und die Nigger (allgemeiner Ausdruck für Farbige) sie sehen können, werden sie sie tragen.“

„Uniform!“ riefen die Engländer. „Das ist dann was anderes. Mit Uniform ist alles in Ordnung. Wenn ein Mann eine Uniform trägt, denken die Eingeborenen, er tut etwas, was sie nicht verstehen und dadurch behält er seine Kaste.“

III.

Wir hatten als uniformierte Türhüter zu fungieren. Die Horden, die hereinschwärmt, ehe der Ausrüfer seine erste Ansprache beendet hatte, schlossen jegliche Kaste der singalesischen Gesellschaft in sich. Gewichtige Probleme, die den erfahrendsten Zirkusleuten der westlichen Welt unbekannt sind, drangen auf uns ein und verlangten augenblickliche Lösung. Eine Abordnung von Priestern mit feinen Nessellokten erhob die schrille Stimme zum Protest, weil der ihnen angewiesene Platz nicht Raum genug für ihre Betelnußbehälter hatte. Halbblütige sträubten sich heftig, mit Eingeborenen zusammenzusitzen. Kaufleute weigerten sich, in denselben Abteil mit Krämer einzutreten. Die Krämer hüteten sich vor der Befleckung durch die Berührung mit Schreibern. Die Schreiber schreien sich heiser, sobald sie mit Arbeitern zusammensitzen sollten. Und gelernte Handwerker wieder protestierten wütend bei jedem Versuch, in ihrer Mitte für Kulissen Platz zu schaffen. Je niedriger die Kaste des Neuankommenen war, um so wortreicher war der Protest gegen ihn und um so verächtlicher sprach er seinen Widerwillen gegen die ihm Untergeordneten aus.

Aus „Als Vagabund um die Erde“ von Harry Frank.

37. Fahrt von Kalkutta bis Dardschiling.

Von Kalkutta ab hatten wir die mächtigen Wagen der Ostbengalischen Eisenbahn benutzt, gegen die nun die Wagen der schmalspurigen Nordbengalischen Bahn auf der andern

Gangesseite klein erschienen. Aber als in Siliguri um neun Uhr morgens die 17stündige Eilzugfahrt durch die Ebene ihr Ende erreicht hatte und das Umsteigen in den Zug der hier beginnenden Himalaja-Bahn nötig war, hätt' ich beinahe laut aufgelacht. Ich hätte es wirklich nicht für möglich gehalten, daß es, außer als Kinderspielzeug, so windige Lokomotiven und Wägelchen auf der Welt gäbe. Zwei Fuß nur beträgt die Spurweite dieser drolligen Bergbahn, die uns binnen sieben Stunden 2300 m. in die Höhe schaffen sollte.

Zuerst führt die Bahn, die nur eingleisig ist, durch wüst verwachsenen Wald. Doch so herrlich dieses phantastische Schauspiel auch wirkt, so üppig dieses Wirrsal von Schlinggewächsen und Orchideen auch grünt und blüht, verschleiert es doch todhauchenden Boden, die sumpfigen Brutstätten des Malariafiebers! Dieser modrige Vegetationsgürtel des Himalaja, das Terai, saugt alle die übelduftenden Säfte ein, die aus den Unmassen verfaulender pflanzlicher und tierischer Leichen in den Urwäldern dieser Vorberge zu Tal sickern. Spute dich Zug, raschle hurtig hindurch durch diese Zone, schnell hinauf in reinere Luft!

30 km. etwa geht die Fahrt fast eben durch diese Wälder, deren Bäume man vor verschlungenen Schmarotzergespinstes nicht sieht: der betäubte Blick gibt es auf, dem Durcheinander des Reigens zu folgen, den hier eine toll gewordene Pflanzenwelt gaukelt. Dann steigt die Bahnlinie. Je höher wir kommen, um so mehr lichtet sich das bisher für das Auge undurchdringliche Chaos von Blättern, Zweigen und Ranken; die grünen Mauern lösen sich auf in einzelne Bäume; deren Rinde von Kriechpflanzen umspolten und mit Orchideen geschmückt ist, während sich zierliche Girlanden von einem Zweige zum andern schlängeln. Elefanten und sonstige wilde Bewohner des Dickichts sind natürlich in diesem von der Eisenbahn berührten Teile des Terai nicht mehr zu erblicken.

Die allmächtige Natur zeigt hier ihren Reichtum nicht auf einmal. Die Palmen der Ebene sind zwar verschwunden, aber ihre Formen finden wir trotzdem wieder. Die Farnen, dieser zarte Schmuck unserer Wälder, gewinnen auf dem fruchtbaren indischen Boden die Größe und Gestalt schlankstämmiger Bäume und entzücken unser Auge durch ihre zierlich gefiederten Kronen. Mit dem Klarerwerden des landschaftlichen Eindrucks wird auch die bisherige drückende und schlecht riechende Luft kräftiger, reiner. Wir nähern uns der Grenze der subtropischen Pflanzenwelt, Bäume der Heimat begrüßen

uns wieder; Eiche, Ahorn, Kastanien zeigen sich um so häufiger, je höher die Bahn steigt.

Unser Zug hat inzwischen die unglaublichsten Kunststücke fertig gebracht. Ohne Zahnräder hat er Steigungen von 1 : 19 in immer gleich bleibender Eile bewältigt, wobei die Bahnlinie nicht nur Kurven und enggezogene Schleifen, sondern sogar eine richtige Spirale beschreibt, deren oberer Halbmesser nicht mehr als 18 m beträgt! Dann war der Zug keck und gewandt wie eine Eidechse an steilen Felsen hingerannt, den Abgrund so dicht zur Seite, daß schwachnervigen Fahrgästen himmelangst werden mußte, so oft die Dampfpfeife ertönte, um die Insassen der offenen Wägelchen zum Festhalten an ihren Sitzen zu ermahnen, wenn eine besonders scharfe Biegung bevorstand, ganz ähnlich wie in Amerika die Kondukteure an solchen Ecken ihr: „Haltet fest“ in die Wagen der Straßenbahn rufen. An der „Todeskampfecke“ fährt der Zug so dicht an einem schier unergründlichen Abgrunde hin, daß dort schon manchem fröhlichen Weltreisenden das Lachen vergangen sein mag. An andern Stellen wird der steile Berghang nicht durch gekrümmte Umgehung, sondern durch spitzwinklige Zickzacks bewältigt, wobei der Reisende bald vorwärts, bald rückwärts fährt, indem der Gipfel der erreichten Steigung durch eine horizontale Strecke mit der Basis des nächsten Aufstieges verbunden ist; diese Zickzackstaffeln werden natürlich nicht durch Umwenden, sondern durch ein Hin- und Herschieben des Zuges und entsprechendes Weichenstellen erklettert.

In einer Höhe von etwa 1400 m. begannen sich bereits Nadelbäume dem Laubholz zuzugesellen. Überraschende Niederblicke auf die endlose indische Ebene eröffneten sich und Wolken umwogten uns als nässende Nebel; plötzlich zerrissen diese Wolkenmassen und mit blitzenden Strahlen vergoldete die indische Sonne das Silberband des Tistaflusses. Dann zogen bleierne, schwarze Schatten von Wolken, die vor der Sonne vorbeistrichen, über Berg und Tal; bald blendete die Sonne, bald wurde es dunkel wie bei einbrechender Nacht, während der Zug in unaufhaltsamer, hastiger Fahrt den Gipelpunkt der Bahn in einer Höhe von 2250 m. über dem Meere erreichte. Ich schaute etwas mißmutig in den Nebel, durch den unser Zug auf diese höchste Erhebung zueilte, wußte ich doch, daß man von dort bei klarem Wetter den ersten Anblick der fernen Himalaja-Schneekette gewänne. Doch als ob ein lebhafter Wunsch Einfluß auf Naturerscheinungen haben könne, wurden die Wolken, durch die wir fuhren, allmählich zu immer dünn-

eren Schleiern, sie sanken tiefer und tiefer, mit gellendem Pfiff raschelte der Zug um eine Biegung, und im Glanz eines wolkenlos blauen Himmels lag urplötzlich die ganze schneeprangende Hochgebirgswelt des Sikkim-Himalaja, mein ersehntes Wanderfeld, am fernen Horizont vor meinen verblendeten Augen.

Doch noch war keine Zeit, mich staunend an dieser Aussicht zu ergötzen. Nur einen Augenblick zeigte sich dieser markerfrischende Ausblick, dann verbarg ihn wieder eine un gefüge Bergnase, um die der Zug zur nächsten Station, dem Bahnendpunkt Dardschiling, hinabrutschte; als er gegen vier Uhr in den Bahnhof einrollte, entzogen eilende Wolkenmassen dieses majestätische Panorama meinen Blicken. Durch die ganze Fahrt hatten wir uns um volle 580 km von Kalkutta entfernt.

Nach Dr. Kurt Bouk. „Indische Gletscherfahrten.“

38. Der Himalaja.

Von Kalkutta aus ist der Himalaja, dieser mächtigste Gebirgswall der Erde, am bequemsten zu erreichen. Eine Eisenbahn fährt von den Gangesufern bis in das Herz der Vorberge hinauf auf ungefähr 2300 m Höhe, doch braucht man immerhin einen Tag, um von der dumpfen, fiebergeschwängerten und feuchten, drückend heißen Tiefebene des Ganges nach Dardschiling zu gelangen. Dardschiling ist einer der vielen Luftkurorte, welche die Engländer am Südabhang des Himalaja auf 1500—2000 m Höhe angelegt haben, ja anlegen mußten, um der unerträglichen Tropenhitze des indischen Sommers zu entgehen. Einen großartigern Fleck hätten sie nicht nur in Indien, sondern auf dem ganzen Erdball kaum finden können. Das ungeheure Bergmassiv des Himalaja sendet gegen Süden in eine Art Amphitheater einen Felssporn von 3000 m Höhe mit steilen, fast senkrechten Abstürzen. Nahe dem Ende dieses Sporns, fast in der Mitte des Amphitheaters liegt Dardschiling.

Der erste Gang jedes Besuchers von Dardschiling gilt dem Observatory Hill, von wo man die ganze Himalajakette erblickt, wenn man Glück hat. Als ich oben stand, genoß ich dieses Glück in der Tat, denn die Wolken hatten sich zerteilt und die höchsten Erhebungen des Erdballs lagen in unbeschreiblicher Majestät vor mir, über mir. Zwischen 8—9000 m hoch türmten sich rings um meinen Standpunkt die gewaltigsten Felsmassen, die größten Gletscher, die dräuendsten

Granitmauern auf, in der ungemein klaren, dünnen Luft in allen Einzelheiten erkennbar, obschon die Entfernung in der Luftlinie immer noch 70 km. beträgt. Diese höchsten Bergriesen der Erde haben nicht die scharfen, kühnen Spitzen, wie Schreck- oder Finsteraarhorn, sondern sie erscheinen wie mächtige, im Aufsteigen erstarrte weiße Meereswellen. Hoch oben, man möchte meinen am Firmamente selbst, erscheinen sie wie durch unsichtbare Gewalten festgehalten, um den Himmel durch sie mit der Erde zu verbinden, eine gigantische Treppe zu bilden für die Götter, wenn sie unter die winzigen Menschenkinder hinabsteigen wollten. So dachten auch schon die Hindu in den Urzeiten ihrer Religion und gaben der höchsten dieser Himalajastufen den Namen ihrer beiden höchsten Götter, Sankara, das ist Schiwa, und Gauri, das ist die Gemahlin Sankares, vereinigt zu Gaurisankar.

Im weiten Halbkreise stehen hier Dutzende von Bergriesen in unbeschreiblicher Majestät so hoch, wie ein halbes Hundert Kölner Domtürme aufeinandergestellt! Zwischen all diesen höchsten Gipfeln und Gräten des Erdballs in einer Länge von weit über 300 km. dehnen sich in den Sätteln Schneefelder und Riesengletscher aus, kilometertief und kilometerbreit. Aus ihrer Mitte, Dardschiling am nächsten, steigt der höchste Monarch der Kette, der von einem blendenden Eisdiadem gekrönte Kingtschindschanga, empor auf eine Höhe von nahezu zirka 8600 m. Noch von keines Mannes Fuß betreten, blickt seine Spitze aus der eisigen Höhe auf all die andern Riesen wie auf Trabanten hinab, die an seinen Flanken aufragen. Durch diese, sowie durch seine Gestalt erinnert er mich lebhaft an die Jungfrau mit ihrem Schneehorn und Silberhorn, aber mehr als zweimal so hoch, zweimal so massig.

Lange — stundenlang blieb ich in Betrachtung dieses großartigsten und überwältigendsten Gebirgspanoramas der Erde versunken. Mit dem Glase konnte ich die Tausende von Metern Felswände mit ihren Rissen, Spalten und Kaminen genau durchmustern. Allmählich hoben sich nun die Wolkenmengen, die unten das weite Amphitheater erfüllten, zogen gegen die Himalajariesen, eroberten sie in schwerem Aufwärtsfluge, Stück für Stück, und endlich verhüllten sie sie ganz, wie ein Vorhang, der sich vor das erhabendste Schauspiel der Erdenwelt legt. Ich konnte mich des Eindruckes nicht erwehren, ein Stück der Weltordnung mitangesehen zu haben. Dieses Wolkenchaos zu meinen Füßen erschien mir wie in einer geheimnisvollen Gährung, ein Protoplasma, aus dem sich die ungeheuern Fels-

massen herauskristallisierten. Nirgends schien mir die Gegenwart des Allmächtigen so nahe, so gegenwärtig, nirgends die eigene Ohnmacht so groß, wie hier auf diesem Vorsprung des Himalaja, auf dem sich die Pygmäen (eigentlich fabelhafte Zwerge in Äthiopien, sehr kleine, winzige Menschen), die Menschen angesiedelt haben. Bis hieher konnten sie mit ihren Erfindungen und Hilfsmitteln vordringen; hier aber gebietet ihnen die allgewaltige Natur ein unüberwindliches Halt. Das Labyrinth von Schnee und Gletschern, das sich dort drüben, hoch über Dardschiling, wie am Firmament aufgehängt, ausbreitet, wird den Menschen wohl auch verschlossen bleiben. Die Ersteigung auch nur eines dieser hehren Gipfel ist noch niemals gelungen. Dabei ist der höchste darunter, der majestätische Gaurisankar, der, genau 8846 m., noch um etwa 300 m. über die höchste Spitze des Kingtschindschangu hinausragt, von Dardschiling aus nicht einmal zu sehen. Wie winzig sind doch alle Gebilde von Menschenhand, alle Pyramiden, Dome, Türme im Vergleich dazu! Der höchste bis jetzt geschaffene Bau, der Eiffelturm, müßte in 30 gleich großen Nachbildungen aufeinander gestellt werden, um die Höhe des Gaurisankar zu erreichen.

Um wenigstens seine höchsten Spitzen, wenn auch nicht ihn selbst zu sehen, unternahm ich einen Ritt nach dem 10 km. entfernten Tiger Hill, das noch um 600 m. höher liegt als Dardschiling. Es war frühmorgens, als ich dort ankam, und fröstelnd drückte ich mich, in eine Wolldecke gehüllt, zwischen die beschneiten Felsblöcke auf der Höhe. Alles lag noch in Dunkelheit. Es mochte 5 Uhr morgens sein; das Firmament begann sich gelb zu färben. Da erschien hoch oben ein schwach leuchtender, rosenroter Stern. Verwundert sah ich, daß er immer größer wurde, und kurz darauf erschienen zu seinen Seiten, ihm ganz nahe, zwei andere ähnliche Sterne von rosenroter Färbung. Mein Führer wies auf sie und murmelte; „Gaurisankar“.

Aus „Die Wunder der Welt“ v. Hesse-Wartegg.

39. Volksleben in Siam.

Der Name „Bangkok“ bedeutet „Stadt der Obstbäume“. Dort mischt sich die Villa des Europäers zwischen die bescheidenen Hütten der Siamesen. Elegante Equipagen und elektrische Bahnen rasseln die Hauptstraßen entlang. In den

mit europäischen Waren aller Art ausgestatteten Läden sitzt der Chinese in seiner Nationaltracht, höflich zum Eintritt einladend.

Unverfälschtes Volksleben findet man hauptsächlich auf und an dem breiten Strom, dem Menam, welcher der Hauptstadt ihre Schönheit gibt. Sowohl die Fahrt hinab bis zu seiner Mündung, als die stromauf zu den alten Hauptstädten des Landes sind von hohem Reiz und zeigen dem Reisenden die Bilder, die dem Reiche des weißen Elefanten seine Eigentümlichkeit geben. Unzählig schwimmende Häuser auf Bambuspählen, die an eingerammten Pflöcken festgebunden sind, liegen längs der Ufer bis tief in den Fluß hinein, die Fahrstraße in der Mitte offen lassend, die von Hausbooten und Kähnen aller Art wimmelt. Kaum daß die großen Dampfer sich den Weg zwischen der Unmenge von Fahrzeugen bahnen können. Im flachen Boot dahingleitend, sieht man in die Hütten hinein, in denen ganz wie auf dem Lande Kramläden, Werkstätten und Garküchen eingerichtet sind. Und überall tritt der Chinese in den Vordergrund. Mit seinem Talent für den Handel und seinem außerordentlichen Fleiße steht er dem Siamesen weit voran. Die Siamesin aber, viel tüchtiger als ihr männlicher Genosse, ist bemüht, dem Chinesen nachzuhahmen. Man sieht sie vor den Fisch- und Grünkramauslagen sitzend, eifrig handeln, das Kleinste an der Brust, während der Gatte im Hintergrunde auf die Matte gestreckt den Schlaf des Gerechten oder Faulpelzes schlummert.

Auf der Fahrt nach Ayuthia sah ich das Volk unverfälscht durch europäische Einflüsse. Es führte ein Froschdasein! Auf den schmalen Wasserstraßen, die ich durchfuhr, paddelte alles im Wasser herum oder saß triefend auf den Holztreppen der Pfahlbauten. Außer einem Töpfer, der Gefäße aus Ton drehte und einigen Leuten, die Bambusstangen aufrichteten, habe ich keinen Menschen arbeiten sehen. Es war aber auch unmenschlich heiß. Auch auf dem Lande bestehen die Häuser aus Bambus, die Dächer aus Reisstroh oder Palmblattrippen. Nur der ganz Reiche leistet sich ein Holzhaus. Und alle Bauten ruhen auf Pfählen. Wie sollte man sich sonst gegen Schlange und Tiger wehren.

Seiner Gemütsart nach ist der Siamese höchst friedfertig und freundlich. Nirgends wird der Fremde auf Feindseligkeiten stoßen. Das Volk ist äußerst arm und mit Steuern und Frondiensten belastet. Aber es ist heiteren Sinnes und sehr anspruchlos. In den Städten liebt es große Feste zu feiern, die

mit wenigen Ausnahmen religiöser Natur sind. Da gibt es Umzüge, Paraden, Feuerwerk, Laternentänze und Theatervorstellungen. Das Landvolk schmückt indessen seinen Buddha mit bunten Lappen und zündet ein paar ärmliche Lichtchen vor ihm an.

Aus „Über Land und Meer“ von Katharina Zittelmann.

40. Auf den Spuren des Urwaldriesen.

Sumatra.

Langsam vergeht die Nacht. Feuchtkalte Nebelwände heben sich aus der Tiefe des Flußtales, das der wilde Sungi Bohorrok durchheilt, der Sohn der nahen Berge, die im Scheine des verblassenden Mondes wie schwarze Riesenwände gen Himmel streben. Sie bilden das Zentralgebirge Sumatras. Ein Windstoß fährt herab von den Bergen. Er zerreist die Wolkenschleier, die Fluß und Urwald bedeckten, und läßt das matte Licht des nahenden Tages in die Tiefe dringen. Wie mit einem Zauberschlag erwacht die Tierwelt. Das gellende Zirpen der Insekten, das schrille Pfeifen des Riangkäfers mischt sich mit dem Tok-tok des Nashornvogels und dem melancholischen Gesang der Singaffen zu jenem Konzert, mit dem die ganze Tierwelt den nahenden Tag begrüßt.

Aus dem kleinen Battakerdorf am Ufer des Flusses tritt ein kleiner Trupp. Es sind ein Elephantenjäger, ein hochgewachsener Europäer mit hellfarbigen Malaien. An der Seite trägt er den schweren Pavang, die gefürchtete Waffe des Malaien, die zum Bahnen eines Weges im Urwald unerlässlich ist; in der Hand hält er eine lange, schwere Büchse, deren Form erkennen läßt, daß sie nur für schwerstes Wild berechnet ist.

Den steilen Hügel geht es hinab; da sperren die reißenden Fluten des Bohorrok den Weg. Rasch sind mit dem Pavang kräftige Stäbe abgehauen, und auf diese gestützt, geht es kühn hinein in das wirbelnde, reißende Wasser. Glücklich erreichen die Jäger das jenseitige Ufer. Im nächsten Augenblicke hat der Urwald die kleine Schar aufgenommen. Lautlos geht es vorwärts. Jeder hält den blinkenden Pavang in der Rechten, geräuschlos fallen die hindernden Äste und Lianen vor dem Hieb der haarscharfen Klinge. Auf einen Wink bleiben die Malaien, die das Gepäck tragen, weiter und weiter zurück, nur Itam, ein alter Graubart und berühmter Spürer, begleitet den vorwärts eilenden Jäger. Eine Stunde vergeht — eine

zweite, schon mehren sich die Anzeichen, daß hier in der letzten Zeit Elephanten durchgegangen sind. Sorgsam mit dem Blick jedes Blatt prüfend, gleiten die Jäger fast lautlos zwischen den Bäumen durch. Verdornte Äste mit abgerissenen Zweigen, ausgerissene kleine Bäumchen deuten den Weg. Da hemmen beide fast gleichzeitig den Fuß, wie auf Verabredung wendet der eine sich nach links, der andere nach rechts, einige zerquetschte Blätter, einen abgebrochenen Ast aufmerksam betrachtend. Bald haben beide gefunden, was sie suchen, sie treffen wieder zusammen — baruh! frisch! ist alles, was gesprochen wird. Ein Ästchen wird abgehauen, mit dem Pavang eine Kerbe in einen nahestehenden Baum gemacht und der Ast hineingeklemmt, sodaß er in die Richtung weist, der die beiden nunmehr folgen.

Vorsichtig geht es vorwärts. Eine weitere Stunde verrinnt mit Suchen, unendlich anstrengend durch das notwendige Vermeiden jedes Geräusches. Da hält Itam plötzlich an, sein geübtes Ohr hat ein Geräusch vernommen, das ihm die Nähe der Elephanten verrät. Sie sind fort! flüstert er. Offenbar haben die klugen Tiere trotz größter Vorsicht der Jäger ihre Feinde bemerkt. Eilig blickt der Europäer auf den Kompaß, um die schon vorher mit einem Streichholz geprüfte Windrichtung abzulesen, dann winkt er dem Malaien und bewegt sich in einer Kreislinie vorwärts, die es den Elephanten unmöglich macht, die Jäger zu wittern. Er berechnet den Kreis in der Annahme, daß die Tiere nicht zu weit gegangen sein können und hat sich nicht getäuscht, denn dort neben den breiten Ausläufern eines Riesenbaumes zeigt sich verschwommen im Dickicht eine dunkelbraune Masse — ein Elephant. Regungslos verharrt das mächtige Tier. Nur von Zeit zu Zeit zieht es heftig die Luft in den Rüssel, prüfend, ob ihm diese die Annäherung eines Feindes verrät. Doch tut er das umsonst, denn sorgfältig haben die Jäger die verräterische Luftströmung vermieden und gleiten näher und näher. Kaum zehn Meter vom Elephant entfernt, erhebt sich ein Baum, breit genug, um einem Menschen Deckung zu bieten. Dorthin schleichen sie, jedes Blatt, jedes Ästchen sorgfältig vermeidend. Endlich, endlich ist jener Baum erreicht und aufatmend warten sie einen Augenblick. Nun erhebt sich der Europäer mit unendlicher Vorsicht hinter dem Baumstamm, während sein brauner Begleiter am Boden bleibt. Unmittelbar vor sich sieht er den Elephanten, doch nicht nur einen, denn vier der mächtigen Tiere stehen regungslos, den Kopf nach der Richtung ge-

wandt, aus der die Jäger ursprünglich gekommen sind. Indessen der Leitbulle, der Träger der Stoßzähne, ist nicht dabei. Mit der gleichen Vorsicht, wie sie gekommen, schleichen die Jäger wieder zurück. Kaum hundert Meter haben sie zurückgelegt, da rauscht es hinter ihnen im Dickicht. Die vier Elephantenweibchen sind ängstlich geworden und fliehen mit großen Schritten. Blitzschnell huschen die Jäger einige Schritte zur Seite und knien nieder, regungslos gleich Bildsäulen. Ahnungslos, daß ihre Feinde so nahe sind, ziehen die Elephanten vorüber. Da rauscht es in einer ganz andern Richtung, und ein zweiter, bisher nicht bemerkter Trupp Elephanten setzt sich ebenfalls in Bewegung. Wahrscheinlich ist dort der Führer der Herde. Eilig geht es nun dahin, krachend brechen die hindernden Äste unter den Händen der Jäger, gewaltsam werden die tausendfachen Lianen zur Seite geschoben; die über eine weite Strecke verstreuten Elephanten können ja nicht wissen, ob dieses Geräusch von einem ihrer Gefährten oder einem Feind herrührt. Nach einer unendlich langen halben Stunde wird es vor den Jägern still. Kein Blatt bewegt sich, die Elephanten haben Halt gemacht. Jetzt wittern sie, ob der unsichtbare Feind ihnen bis hieher gefolgt ist, und dann werden sie sich zum Schlafe niederlegen.

Wieder beginnt das atembeklemmende Anschleichen an das gefährliche Wild. Dieses Mal bietet sich aber dem Jäger kein passender Baum zum Schutz gegen den Blick oder den Ansturm der Tiere. Wieder sind die Jäger in unmittelbarer Nähe ihres Wildes angelangt. Zoll um Zoll hebt sich nun der Europäer vom Boden, um nach den Elephanten auszuspähen. Doch legt er sich blitzschnell wieder, denn direkt vor ihm, durch das Gewirr der Blätter schimmern weißlich gelb die Stoßzähne des Elephantenbulle.

„Itam, schieße unter keinen Umständen, sondern gib mir die Reservebüchse, wenn ich mich verschossen habe“, flüsterte der Europäer seinem Gefährten zu, richtet sich wieder leise empor und — sieht dem Elephantenbulle direkt ins Auge!

Er ist bemerkt worden, denn das mächtige Tier macht eine jähre Bewegung auf ihn zu. Da kracht aber schon der scharfe Knall der Büchse durch die Stille des Waldes. Der Elephant stürzt, durch den Kopf geschossen, nach vorn über und bohrt im Sturz seine Stoßzähne tief in den Grund.

Doch da ertönt ein wildes Rauschen und Krachen im Dickicht, und ein, zwei, vier, fünf gewaltige Elephanten brechen hervor und stürzen sich auf die Jäger, sei es im panischen

Schrecken über den Fall ihrers Führers, sei es in blinder Wut. Blitzschnell krachen die Schüsse — ein Elephant stürzt, rafft sich wieder auf und stürzt zum zweitenmale; ein zweiter taumelt zur Seite, von einem Halbmantelgeschoß mitten vor die Stirn getroffen; einem dritten fährt das tödliche Blei in die Flanke. Da plötzlich regte sich der Elephantenbulle, mit einer gewaltigen Anstrengung ist er auf den Beinen und wirft sich in lautlos blinder Wut auf seinen winzigen Gegner. Das Magazin der Büchse ist leer, rasch will der Jäger zur schußbereiten Reservebüchse greifen, da kracht unmittelbar hinter ihm ein Schuss, daß die glühenden Pulvergase ihm das Gesicht peitschen, und im nächsten Augenblick rennt der treulose Malaie vor Furcht überwältigt davon — die Reservebüchse in der Hand, den Herrn wehrlos zurücklassend! Zum Glück für diesen liegt ein gefallener Baumstam in der Nähe — mit einem Satz ist er hinüber — ein zweiter ist nur wenige Meter weit entfernt. Er will hinüber, da hält eine Dornenranke den Fuß und er stürzt schwer zu Boden. Augenblicklich steht er wieder aufrecht und rast, unbekümmert um das Dornengewirr, das ihm Hände und Gesicht zerfetzt, zum nächsten Baum ohne Wurzelausläufer. Er schießt um den Baum herum und blickt nach seinem Verfolger zurück — aber kein Elephant ist zu sehen und nur von weitem tönt der Lärm der fliehenden Herde.

Rasch wird das Magazin der Büchse geladen und dann geht es wieder zurück über die beiden Baumstämme. Beim zweiten liegt der Hut des Jägers, aber keine Spur zeigt, daß der Elephant bis hieher gelangt ist. Der erste jedoch ist auf der einen Seite wie von einem Axthieb abgesplittert, der verwundete Elephant hatte hinübersteigen wollen, hatte aber anscheinend nicht mehr die genügende Kraft besessen. Deutlich biegt seine Spur von hier zur Linken ab, die Spur eines schwerkranken, taumelnden Tieres. Vorsichtig über den Boden hinspähend, wo der Blick nicht so sehr durch Blattwerk gehemmt ist, verfolgt der Jäger die Spur. Nach kaum hundert Metern sieht er vor sich eine große, dunkle Masse am Boden. Wohl sind einige Sträucher und kleine Bäume zu Boden gequetscht, aber der Todeskampf des toten Elephanten kann nur ein ganz kurzer gewesen sein, denn das kleine Loch an der Seite der breiten Stirnfläche zeigt klar, daß das stahlgepanzerte Geschoß direkt ins Gehirn gedrungen sein muß.

Nun begann das Suchen nach den übrigen verwundeten Elephanten. Die Malaien schwärmten durch den Urwald.

Eines der Tiere lag unmittelbar, wo es geschossen war, und bald fand man das zweite. Das dritte Tier war offenbar nicht tödlich getroffen und entkommen.

Nach H. Heiland.

41. Tanz der Dajak auf Borneo.

Beim Flackerschein von Holzfackeln tritt ein Jüngling in den Kreis der auf der Flur des Sammelsaales hockenden Zuschauer. Um die Lenden des nackten, rotbraunen Körpers schlingt sich eine feuerrote Schärpe mit herabhängenden Zipfeln. Der Jüngling spannt alle Muskeln an, schaut mit funkelnden Augen umher, und der Tanz beginnt. Mit feinem Anstande und in reizender Anmut werden Arme und Beine in malerischen Haltungen bewegt, indes der Körper sich in den Hüften wiegt und wendet und der Kopf sich neigt und dreht, so daß Linien von entzückender Schönheit fortwährend den ganzen Körper durchfluten. Bald erhebt sich die Gestalt auf die Zehenspitzen und schwenkt die Arme graziös in die Luft, wobei die Hände wie Quasten flattern, bald schlagen die Füße mit der elastischen Wucht einer Pantherkatze auf den Stab- boden, daß das ganze Pfahlhaus erzittert, immer in maßvollem, gefälligem Wechsel! Da plötzlich blitzt es in den Augen des Jünglings wie Wetterstrahl; er ergreift ein breites Schwert, dessen Holzscheide mit prächtigem Hängeschmuck, dessen geschmückter Griff mit einem Büschel von Menschenhaaren geschmückt ist, umgürtet sich, wirft über den Oberleib ein Pantherfell, auf dem die weiß und schwarz gebänderten Schwanzfedern des Nashornvogels reihenweise befestigt sind und drückt sich ein Diadem von aufrechtstehenden Federn auf das lockige Haupt. In ausdrucksvollen Stellungen bringt der Jüngling den lauschenden, den Feind erwartenden Krieger zur Darstellung. Allmählich beschleunigt sich der Rhythmus des Glockenspiels, die Bewegungen des Jünglings werden kräftiger, mannhafter; er ergreift mit Blitzesschnelle einen hölzernen Schild, der mit Haarbüscheln erbeuteter Feindesköpfe behängt ist, reißt das funkelnde Schwert aus der Scheide und führt in wundervoller Gebärde und Haltung kriegerische Angriffe und Deckungen, Ausfälle und Schutzstellungen aus; jetzt am Boden kauernd, jetzt vorwärts schleichend und mit einem Tigersprunge auf den Gegner stürzend und wuchtig einhauend. Es erfolgt ein neuer Angriff; Feinde ringsum! Das Schwert saust durch die Luft und blitzt im Fackelschein unheimlich

hier und dort. Plötzlich scheint der Krieger getroffen, er stürzt zu Boden, schnellt wieder empor, springt mit verdoppelter Kraft vorwärts, führt einen mächtigen Streich — der Kopf des Gegners ist gefallen, und unter dem Getöse des Glockenspiels reckt der Sieger triumphierend das Eisen in die Höhe! Noch ein taumelnder, sinnverwirrender Siegestanz, und der Dajak wirft seinen Kriegerschmuck nieder und der Tanz ist zu Ende.

Nach „Die Völker der Erde“ von Lampert.

42. Erster Tag im Reiche der aufgehenden Sonne.

Wir liefen ein in die große Bucht von Tsurugd. Es regnete, und am Gestade lag ein elendes Nest, grau, flach, kaum zu sehen.

Schon aber erkannte man die japanischen Dächer, und auch jene charakteristischen Baumsilhouetten, wie die Japaner sie mit ein paar Pinselstrichen darstellen, säumten die Berge. Ein Gewimmel von Booten und Dschunken umschwärmt den Dampfer, und in den Booten waren braune, schlitzäugige fremde Menschen. Sie trugen Mäntel aus Stroh, flache Strohkegel auf dem Kopf, einige hatten große Papierschirme aufgespannt. Sie kletterten augenblicklich an Bord, und da die Strohmäntel starr und steif waren, so sah es aus, als ob ein Rudel von Stachelschweinen die Schiffstreppe heraufklettere. Viele halbwüchsige Burschen und junge Leute waren darunter: Bankiers, die augenblicklich Geld wechselten, Kommissionäre, Zollbeamte, Hoteldiener. Sie alle sprachen etwas Englisch schlaff und murmelnd, als ob sie im Traume redeten. Ein Polizist schlich umher und musterte uns rasch und mit verbindlichem Lächeln.

Ehe ich mich versah, saß ich in einem Inrikisha, und die Fahrt begann; der Kuli nickte mit dem Kopf wie ein Pferd, der flache Hut hüpfte auf seinem kahlgeschorenen Schädel. Hier geht ein Mann mit einem großen leuchtenden Papierschirm über die Straße. Er bleibt stehen und sieht mich an. Seine nackten Füße stecken in hohen Schuhen mit zwei Brettchen als Stelzen, eine Handbreite hoch, zierlich und gebrechlich. Das ganze Volk segelt auf Stelzen durchs Dasein! Ein paar Kinder stehen in den Türen, herausgeputzt wie Puppen. Wir rasseln durch enge, krumme Gassen, die Häuser sind niedrig, aus Zigarrenbrettchen und Papier; eine Flucht phantastischer Schriftzeichen! — halt! Der Kuli verbeugt sich, lächelt und ich bin verwundert über dieses feine, milde Lächeln dieses

schlichten Kulissen. Das gleiche feine, milde Lächeln ist auch in seinen Augen.

Wir halten vor einem Haus, das auf keinen Fall der Bahnhof ist. In einem kleinen Vorraum steht eine Menge solcher hölzerner Stelzenschuhe, ein geschlitzter blauer Vorhang mit weißen Bildern verbirgt das Innere des Hauses. Das ist ein Teehaus. Dieser Kuli mit dem feinen Lächeln fuhr mich weder zum Bahnhof noch in ein Hotel, sondern ihm schien es wichtiger zu sein, daß ich gleich das Wesentliche kennenlernen lernte.

Eine alte Japanerin mit einem dicken Kopf, braun und plump wie eine Glocke, kauerte in dem etwas erhöhten Flur. Sie legte die Hände auf die Matte und verneigte sich bis zum Boden. Ich verbeugte mich ebenfalls, sie verneigte sich wieder und noch ein drittes Mal; ich erwiderte ihren Gruß und endlich schien es genug zu sein. Ich zog meine Schuhe aus und wanderte in das Haus hinein. Die Räume waren ganz leer, mit reinen, neuen Matten bedeckt, Schiebetüren aus Papier, Schiebefenster mit durchsichtigem Papier bekleidet; alles war rein und neu, die Kanten des glatten Holzwerkes scharf, als habe noch nie jemand hier gewohnt. Im größten Zimmer angelangt, verbeugte sich meine Führerin wieder und legte mir ein Kissen auf den Boden zurecht.

Ich setzte mich und wartete. In der Mitte des Gemaches stand ein niedriger, viereckiger Tritt mit einer Vase darauf, in der sich ein blühender Kirschzweig befand. Um den Tritt herum standen drei Urnen aus Bronze, mit Asche und glimmenden Kohlen gefüllt. Die Alte warf sich in die Knie vor einer solchen Urne, nahm eine kleine lange Pfeife mit einem winzigen Messingkopf heraus und steckte sie an den glimmenden Kohlen in Brand. Dann kniete sie ruhig da und rauchte, während ich durch das Fenster den Garten bewunderte, der wirklich schön war. Er war kaum einen Schritt breit und lang. Ein blühendes Kirschbäumchen stand darin am Rande eines Teiches, der kaum größer als ein Waschbecken war.

Da vernahm ich ein leises Zischen und zu meiner größten Überraschung sah ich zwei wunderschön geputzte Japanerinnen, die sich auf der Schwelle in die Knie geworfen hatten, lautlos und mit der Stirn fast die Matten berührten. Es zischte nochmals, und ein drittes Mädchen trat ein. Die Mädchen trugen seidene, gestickte Gewänder, breite glänzende Gürtel mit langen Schleifen, ihre pechschwarzen kunstvoll frisierten Haare strömten einen feinen Geruch von chine-

sischer Tusche aus. Sie waren zart und fein, ihre feinen Gesichtchen gepudert, die Lippen gefärbt und die Augenbrauen mit dem Pinsel aufgemalt und besonders schräg gestellt. Ihre Hände waren winzig und gepflegt. Diese schönen gemalten Geschöpfe, die sich im Kreise niederkauerten, der fremde Raum, das Gärtchen, die Musikinstrumente und hundert Kleinigkeiten, Säckelchen und Schälchen, all das versetzte mich in fremdes Entzücken. Mägde trippelten ein und aus. Sie brachten kleine Väschen, die gewärmt wurden. Die schönen Mädchen gossen mir ein in ein Puppenschälchen. „Sake, Sake!“ riefen sie. Ah, haha! Das war Sake! Es schmeckte wie eine Mischung von Champagner und Chloroform. Wieder zischte es, und zwei andre Mädchen, ebenso zart und feingeputzt, traten ein. Es waren die Tänzerinnen.

Die Instrumente wurden gestimmt, die Trommel dröhnte, und plötzlich brach der unbeschreiblichste Lärm los, den ich in meinem ganzen Leben gehört hatte. Die Samisenen klirrten, die Trommel donnerte, die Stimmen der Musikantinnen zeterten, eine fremde, wilde, rasende Musik und das Miauen und Schreien von wilden Tieren, Panthern und Leoparden. Mein Ohr, dem diese asiatische Musik fremd war, hörte nichts als Getöse, und gewiß wäre ich in diesem Augenblick vor Lachen geborsten, wenn nicht die Tänzerinnen meine Aufmerksamkeit vollständig gebannt hätten. Was war das? Diese Stellungen, dieses Schreiten, Schütteln der Köpfe, Schielen, die vibrierenden Fächer, dieses Spiel wunderbarer Linien, diese kleinen, süßen, miauenden Schreie, die den Lippen der berückenden Geschöpfe zuweilen entschlüpften, das war wie ein betörender Zauber.

Es dunkelte bereits, aber immer noch wüteten die Instrumente, und die Tänzerinnen zauberten verwirrend schöne Bilder in die Dämmerung des Raumes.

In den Pausen kauerten sie sich auf den Matten nieder, wärmten sich die kleinen Hände an den Feuerurnen, tranken Sake, aßen Apfelschnitten und knabberten Kuchenstückchen, die wie geflochtene Birkenrinde aussahen. Alles war so klein, so zierlich, unwirklich und fremd. Wir saßen und betrachteten und bestaunten uns gegenseitig; die Tänzerinnen plapperten und lachten harmlos, zeigten uns all die hundert fremden Sachen und Säckelchen und wie man mit ihnen umzugehen habe.

Manchmal brachen wir urplötzlich alle in ein fröhliches Lachen aus, ohne zu wissen, warum. Wir konnten uns ja mit keinem einzigen Worte verständigen.

Als ich das Teehaus verließ und die Straße betrat, bot sich mir ein ebenso fremder als schöner Anblick dar. Die enge, krumme Gasse war von Hunderten von viereckigen Papierlampen beleuchtet, die in sanftem, gelbem Licht schimmerten und allesamt schwarze, sonderbare Schriftzeichen trugen. Mein Kuli wartete. Aus einigen Häusern drang Lärm, fremdartiger Gesang und das Klingen der Samisen; denn das waren lauter Teehäuser.

Diese ganze Stadt schien nichts als ein einziges Teehaus zu sein. Der Kuli fuhr mich durch ein Gewirr von Straßen an kleinen, dunkeln Gäßchen vorbei, in denen es ebenfalls von Papierlaternen wimmelte, in den Gasthof. Auch hier fand ich Blütenzweige auf den Tischen, und ein wunderschöner, niedlicher Garten lag im Hof, um den hölzerne Galerien führten.

Dieser Garten war nicht größer als ein Zimmer und doch, was gab es hier alles beim Schein der schimmernden Papierlaternen, die in den Galerien aufgehängt waren, zu sehen? Ein kleiner Wasserfall rauschte, ein Springbrunnen, ein Teich mit zerklüfteten Ufern, Schluchten, Steinlaternen, sonderbar geformte Steine, Bäumchen und Miniaturwälder. Das alles war mit Geschick und Geschmack angeordnet und nichts andres als eine romantische Landschaft, die man durch ein Verkleinerungsglas erblickt.

„Aber sehen Sie denn nicht die Fische, Herr!“ Oh, es gab auch Goldfische in dem kleinen Teich!

Den Zug hatte ich mittlerer Weile verpaßt, was mir aber recht war, denn ich werde doch hier in dieser märchenhaften Stadt, in diesem kleinen Tausend und eine Nacht, wo ich aus dem Erstaunen nicht herauskomme, nicht einfach durchfahren.

Aus „Über Land und Meer 1910“ von Bernhard Kellermann.

43. Die Geishas in Kioto.

In Kioto gelten die Geishas (Tänzerinnen), diese Sirenen Japans, für die besten im Lande. 75 Franken, um während einer Stunde Geishatänze zu sehen, schien mir freilich ein teures Vergnügen, aber Japan verlassen ohne Geishas, das ging nicht an. So fuhr ich denn eines Abends mit meinen Freunden und deren Führer in ein Teehaus, wo alles zu unserem Empfange bereit war, sogar Pantoffeln, die wir über unsere Schuhe zu streifen hatten. Mit vielen Verbeugungen wurden wir in ein Obergemach geführt. Bunte Papierlampen erleuchteten festlich den Raum, der gegen den Fluß zu einen Balkon hatte.

Der Fußboden war mit feinen Strohmatten bedeckt. Aus zarter Rücksicht auf unsere europäischen Gliedmaßen standen auf dem Balkon ein Tisch und einige Stühle. Vorläufig taten wir unser bestes, uns nach japanischem Beispiel und landläufiger Sitte auf niederen Kissen auf der Strohmatte zu lagern. Kleine schwarze, etwa 15 cm. hohe Tischchen wurden vor uns gesetzt. Auf jedem fanden wir ein niedliches Körbchen mit Chrysanthemum, Lothosknospen und Blättern, alles aus Zucker und reizend in Form und Farbe. Drei ältliche Japanerinnen brachten uns in Puppennäpfchen warmen Sake, das Nationalgetränk der Japaner, und in Butter Gebackenes, das wir mit Eßstäbchen bewältigen sollten.

Plötzlich flatterten acht oder neun Geishas herein, so bunt, so leicht wie farbige Falter, und flügelgleich erscheinen die breiten Streifen der Obi. Feurig rote Blumen leuchten und wiegen sich in dem tiefschwarzen Haar und rot sind auch die Lippen der Tänzerinnen bemalt. Sie scheinen kaum den Kinderschuh entwachsen, die beiden kleinsten sind wohl erst 12 Jahre alt. Vorläufig lassen sie sich neben uns nieder und erfreuen sich an unsern Süßigkeiten. Dann beginnt der Tanz.

Tanz? Nein, so kann ich es nicht nennen, denn die Füße spielen kaum eine Rolle dabei. Die Hände, die abwechselnd den Fächer und den Sonnenschirm halten und in rhythmische Bewegung bringen, sind es, die das meiste leisten. Die Gesichter bleiben ernst, traurig; ja oft liegt ein leiser Zug des Schmerzes darauf. Der Körper wiegt sich in gemessener, rhythmisch pantomimischer Bewegung, nahezu auf die gleiche Stelle gebannt.

Diese pantomimischen Tänze sind unzweifelhaft sehr alt. Man behauptet, es gebe deren wohl an 460 und eine gute Tänzerin sei verpflichtet, wenigstens 160 davon darstellen zu können. Jeder Tanz veranschaulicht eine gewisse Handlung, und unser Führer, der strahlend dahockt, bemüht sich, in seinem oft mangelhaften Englisch, uns jeden einzelnen zu erklären. Da erscheint z. B. eine Geisha, die einen Steuermann darstellen soll. Mit ihrem Fächer, den sie mit seltener Grazie handhabt, beschwichtigt sie die Wellen und lenkt ihr Schiff. Oft neigt sie sich dabei zur Erde nieder; oft springt sie plötzlich auf.

Eine andere Pantomime soll „Aprikosenblüte und Frühlingsregen“ darstellen. Der dritte Tanz ist eine Besteigung des heiligen Fuji-no-Yama. Offenbar muß sie schwierig und lang sein, denn die kleine Geisha ist darüber alt und grau

geworden und bindet sich zuletzt die Maske eines runzeligen Mütterchens vor's Gesicht. Nach jedem Tanze berühren die Geishas zum Dank für unsern Applaus mit der Stirn die Erde. Jedes Stück wird durch die drei ältlichen Japanerinnen mit Musik begleitet. Eine schreckliche, nervenerschütternde Leistung. Die drei Parzen pauken und fiedeln drauf los, sonder Melodie und Takt mitleidslos für unsere Ohren,

Aus „Reise einer Schweizerin um die Welt“ von Cäcilie v. Rodt.

44. Japanische Sitten und Gebräuche.

Bekannt ist wohl, daß japanische Bücher da beginnen, wo wir das Ende haben. Die Seiten, die immer aus doppeltem Papier bestehen und nur oben und unten aufgeschnitten sind, werden daher von links nach rechts umgeblättert. Bücher und Pakete werden meist in Seide oder Baumwolle gebunden, während zu Mund- und Taschentüchern Papier benutzt wird. Männer, und nicht Frauen, fertigen die schönsten Stickereien. Dem Mann gebührt überall der Vortritt; er tritt vor der Frau ins Haus, besteigt vor ihr den Wagen. Auch auf der Straße geht er der Frau um einige Schritte voraus; nur wenn es regnet, darf sie neben ihm gehen und ihn beschirmen. Sie setzt sich niemals gleichzeitig mit zu Tisch; erst wenn er gegessen hat, ist die Reihe an ihr. Die japanische Schwiegermutter ist eine gefürchtete Dame, aber nicht von den Ehemännern, sondern von den Frauen. Sie führt das Regiment im Hause so lange, bis die Hausfrau selber sehr bejahrt geworden ist und damit die langersehnte Selbständigkeit im eigenen Haushalt erhält.

Eigentümlich berühren uns besonders die Gebräuche bei Tisch. Wird dem Gast bei einem Besuch eine Erfrischung angeboten, so nimmt er möglichst wenig davon, praktiziert aber ein paar gehörige Stück Kuchen oder anderes in die weiten Kleiderärmel, die als Tasche dienen, um es mitzunehmen. Am Schluß eines Diners wird jedem Gast ein gut-verschnürtes Kästchen eingehändigt, das seinen unverzehrten Anteil der Festmahlzeit enthält und man nimmt es als selbstverständlich dankend an. Es gibt nicht bestimmte Gerichte oder Getränke zum Frühstück oder Mittagbrot, Fischsuppen, Eingemachtes, Süßigkeiten, Reis, Tee gehören zu jeder Mahlzeit. Wie bei uns zum Schluß Dessert und Obst gereicht werden, wird vor jeden japanischen Gast ein großer, roter ungekochter Fisch gesetzt, dessen Anblick und Geruch nichts

weniger als angenehm ist. Bald aber erfährt man, daß dieser Gang nur zum Ansehen, nicht zum Essen da ist, denn er wird hinterher unberührt, mit Fleisch zusammen, in das mitzunehmende Paket gepackt.

Als zartes Kompliment für den Wirt und als Anerkennung der gebotenen Genüsse sieht man es an, wenn die Gäste hörbar aufstoßen. Auch gilt es durchaus nicht für unfein, möglichst geräuschvoll zu kauen und zu trinken. Beim Besuch wird nicht die Kopfbekleidung, sondern die Fußbekleidung abgelegt, und es wäre eine schwere Verletzung der Etikette, wenn jemand mit Schuhen ins Zimmer trate. Man kann beim Eintritt ins Haus die Anzahl der anwesenden Gäste an der Zahl der Paare Sandalen oder Schuhe, die draußen stehen, erkennen. Dienstboten klopfen nie an, bevor sie ins Zimmer treten.

Bekannt ist wohl der Brauch, daß die Japaner die Gestalt der Bäume und anderer Pflanzen möglichst immer verändern. Je verkünstelter, unnatürlicher ihre mühsam gezogene Form ist, um so lieber ist es ihnen. Kirschbäume zieht man nicht ihrer Früchte, sondern der Blüten wegen: Sie sollen im Frühling die Augen der Kinder entzücken und nicht später nur als Früchte ihren Gaumen erfreuen.

Die Kinder werden vielfach Huckepack von ihren Wärterinnen getragen; aber ihre Köpfe werden nicht gestützt, sondern hängen nach Belieben herunter. Trotzdem hört man nichts von Gennickbrüchen und dergleichen. Es ist im Gegenteil bekannt, daß der Nacken den Kopf fest und aufrecht trägt, wie es nur bei wenigen Rassen der Fall noch sein soll. Die Kleider der jüngsten Kinder zeigen große, auffallende Muster. Je älter und größer die Leute, desto kleiner und zierlicher werden die Muster der Kleider.

Grundverschieden von unserer Sitte ist auch die Begrüßung irgendeiner hochgestellten Persönlichkeit von Seiten der Bevölkerung. Nicht mit lautem Hurra, sondern durch vollkommene Ruhe und Lautlosigkeit, ohne Begeisterungsrufe wird der Einziehende empfangen. Man meint, ihm durch dies ehrfurchtsvolle Schweigen die größte Ehre anzutun. Auch an den Fenstern und auf den Balkonen gibt es bei Einzügen usw. keine Neugierigen. Man würde dann höher stehen als der Einziehende und hält das für unschicklich.

Zärtlichkeitsbezeugungen, wie Umarmungen, geschehen nicht vor den andern, selbst nicht unter den nächsten Verwandten. Sie sind nur Kindern gestattet. Den Kuß kennt man in Japan nicht.

Wunderbar ist das japanische Glockengeläut. Die Glocken haben den Klöppel nicht innen befestigt. Er besteht in einem großen Holzbalken, der wagrecht hinter der Glocke aufgehängt ist und mit rhytmischen Bewegungen gegen sie geschlagen wird. Die Schwingungen des Tones dauern dadurch minutenlang und werden weithin durch die Luft getragen. Es soll eines der lieblichsten Bilder sein, wenn die Andächtigen in vollkommener Stille zum Tempel wandern, der meistens in einem ernsten Kiefernwald liegt und über ihnen feierlich, lang gezogen und harmonisch die große Glocke klingt.

Aus „Am häuslichen Herd“, 1903, S. 283.

45. Japanische Kinder.

Allerliebst sind die Kinder, appetitlich, zierlich, hübsch gekleidet, gehorsam, artig! Kaum geboren, wird das Kleine auf den Rücken der Mutter oder eines der älteren Geschwister gebunden, und von dem Tage an scheinen die beiden zusammen gewachsen zu sein. Von früh bis spät reitet das Kindchen sein geduldiges zweibeiniges Pferd; es teilt seine Arbeit, sein Spiel, seine Freuden und Leiden, und zwar so lange, bis es selber imstande ist, eine jüngere Nummer herumzuschleppen. Jedenfalls bildet dieses beständig Aneinandergebundensein ein sehr festes Band zwischen Mutter und Kind, zwischen Bruder und Schwester.

Aber auch sonst ist Japan das Land der kindlichen Pietät, und das ist eine der liebenswürdigsten Eigenschaften dieses Volkes. Die Lehre des Confucius: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren“, die wörtlich mit dem Gebote Moses übereinstimmt, wird dem Kinde in frühester Jugend ans Herz gelegt, und ein Buch mit Erzählungen aufopfernder Kindes liebe bildet seine erste Lektüre. Wenn ein Kind herangewachsen ist, versteht es sich ganz von selber, daß es seine Eltern erhält, ehrt und auf Händen trägt.

Die Kinder werden ihrerseits von den Eltern mit der zärtlichsten Liebe großgezogen und bewacht. Strafe und Schelte kommen selten vor. Lügt ein Kind, so sagt man ihm, der Oni, ein roter Teufel, werde kommen und ihm die Zunge ausreißen. Aber auch der Vater ist nicht frei von Geisterfurcht. Herrscht eine epidemische Krankheit im Dorfe, so pflegt er an die Türe zu schreiben: „Lieber Geist, bemühe dich nicht vergeblich, meine Kinder sind nicht zu Hause.“

Dem Knaben wird weit größere Freiheit gestattet als dem Mädchen, das schon frühzeitig lernen muß, den anderen Menschen das Leben angenehm und behaglich zu machen. Es darf keinen eigenen Willen haben, nicht schmollen und grollen. Dafür ist es bei seiner Geburt den Eltern ebenso willkommen und erwünscht wie ein Knabe, vorausgesetzt, daß es noch Brüder hat, und meist wird es der Liebling des ganzen Hauses. Im ganzen sind die japanischen Kinder gesund und kräftig, und die Sterblichkeit ist unter ihnen weniger groß als in Europa. Das viele „Reiten“ auf Mutters und Geschwisters Rücken und tägliche heiße Bäder scheinen den Babies gut zu bekommen.

Aus „Reise einer Schweizerin um die Welt“.
Von Cäcilie v. Rodt.

46. Chinesische Gebräuche.

Es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen den Gebräuchen der Chinesen und den unsrern; daher verstehen sich die zwei Rassen so schwer; doch ist es unrichtig, wegen dieser Verschiedenheit den Chinesen als minderwertig einzuschätzen.

Der Anstand erfordert bei allen weißen Völkern, beim Grüßen das Haupt zu entblößen, der Chinese bedeckt es hingegen. Er kleidet sich weiß, um seinem Schmerz Ausdruck zu geben, wir gehen schwarz einher. Lange Nägel sind bei uns verpönt; der vornehme Chinese läßt sie recht lang wachsen — 9—12 mm., also zu wahren Krallen — und er schützt sie zudem durch ein langes silbernes Futteral. Ein längliches Gesicht, eine feine gerade, oder schwach gebogene Nase gelten bei uns für vornehm; der Chinese hält eine platte, eingedrückte Nase in einem feißen Gesicht für schön. Die Mutter küßt bei uns ihr geliebtes Kind mit dem Mund auf die Lippen, die chinesische Elternfreude äußert sich im Reiben der Nasen aneinander. Beim Essen schließen sie die Mahlzeit mit der Suppe und wir fangen mit ihr an. Wie verschieden ist erst ein chinesisches Buch von einem der unsrern! Wo wir die erste Seite haben, haben sie die letzte; wir lesen von links nach rechts, sie von rechts nach links; unsere Linien sind horizontal, senkrecht die ihren; wir drucken auf beide Seiten, sie nur auf die Vorderseite; wir schreiben oben den Titel des Buches, des Kapitels, sie unten.

Die Höflichkeit der Formen ist nirgends so weit verbreitet wie in China. Es ist unbedingte Regel, von sich und allem, was man besitzt, in den bescheidensten Ausdrücken zu sprechen,

während alles, was den Besucher anbetrifft, weit über Maß gerühmt wird. Jeder Besucher erfordert eine lange Reihe von Förmlichkeiten. Die erste ist das Abgeben von Visitenkarten, die aus rotem Papier hergestellt und mit Goldblumen verziert sind. Dann folgen beiderseits viele Verbeugungen. Das Abnehmen der Kopfbedeckung hingegen sieht der Chinese nicht als Gruß an, sondern empfindet dies als Beleidigung. Wenn bei uns Fuhrleute und Kutscher im Gedränge einander hindern, wie bald folgen Beschimpfung, ja Peitschenhiebe; die chinesischen Kutscher grüßen sich und helfen einander gegenseitig.

Treten wir noch zum Schluß in eine chinesische Schule. Nie erlauben sich die Schüler die fast religiöse Stille zu stören, oder die Arbeit zu vernachlässigen. Sie zeigen sich so, wie sie während des ganzen Lebens sind: willig, besonnen, arbeitsam und unermüdlich; doch fehlt es ihnen an persönlicher Initiative. Beim Aufsagen kehrt der Schüler dem Lehrer den Rücken.

Der Chinese ist gewissermaßen unser Antipode; er muß, um richtig beurteilt zu werden, aus sich selbst erklärt und darf nicht nach unsren Gebräuchen gemessen und verurteilt werden.

„Livre de lecture“ von Mercier und Marti. Atar. Genf.

47. Wie man in China isßt und trinkt.

Was isßt und trinkt man in China? werde ich jetzt oft gefragt. Grause Sagen von Regenwurm- und Rattenvoessen, von faulen Eiern, Seetang und Tintenfisch tauchen dabei auf. Als Globetrotter (Weltbummler) sind mir diese Leckerbissen nicht vorgelegt worden. In den Gasthöfen habe ich schlecht und recht, mehr oder weniger gut zubereitete Speisen, meist nach englischem Rezepte, gegessen, und an ein chinesisches Galadiner bin ich leider nie eingeladen worden.

Am Tisch neben dem unsrigen saßen anscheinend Chinesen höherer Klasse. Jeder zog seine Eßstäbchen und einen flachen, silbernen Löffel hervor. In Japan sind diese Stäbchen meist nur aus Holz und werden nach einmaligem Gebrauch weggeworfen. Eigentlich eine reinlichere Sitte, als die oft nur leicht mit allen anderen gemeinsam gespülten Bestecke unserer Gasthöfe, welche so und so viele Tausende vor uns in den Mund genommen und nach uns noch nehmen werden. Wir dürfen auch nicht allzu erhaben auf die unzivilisierten Chinesen

herunterschauen. Erst seit dem XVIII. Jahrhundert bedienen wir uns in Europa der Gabel, vorher aßen wir alles mit den Fingern, sogar am Hofe des großen Ludwig XIV. war das Etikette (Hofgebrauch). Die Chinesen dagegen bedienen sich dieser Eßstäbchen seit Jahrhunderten und tragen sie aus Elfenbein, Bambus oder Knochen verfertigt, in hübschen, oft silberbeschlagenen Futteralen stets mit sich herum. Ich habe mir in Peking ein paar sehr fein gearbeitete eifenbeinerne Eßstäbchen mit Jadegriff in niedlichem, mit grüner Schlangenhaut überzogenem Etui gekauft. Beim Essen werden die Stäbchen so in der Hand gehalten, daß das eine feststeht, das andere beweglich ist. Die Speisen werden alle klein geschnitten aufgetragen, und mit einiger Übung gelangt man so weit, ein einzelnes Reiskörnchen zum Munde zu bringen. Die silbernen, flachen Löffel dienen zum Schöpfen und Genießen der breiartigen Speisen. Unsere Tischnachbarn besaßen zudem ein flaches, silbernes, in der Mitte geteiltes Schälchen mit Essig und irgend einer Sauce und ein ebensolches mit gerösteten Melonenkernen, eine Spezialliebhaberei der Chinesen. Dann standen hübsch dekorierte Süßigkeiten da und die so verrufenen faulen Eier, die halbiert — das Weiß in eine durchsichtig schwarze Masse verwandelt, in welcher das Gelbe golden hervortritt — gar nicht übel aussahen. Ich ließ mir das Rezept sagen, welches ich hier verraten will. Vielleicht findet es Liebhaber:

Wasser, in welchem entweder Fichten- oder Zedernnadeln oder Bambusblätter gekocht wurden, muß mit Holzasche, Kalk und Salz vermischt werden, bis sich die Masse in einen dicken Brei verwandelt. Die Eier werden damit bestrichen, wobei die Frauen, welche dies besorgen, Handschuhe anziehen, um sich vor dem ätzenden Kalk zu schützen. Sodann werden die Eier in Gefäßen mit Holzasche verwahrt, um zu verhindern, daß die Eier aneinander kleben. Nach dreißig Jahren sind sie zum Essen fertig.

Das Regenwürmer-Ragout (Voreessen) hat man mir allen Ernstes abgeleugnet, dagegen habe ich wohlpräparierte Ratten in der Auslage eines Speisehauses gesehen und in Kanton soll's auch Hunderestaurants geben, das heißt, nicht solche für Hunde, sondern solche, wo man ausschließlich Hunde kocht. Doch wird dieses Fleisch nur von ärmeren Leuten gegessen. Leckerbissen sind in China: Schwalbennester, die in Fleischbrühe gekocht wie Nudeln aussehen sollen; Haifischflossen, in schmale Riemen geschnitten und mit Fleischbrühe oder

Rührei serviert, auch bei Europäern ein beliebtes Gericht; eine Art Seetang, der von Nagasaki geschickt wird, Silbermoos aus Nordchina und Tintenfische. Im Braten von Spanferkeln und Enten leisten die Chinesen Großartiges. Unsere Speisekartoffeln werden seit zwanzig Jahren in Nordchina viel gepflanzt, im Süden isst man zuweilen süße Kartoffeln, doch wird Reis immer vorgezogen. In Nordchina herrscht im Winter Überfluß an Wild, Rehen, Hasen, Hirschen, Antilopen, Haselhühnern, Fasanen, wilde Enten, Gänse usw.

Getrunken wird zunächst Thee, und zwar legt man in jede einzelne Tasse eine Prise Blätter und gießt kochendes Wasser darauf. Um beim Trinken nicht die Blätter in den Mund zu bekommen, hat jede Tasse einen Deckel, der genau die Form einer Untertasse besitzt und verkehrt darauf gelegt wird. Beim Trinken wird nun dieser gerade weit genug zurückgeschoben, um die Flüssigkeit durchzulassen, das Kraut jedoch zurückzuhalten. Zucker und Milch werden dabei nicht genossen; Eis gehört zu den allergewöhnlichsten Verbrauchsartikeln, denn schon vor 2500 Jahren hatten die Chinesen ihre Eishäuser. Ein schnapsähnliches Nationalgetränk ist der sogenannte Samschu, der heiß getrunken wird. Man kocht Reis zu einem dicken Brei, dieser wird mit Sauerteig gemischt, geknetet und einige Tage lang in steinernen Töpfen stehen gelassen. Soll der Wein süßlich sein, so genügen zwei Tage, soll er herbe schmecken, so lässt man ihn länger stehen. Die feste, sowie die flüssige Masse wird, sobald sie genügend gestanden, in einen leinenen Sack gehüllt, dieser in eine Presse gebracht, welche den Wein hinauspreßt und in Fässer abfließen lässt.

Aus „Reise einer Schweizerin um die Welt.“
Von Cäcilie v. Rodt.

48. Stromfahrt in China.

Zu den vielen Freuden, die das Leben in China dem Europäer bietet, gehört vor allem der Luxus, ein Hausboot zu besitzen, in dem man Tage und Wochen lang auf den Creeks, den unzähligen Kanälen, die wie ein Adernetz das ganze Reich der goldenen Mitte durchziehen, Land und Leute kennen lernen und der süßen Ruhe pflegen kann.

Mit der Abenddämmerung fanden wir im großen Kaiserkanal, der bei Soochow vorüberführt, unser Hausboot, das die Nacht vorher von Shanghai mit sieben Ruderkulis ausgefahren

war. Ein leises Gurgeln zu unseren Füßen, der immerwährende Gesang eines Hausbootes, zeigte an, daß wir in voller Fahrt waren, daß wir uns mit Fußgängergeschwindigkeit vorwärts bewegten.

Das Dunkel hatte seinen Sammet ausgebreitet, als wir vorn hinaus auf das kleine Verdeck traten. Wir glitten an der ungeheuren Stadtmauer entlang, die Soochow umrahmt. Hie und da ragten Pagoden in den etwas helleren violetten Himmel, und unaufhörlich streiften, wie schwarze Schwimmvögel, die kleinen chinesischen Boote an uns vorbei, jedes mit einem roten Licht, gleichsam mit einem wachsamen glühenden Auge. Boot um Boot kam uns entgegen, trotz der späten Nacht. Rufe hallten langgezogen durch die Finsternis und wenn wir nahe genug an einem Fahrzeug vorbeistrichen, sahen wir unter den Strohmatten auf engstem Raum zusammengekauert die schlafende Familie, Großeltern, Eltern und Kinder. Jahraus, jahrein wohnen solcherweise Menschen in ihren kleinen Kähnen und durchqueren auf den Kanälen ganz China von Nord nach Süd, von Ost nach West. Unermüdlich ruderten unsere Kulis, immer je drei an dem einzigen großen Ruder, das zugleich auch Steuer war, und das sie hin- und herhebelten, indem sie es zugleich etwas wirbelten.

Wir fuhren gegen Mitternacht über einen See und legten in der Nähe eines romantischen, verfallenen Klosters und einer mächtigen, steinernen Brücke an.

Der Mond ging auf!

Wir schritten noch ein wenig ins schlafende Land. Endlose Ebenen, nur unterbrochen von spärlichen Baumgruppen und den vielen Grabhügeln, Gräbern und wieder Gräbern. Nie habe ich die Nähe des Todes so sehr empfunden, als wie inmitten dieser mondnachtweiten Felder, auf denen überall die weißen Grabhäuschen emporragten, dem Zufall nach, wie es gerade des Verblichenen Wunsch, für ewig auszuruhen, gewesen war. Die Bauern pflanzen rings um die Gräber ihren Reis und ihr Getreide, mit scheuer Schonung die Schlafstätten der Ahnen umgehend.

Still gingen wir schlafen, nachdem wir lange schweigsam auf der Neunbogenbrücke gesessen und nachdem wir unsere alten, traurigen Volkslieder mit ihrer gewaltigen Sehnsucht in die Totenstille hatten ausklingen lassen.

* * *

Gegen Mittag erreichten wir nach einem Ausflug auf das Land das Hausboot wieder. Wir hatten gehofft, unser Segel

aufspannen zu können, wenn wenigstens die Götter der Winde uns gnädig wären. Aber die Hoffnung trog, Auf einmal fingen unsere Ruderleute aus allen Kräften zu pfeifen an und machten die ernsthaftesten Gesichter dazu, während der Kapitän Schreie ausstieß, wie ein erschrockenes Wasserhuhn.

“— ? —“

„Um die Windgeister herbeizurufen?“

Der Koch näherte sich unterdessen dem Schnabel des Fahrzeugs und zündete einige Weihrauchstäbchen an, breitete in einer Reihe drei Schälchen mit Reis aus und brachte sogar ein ganzes Viertel gebratenen Spanferkels mit. Dann verneigte er sich dreimal und zündete Papierfetzen an, auf denen Geldstücke aufgemalt waren. Die brennenden Papiere warf er ins Wasser des Kanals, leerte eine Schale Reis nach, um die bösen Genien auf diese Weise zu besänftigen und ihnen Tribut zu zahlen, verneigte sich auf's neue dreimal, um nachher den übrigen Reis und das Fleisch sorgfältig wegzustecken und der Mannschaft ein leckeres Mal daraus zu bereiten,

Aber die Geister des Windes merkten den Betrug und erhörten das fromme Gebet nicht. Und wohl oder übel mußten die Ruderer, diesmal aber als Vorspann, an die Arbeit gehen. Zwei von ihnen kletterten ans Ufer, zogen ein langes Seil hinter sich her, das an einem kurzen Mast in der Mitte des Schiffes befestigt war, und begannen vom Damm aus uns zu ziehen. Die Ruderleute waren übrigens prächtige Menschen. Immer fröhlich, wie gute Kinder, zeigten sie jeden Augenblick, wenn sie lachten, zwei Reihen blendender Zähne; Zähne, welche die Reisnahrung und die tägliche Mundpflege auch bei den Chinesen der niedrigsten Klassen so weiß und schön erhalten haben.

Wir drei saßen auf dem Verdeck und ließen uns von der Vorfrühlingssonne erwärmen. Zu beiden Seiten unabsehbar die Felder. Überall arbeiteten die fleißigen Bauern und pflanzten Reis, spanischen Pfeffer, Bohnen, Getreide und Baumwolle. Kleine Düngerhaufen auf den Feldern, regelmäßig angeordnet, gerade wie bei uns im Frühling. Hier und da weiße Kalksteine, um die samenhassenden Vögel zu erschrecken. In Stücke geschnittene weiße Rüben trockneten vor den Türen der Hütten, auf schönen Bambusmatten ausgebreitet. Fast aus jedem Haus tönte das Reibegeräusch der Reismühlen.

Immer mehr Häuser reihten sich dem Kanal entlang, aus Holz oder Bambus gebaut und außen mit Lehm oder Kalk beschmiert. An den Türen hingen überall rote Zettel mit

kunstvollen schwarzen Schriftzeichen. Es war die Zeit des chinesischen Neujahrs und die Zeichen bedeuteten hier: Fu = Glück, dort: Tsai = Reichtum, und endlich: Sing chi = Es glückhaftes neues Jahr!

Da hingen an einem Haus vier große Bilder, die alle den gleichen phantastischen Krieger darstellten, der in jeder Hand einen krummen Säbel schwang. Er hatte die Aufgabe, alle bösen Geister als Geisterscheuche zu vertreiben.

Das Schönste waren die großen Halbkreisbogen der Steinbrücken, unter denen wir durchfuhren. Viele der Brücken sind älter denn tausend Jahre und mit einer Kunstfertigkeit und einem Formensinn erbaut, davor wir heute staunend und unvermögend stehen. Kein Mörtel wurde verwendet; Stein legten sie auf bloßen Stein. Ab und zu fügten sie einen in den andern, wie das Holz ineinander gefügt wird, wenn die Nägel vermieden werden sollen.

Den ganzen Nachmittag hielten wir Ausschau vom Verdeck, glitten an Dörfern vorbei und unter Brücken durch, bis gegen Abend die Häuser dichter wurden und wir wieder in die Nähe der Stadt Soochow kamen. Oder waren wir mit einem male in Venedig? Waren da nicht lauter Wasserstraßen, die sich kreuzten, Kanäle, welche die ganze Stadt durchzogen, von kühnen Steinbauten überwölbt und eingerahmt? Nein, wir waren doch in China, denn plötzlich sahen wir uns einer ungeheuren Festungsmauer gegenüber, jenseits eines etwa hundert Meter breiten Kanals. Wir fuhren der gewaltigen Burg entlang, die sich wohl fünf Kilometer in der gleichen Richtung dahinzog und die in ihrer grauen Eintönigkeit und Masse einen unheimlichen, mit ihren angemalten Kanonenmündungen und wachsamen Augen einen heimtückischen Eindruck machten. Endlich gings um die Ecke. Wir befanden uns in einem Gewirr von mächtigen Dreimastertschunken, von schnaubenden Tendern, von prustenden Flußdampfern. Mitten ins Durcheinander lenkte unser Kapitän, fuhr an das nächste chinesische Hausboot, daß alle Fugen krachten, und nachdem wir über drei weitere Hausboote und die in ihnen liegenden Familien geklettert waren, gelangten wir an Ufer vor dem großen Stadttor.

Aus „Russische und Japanische Novellen“ von Charlott Straßer.

49. Jadestraße in Kanton.

Die Jadestraße von Kanton, die so genannt ist nach den Juwelenläden voll von kostbaren Jadestein, ist die pracht-

strotzendste Straße der Stadt. Trittst du in diese Straße, die wie alle durch ein Holzgitter von der Sargstraße, Metzgerstraße, Möbelstraße getrennt ist, glaubst du zuerst, du seist in eine übersinnliche Welt geraten. Die Jadeläden sind über und über vergoldet und von künstlichem, vergoldetem Holzgitterwerk umrankt. Kleine Glasscheiben trennen die Ladenräume von der Straße. Die Straße ist wie alle Kantonstraßen kaum für drei Menschen breit. Bei Regenwetter feucht und halbdunkel wie ein langer Kanal; dann grinsen die goldenen Ladenreihen wie spuckhafte, goldene Scheiterhaufen, und smaragdgrün, indigoblau und purpurrot leuchten die senkrechten Ladenschilder wie unzählige Kulissen in der Straße. Drinnen laufen, lautlos gleich weißen Mäusen, die Chinesen in weißen, lila und hellbraunen Harlekinkleidern, und ihre Köpfe erscheinen und verschwinden wie gelbe Vollmonde hinter den goldenen Ranken mit bunten Kulissenschildern. In dieser Gasse hatte Hei-Ilee seinen Laden, hier hatte er sein ganzes Leben lang gelebt und war kaum je aus den Holzgittern der Straße hinausgekommen; erst jetzt, wo er starb, verließ er seit Jahren zum ersten- und letztenmal den Jadeladen. Sein Leichnam wurde zu den Grabkammern gebracht; das sind kleine Häuser in einem besonderen Stadtviertel an den Mauern von Kanton, wo die Toten auf die Beerdigung warten müssen. Als Hei-Ilees fünf Söhne die drei Särge des Vaters bestellt hatten, den silbernen, den elfenbeinernen und den Sandelholzsarg, die genau in einander paßten, und darinnen man den Jadehändler in der Grabkammer aufgestellt hatte, fanden die fünf Söhne, daß das vorhandene Vermögen nicht ausreiche, um die drei kostbaren Särge zu bezahlen. Die Sarghändler, die am dritten Tage kamen, trösteten sie aber und sagten:

„Wir geben euch unbegrenzten Kredit auf die drei Särge, nur darf euer Vater nicht mit den unbezahlten Särgen begraben werden und muß in der Grabkammer bleiben, bis ihr die Sargkosten bezahlt habt.“

Das war nichts außergewöhnliches in Kanton, und es ereignete sich öfters, daß die einbalsamierten Toten jahrelang liegen mußten, bis die Angehörigen die teuren Sargkosten bezahlen konnten.

Die fünf Söhne berieten nun, wie sie in möglichst kurzer Zeit das nötige Geld beschaffen könnten. Während die drei älteren in der Fremde als Jade- und Opiumhändler und Spekulanten möglichst rasch zu Vermögen kommen sollten, sollte der vierte der Brüder am Sarge wachen, bis die drei wieder-

kämen, jeden Morgen in die Opfertassen frischen Tee auffüllen und Wachskerzen kaufen und Sandelräucherwerk und endlich der fünfte Bruder inzwischen den Laden hüten und mit den Jaderesten handeln, um wenigstens das Geld für die täglichen Ahnenopfer zu verdienen.

So verabredeten es alle fünf und kehrten aus der Grabkammer zurück, um den letzten Nachmittag im Jadeladen zusammen zu verbringen.

Keiner der fünf hatte an die einzige Schwester gedacht, an das junge Mädchen, das ohne Vater und Mutter allein hinter dem Laden in den Wohnzimmern zurückgeblieben war. Sie saß dort unbeachtet im hintersten Zimmer, in der kreisrunden Tür, hinter dem Topfpflanzengarten und weinte in ihren seidenen Ärmel.

„Die Mädchen dürfen weinen und wünschen, die Männer müssen handeln“ hatten die Brüder einmal verächtlich ihr gesagt. Geweint hatte sie schon viel; aber was sollte sie sich wünschen? Mein Leben ist unnütze, denn den Vater kann ich doch nicht begraben lassen. Wenn ich doch den Vater begraben lassen könnte, weil die Brüder jetzt kein Geld haben!“

Wie die junge Chinesin noch grübelte, was sie tun sollte, begann der Fußboden zu zittern, die bunten Glasscheibenwände, welche die Wohnzimmer von einander trennten, begannen laut zu klingen und im kleinen Gartenhof ertönte ein hohler Metallklang. Das junge Mädchen blinzelte erstaunt. In der Mitte des Hofes stand ein Silberbecken, darin sonst auf einer Metallspitze eine kleine Silberkugel balancierte; die Kugel war mit weithin tönendem Laut in das Becken gefallen. Das bedeutete Erdbeben, und bei dem Metallton mußten alle Hausbewohner flüchten.

Das Mädchen hörte Geschrei an allen Enden, es sah die Leute und die Dienerinnen kreischend durch das Haus fortstürzen. Die Wände schienen plötzlich zu wandern, die Zimmerdecke hob und senkte sich, die Blumentöpfe im Garten drehten sich alle im Kreis, die gelben und blauen Porzellanpflastersteine tanzten auf den Wegen. Das junge Mädchen sprang auf, aber wagte sich nicht vor und nicht zurück. Sie stand unter der Tür und klatschte in die Hände, um sich die Furcht zu vertreiben. Dann wurde die Luft grau vor Staub, daß sie nichts mehr sah. Da rannte das Mädchen gerade aus, durch die zerbrochenen Glaswände der Wohnzimmer; sie mußte über gestürzte Stühle und große rollende Blumenvasen klettern. Sie lief blind durch die dicken Staubwolken, darinnen Hunderte

von unsichtbaren Gegenständen krachten und stürzten. Aus dem Jadeladen waren ihre fünf Brüder in alle Winde fortgegangen. Der rote Ahnenaltar am Eingang war eingestürzt, das junge Mädchen sprang über die Trümmer und wäre bei nahe liegen geblieben. Sie stürzte durch die staubgefüllten Straßen. Sie wußte nicht, daß sie durch brennende Häuser, über Tote und Verwundete hinweglief, bis es totenstill um sie wurde und sie sich auf einmal in dem Stadtviertel der Gräberhäuser, in der Grabkammer ihres Vaters sah.

Das Mädchen kauerte am Boden und bemerkte gar nicht, daß der Leichnam ihres Vaters samt den drei Särgen verschwunden war. Als der Staub sich gelegt hatte, erschienen nach Stunden ihre fünf Brüder, einer nach dem andern, um nach dem toten Vater zu sehen. Aber wie erstaunten sie, als der Tote nicht zu finden war, und als sie am aufgebrochenen Fußboden entdeckten, daß die Erde ihren Vater samt seinen drei Särgen in die Tiefe gerissen und begraben hatte.

Das junge Mädchen sah auf und sagte: „Ihr sollt nicht staunen, ich habe als unnützes Mädchen gewünscht, den Vater zu begraben. Verzeiht mir, daß mein Wunsch für mich gehandelt hat, ich weiß, daß ich als Mädchen kein Recht zu handeln hatte.“

Da freuten sich die fünf Brüder und antworteten ihr: „Die Sarghändler dürfen keinen Toten mehr ausgraben, der einmal unter der Erde ist. Wenn du den Vater mit deinem stillen Wunsch begraben konntest, Schwester, dann bist du als schwaches Mädchen stärker mit deinem Weinen und Wünschen gewesen, als wir Männer mit allem Handeln.“

Nach Max Dautendey.

50. Chinesische Begräbnisfeier.

Das mauerumkränzte Peking lag vor mir. Plötzlich hielt der Zug auf freiem Felde. Eine gewaltige Staubsäule wirbelte empor, aus der allmählich ein wunderbarer Aufzug sich entwickelte. Voran schritt ein junger, weißgekleideter Mann, der ein Gefäß trug. Ihm folgten Priester, Träger mit großen Papierlaternen, Gongschläger und Musikanten. Banner flatterten in der Luft, und goldene Buchstaben leuchteten von großen, roten Tafeln. Eine geschlossene Sänfte, einige Berittene, dann ein roter, vierspänniger Leichenwagen, eine unabsehbare Volksmenge, — das Bild war verschwunden, und der Eisenbahnzug stellte uns im Sande, wie mir schien auf offenem Felde, ab.

Beim Anblick dieses pompösen Leichenzuges erinnerte ich mich, daß es in China heißt, zwei Leichenbegägnisse kurz nacheinander in derselben Familie zögen unfehlbar deren Ruin nach sich. Der Totenkultus spielt bei den Chinesen eine so große und charakteristische Rolle, daß ich hier in kurzem Auszuge folgen lassen will, was ich über Tod und Begräbnis im Reiche der Mitte gehört und gelesen habe.

Sofort nach dem Tode eines Chinesen sendet die Familie zum Totenpriester, der das Amt hat, eine der drei Seelen, die im menschlichen Körper wohnen sollen, aufzufordern, den Leichnam zu verlassen und dem Elysium zuzuziehen. Die Kleidung des Toten muß je nach seinem Range möglichst reich sein, denn ihr entsprechend fällt der Empfang im Jenseits aus. Seine besten Kleider werden verbrannt, ebenso später vor dem Grabe Staniolgeld, Häuser, Sänften, Pferde, Diener, alles aus Papier verfertigt, damit diese Dinge im Jenseits dem Verstorbenen weiter dienen können. Als Nahrung für die zweite im Leichnam zurückgebliebene Seele wird ein Topf Reis mit in das Grab versenkt.

Doch zwischen Tod und Begräbnis liegt eine lange Frist. Die in die „Bretter des langen Lebens“, wie der Chinesen den Sarg nennt, gelegte Leiche wird in der Nähe des Ahnenaltars im Hause aufgestellt, woselbst sie sieben Wochen bleibt. Der Sarg ist aus rotbraun lackiertem Holz und sehr massiv. Der Verstorbene hat ihn bei Lebzeiten selbst angeschafft, oder er wird ihm von seinen Söhnen zum sechzigsten Geburtstage geschenkt. Söhne und Verwandte des Verstorbenen umstehen den Sarg, beten zu den Manen des Dahingeschiedenen und lassen ihre Klagen ertönen. An jedem siebenten Tage werden den Manen größere Opfer dargebracht, und das Klagegeschrei verdoppelt sich.

Nach Ablauf der ersten Trauerwoche wird allen Freunden und Bekannten die Trauerbotschaft schriftlich mitgeteilt. Diese senden alsbald allerlei Geschenke an den Verstorbenen, namentlich Eßwaren, die mit den Geleitbriefen verbrannt werden und hiermit dem Toten ins Jenseits folgen.

Am siebenten Tage der Trauerzeit suchen Priester durch Gebete den Flug der ersten Seele ins Jenseits zu befördern. Nunmehr überträgt die Familie die Wahl einer glücklichen Grabstätte einem sogenannten „Erdwahrsager“, der um dieses Zweckes willen, mit einem Kompaß ausgerüstet, mehrere Tage auf Hügeln und Bergen zubringt. Sobald der Erdwahrsager seine Wahl getroffen, muß er einen Tag günstiger Vorbedeutung

finden, an dem das Grab gegraben werden darf. Dann erläßt der nächste Verwandte des Toten folgendes Schreiben an die Erdgeister:

„Wir, die Söhne und Verwandten des Verstorbenen beabsichtigen dessen sterbliche Hülle an dieser Stelle zu begraben. Da wir den Wunsch hegen, das Grab bereiten zu lassen, bitten wir euch, nicht nur diesem unserem Vorhaben euere Zustimmung zu erteilen, sondern auch für uns zu sorgen und uns glücklich zu machen. Ferner gestatten wir uns verehrungsvoll, euch Obst und Wein als Opfergaben anzubieten; nehmet dieselben huldvoll und gnädig entgegen.“ Durch Verbrennen wird dieser Brief an die Adressaten befördert.

Ist das Grab fertig, so werden die Dienste des Erdwahrers abermals in Anspruch genommen. Er muß die Wahl eines glückbringenden Tages zur Beerdigung treffen und dies ist das Schwierigste. Tage, Wochen, Monate, ja Jahre vergehen zuweilen dabei. In diesem Falle wird der wohlverkittete Sarg in ein „Haus des Todes“ feierlich überführt.

Aus „Reise einer Schweizerin um die Welt.“
Von Cäcilie v. Rodt.

„Om mani padme hum“.

In den Ohren der Tibeter ertönt nicht nur auf der Wanderung nach dem Ziel der Wallfahrt, sondern während ihres ganzen Lebens die geheimnisvolle Formel: „Om mani padme hum“, was wörtlich: „Das Juwel in der Lotosblume“ bedeutet. Der Tibeter glaubt durch ihr unablässiges Aussprechen den Ring der Wiedergeburten zum Stillstand bringen zu können und das Paradies zu verdienen. Für ihn ist sie der Hauptgrund jedes Glückes, Wohlergehens und Wissens und das große Mittel zur Erlösung.

Wohin man sich in Tibet wendet, sieht man diese heiligen Schriftzeichen eingegraben oder ausgemeißelt, und überall hört man sie hersagen. In jedem Tempel findet man sie zu Hunderttausenden, nein Millionen; denn in den großen Gebetmühlen sind sie mit feiner Schrift auf dünnem Papier gedruckt. Auf den Klosterdächern, auf den Dächern der Privathäuser und auf den schwarzen Zelten flattern sie in Gestalt bunter Wimpel. Auf allen Wegen geht man täglich an jenen mauerähnlichen Steinwällen vorbei, die mit Schieferplatten bedeckt sind, in denen die Formel „Om mani padme hum“ eingehauen ist. Selten führt der kleinste Wildnispfad

über einen Paß, auf dessen Sattel nicht ein Steinmal errichtet ist, dessen Steine den Wanderer an die Abhängigkeit von guten oder bösen Geistern erinnern, in der er sein ganzes Leben hindurch steht. Und auf der Spitze eines jeden solchen „Lhadse“ erhebt sich eine Stange oder ein Stock mit Wimpeln, deren jeder mit schwarzer Schrift die ewige Wahrheit verkündet. An vorspringenden Felsen hat man am Wegrand würfelförmige „Tschorten“ in Rot und Weiß errichtet. Auf den von Wind und Wetter blankpolierten Seiten der Granittfelsen findet man oft Buddhabilder eingehauen, und unter ihnen, wie auch auf herabgefallenen Blöcken, liest man in riesengroßen Schriftzeichen: „Om mani padme hum!“ Auf den Steinpfeilern, zwischen denen eine Kettenbrücke über einen Fluß gespannt ist, sind wieder segenbringende Steinhaufen aufgetürmt und auf allen diesen unzähligen Opferhaufen liegen Schädel von Yaks, sowie von Wildschafen und Antilopen. In die Hörner und das weißgebleichte Stirnbein des Yaks ist die ewige Formel eingeschnitten und die einzelnen Schriftzeichen sind mit Rot oder einer andern der heiligen Farben ausgefüllt. In unzähligen Exemplaren und in vielen verschiedenen Formen finden wir sie besonders auf den Heerstraßen wieder, die nach den Tempeln und Wallfahrtsorten führen, sowie an allen Stellen, wo Gefahren drohen, wie auf Gebirgspässen und bei Flußübergängen. Und sogar die ledernen Fährboote sind mit segenbringenden Wimpeln verziert.

In jeder Karawane hat mindestens einer, gewöhnlich mehrere der Leute eine Gebetmühle in der Hand. Mittels eines Gewichts rotiert diese um die Achse des Stiels; sie ist mit Papierstreifen, auf denen die heilige Formel viel tausendmal gedruckt ist, vollgepropft. Den ganzen Tag, wie lange die Reise auch sei, dreht der Gläubige seine Gebetmühle und plappert dabei in rhythmisch singendem Tone: „Om mani padme hum“. Das Militär, das aufgeboten wird, um eine Räuberbande zu fangen, hat auf dem Ritt größeres Vertrauen zu ihren Gebetmühlen als zu ihren Flinten und Säbeln, und schlimm ist, daß es sogar unter den Räubern einige gibt, die auf der Flucht ihr Om und Hum abschnurren lassen, um zu entkommen. Beständig sieht man diese bequemen Gebetsmaschinen in den Händen derer, denen man begegnet. Der Hirt bei der Herde murmelt die sechs Silben, seine Frau tut es beim Melken der Schafe; der Kaufmann, wenn er nach der Messe zieht; der Jäger, wenn er auf ungebahnten Wegen den wilden Jak verfolgt; der Nomade, wenn er auszieht, um sein Zelt auf einem

anderen Weideplatz aufzuschlagen; der Handwerker, wenn er über seiner Arbeit hockt. Mit ihnen beginnt der Tibeter seinen Tag und mit ihnen auf der Zunge legt er sich zur Ruhe nieder. Das Om und das Hum sind nicht nur das A und O des Tages, sondern des ganzen Lebens.

Diese Worte „Om mani padme hum“ gehören zu Tibet, sie sind eins mit Tibet, ohne sie kann man sich die schneebedeckten Berge und die blauen Seen nicht denken, sie sind ebenso eng mit dem Lande verknüpft, wie das Summen mit dem Bienenstock, wie das Wimpelgeflatter mit dem Paß, wie der ewige Westwind mit seinem Geheul.

Das Leben des Tibeters ist überhaupt von der Wiege bis zum Grabe in eine Reihe religiöser Vorschriften und Sitten eingeflochten. Auf ihm ruht die Last, mit seinem Scherlein zum Unterhalt der Klöster und Tempel beizusteuern. Wenn er an einem Steinmal vorübergeht, legt er einen Opferstein auf den Haufen; wenn er an einem Mani vorbereitet, vergißt er nie, sein Reittier so zu lenken, daß der Steinhaufen auf seiner rechten Seite liegen bleibt; wenn er einen der heiligen Berge erblickt, versäumt er nie, anbetend mit der Stirn den Boden zu berühren; bei allen wichtigeren Unternehmungen muß er um seines ewigen Heiles willen gesetzeskundige Mönche um Rat fragen; wenn der Bettelpriester an seine Tür kommt, weigert er sich nicht, ihm eine Handvoll Korn oder einen Kloß Butter zu geben; wenn er selber die Runde durch den Tempelsaal macht, vergrößert er den Vorrat in den Opferschalen um eine Spende, und wenn er sein Pferd sattelt oder einen Yak belädt, summt er wieder das ewige; „Om mani padme hum“.

Öfter als ein Ave-Maria oder ein Vaterunser in der katholischen Welt rauscht das „Om mani padme hum!“ wie ein Unterton des Lebens und der Wanderungen des Menschen immer wieder über das halbe Asien hin.

Nach „Swen Hedin, Transhimalaja“.

52. Die Transsibirische Bahn.

Die Transsibirische Eisenbahn kann in der Tat als ein Wunder der Welt bezeichnet werden, denn sie ist die weit-aus längste Eisenbahnlinie, die je geschaffen wurde, und die durch ein einziges Reich überhaupt geführt werden kann. Bei einer Länge von 6108 km (von Tscheljabinsk bis Wladiwostok) übertrifft sie weit jede andere Bahn der Welt. Sie

ist eine Weltverkehrslinie von der größten Bedeutung, gleichzeitig ein Werk von technischer Vollendung und das wichtigste zivilisatorische Hilfsmittel für das ausgedehnteste Land des Erdballs. Das russische Reich hat annähernd $2\frac{1}{2}$ Milliarden Franken verausgabt, um seinen ausgedehnten asiatischen Besitz in Schienenfesseln zu legen, weniger mit dem Zweck, den Warenaustausch zu erleichtern, als Sibiren überhaupt der Kultur zu erschließen. Die Ortschaften Ostsibiriens, die früher nur durch eine Reise von der Dauer eines Vierteljahres zu erreichen waren, liegen heute im Bereich einer einwöchigen Eisenbahnfahrt. Der ferne Osten Asiens, das nordöstliche China mit seiner Hauptstadt Peking, die Mandschurei und selbst das Land der aufgehenden Sonne, Japan, die früher nur zur See, und auch das im günstigsten Falle nur durch eine sechswöchige Dampferfahrt von Europa aus erreicht werden konnten, sind auf 11—14 Tage nahegerückt. Die Eisenbahn hat alle Strapazen und Gefahren beseitigt, und der Reisende braucht auf der Fahrt von Moskau an die Küsten des Großen Ozeans bei Wladiwostok den Wagen gar nicht zu verlassen. Kilometerlange Brücken sind über die großen Ströme Sibiriens geschlagen worden, der herrliche Baikalsee — Fläche 34,000 km.² (60 mal Genfersee) — ist durch kühne Einschnitte in seine senkrechten, tausend und mehr Meter hohen Uferfelsen, sowie durch lange Tunnels umfahren worden. Auf ungefähr 3000 km. von der deutschen Grenze, bei Urjumka, wird auf der Höhe des Uralgebirges die Grenze zwischen Europa und Asien erreicht, bezeichnet durch eine hohe weiße Pyramide. Die Städte längs der Bahn entwickeln sich zusehends; das wunderbar schön gelegene Tomsk, die geistige Hauptstadt Sibiriens, ist eine Stadt von mehr als 105,000 Einwohnern geworden; Irkutsk, nahe dem Baikalsee, 7000 km. von Berlin, besitzt heute etwa 86,000 Einwohner, und aus Wladiwostok hat die Bahn eine große, 90,000 Einwohner zählende Handelsstadt mit internationalem Leben und Treiben gemacht. Es gibt heute keine Entfernungen mehr! Innerhalb eines Monats kann man von Berlin aus Peking einen mehrtägigen Besuch abstatthen und wieder zurück sein. Als die jetzige Generation zur Schule ging, war es ein Wunder, die Reise um die Erde in 80 Tagen zu machen, und Jules Verne baute darauf eine seiner interessantesten Erzählungen auf. Heute kann diese Weltumfahrt in 36 Tagen, noch dazu mit größerer Bequemlichkeit, gemacht werden. Die Pazifikbahnen Amerikas, einst die bedeutendsten Verkehrswunder, sind durch die Trans-

sibirische Bahn weit in den Schatten gerückt worden, und der Eröffnungstag ist zugleich der Geburtstag des neuen Sibiriens.

Aus „Wunder der Welt“ von E. v. Hesse-Wartegg.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart,
Berlin, Leipzig, Wien.

53. Die Petroleumstadt Baku.

Bei Morgengrauen raste der Zug durch die Mongan-Steppe. Sie lag trübe, nüchtern, aber eigenstimmig da. Man kennt in Europa keine ähnliche Steppe und auch Zentralasiens Steppen sind ganz anders. Diese weite, ungeheure Ebene breitet sich unermeßlich zu beiden Seiten der Bahn aus. In der grauen Schimmerluft erglänzen in blauer Ferne die Daghestan-Berge mit ihren schneeigen Zinken, Teilgebirge des Kaukasus. Überall Unendlichkeit, graues Einerlei und doch Reiz! Diese Riesenfelder sind hoffnungslos trocken und unfruchtbar; sie wiederstehen allen Kulturversuchen, denn es fehlt an schwarzer Erde und an Wasser. Kakteen, die bis einen Fuß hoch werden, bringen mit ihrem schwärzlichen Grün dunkle Flecken in das graue Einerlei und geben der ganzen Steppe ein düsteres Aussehen. Kein Dorf, kein Wald, nicht einmal einzelne Hütten beleben die tote Fläche. Nur längs schmaler Bächlein erheben sich kleine, magere Baumgruppen, Kapernbäume, deren Früchte aber nie gepflückt werden. Hie und da weiden einsame Kamele, die von Pflanze zu Pflanze wackeln. Am Tage wird die Hitze unglaublich, und dazu findet man auf keiner Eisenbahnstation einen Tropfen Wasser. Die Bahnhöfe liegen in völliger Wüste und das Leben ihrer Angestellten ist unendlich hart; die Wärme und die Insekten erlauben den Aufenthalt in den armseligen Häusern nicht. Jede Station besitzt deshalb einen eisernen Turm nach System Eifel (Paris) mit mehreren Plattformen, wo sich die Bediensteten während der heißen Zeit aufhalten, um nur beim Herannahen eines Zuges herunterzusteigen. Der Wind weht hier oft mit großer Heftigkeit und gibt der Gegend ganz eigentümliche Bodenformen. Interessant sind die Schlammvulkane, die den Vulkanen der französischen Provinz Auvergne ähnlich sehen. Diese Vulkane sind hier aber nicht erloschen, sondern sind zeitweise tätig.

Beim Aussteigen in Baku wird der Reisende sofort von einem ganz eigen gefärbten Leben mitgerissen. Der Geruch des Naphta und ausströmender Gase füllen Nase und Lungen.

Der Geruch dieses Rohproduktes, dessen Nebenprodukte: Benzin und andere mineralische Öle wir verwenden, ist sicher nur in diesen Quellregionen bekannt. Er ist nicht überaus unangenehm und nähert sich eher dem des Kautschuk, als dem des Petrols. Man gewöhnt sich rasch daran, aber ganz im Anfang ist das Leben in Baku schrecklich. Der Krämergeist, mit dem diese Gegenden ausgebeutet werden, fällt sofort auf. Für Heimatschutz haben diese Menschen keinen Sinn. Hier wohnten einst die Feueranbeter, aber ihre heiligen Feuer sind zum Teil gelöscht worden. Andere brennen noch, und bei Nacht glaubt man Riesenfreudenfeuer zu Ehren der Industrie in den düstern Himmel aufsteigen zu sehen. Am Kap Boïlov sieht der Reisende die Gase ausströmen und an ruhigen Abenden bemerkt man, wie dieselben sich entzünden und als feurige Decke sich über die schlummernden Wellen ausbreiten. Das eigenartige Schauspiel zeigt, daß die Erfindungsgabe der Menschen doch noch nicht alle Ursprünglichkeit hat ausrotten können. Die Erscheinung ist nur vom Schiff aus sichtbar und ein furchtbarer Wind verhindert meist das Hinausfahren.

Entnommen aus dem Werke des Russen Krasnov.

54. Perlischerei im persischen Golf.

Die Bahrein-Inseln im persischen Golf besitzen Perlmuschelbänke, die schon zur Zeit Alexanders berühmt waren und welche seit jener vorchristlichen Zeit bis auf die Gegenwart ausgebeutet werden. Im Monat Mai belebt sich das Gestade. Indische Kaufleute und einheimische Stämme, die als Taucher arbeiten, finden sich ein. Der Scheik bezeichnet jedem Schiff, und es sind ihrer 1500, die Stelle, wo es fischen muß. Dies ist namentlich deswegen wichtig, um die Wiederbevölkerung der Bänke zu sichern. Auf ein verabredetes Zeichen fahren alle Schiffe hinaus. Der Taucher richtet ein kurzes Gebet an Allah, atmet in vollen Zügen ein, steckt die rechte große Zehe in den Ring eines 18 kg-Gewichtes, versieht sich mit einem Netz, das ein Ring aus Weidenruten offen hält, bewaffnet sich zum Schutz gegen die Haifische mit einem langen Dolch und nachdem er um die Lenden den Strick befestigt hat, der ihn mit dem Schiff verbindet, stürzt er in die blaue Tiefe. Das am Fuß befestigte Gewicht reißt ihn auf den Grund. Auf der Bank angelangt, rafft er die Austern zusammen, wirft sie in

das Netz und läßt sich hinaufziehen, sobald er sichbekommen fühlt. Die Araber bleiben gewöhnlich 60—70 Sekunden unter Wasser. Einige sind schon ermüdet nach 12maligem Tauchen, andere ertragen diese mühsame Arbeit mehrere Stunden. Ein neues Zeichen ruft die Schiffe zurück. Die Austern werden am Strand in sorgfältig abgeschlossenen Behältern der Sonne ausgesetzt, bis die Tiere verwesen, oder in Kessel siedenden Wassers geworfen. Besitzer und Käufer überwachen mit gleicher Wachsamkeit das Abtrennen der Schale vom Mantel. Die Arbeiter, die zu dieser Verrichtung verwendet werden, sind so wenig bekleidet, daß es nicht nötig ist, jeden Abend ihre Taschen zu untersuchen. Führt aber einer von ihnen die Hand zum Munde, so wird er gebunden und mit einem tüchtig wirkenden Abführmittel gründlich gereinigt. Der Preis der verschluckten Perlen erklärt und verzeiht diesen Mißbrauch von Rizinusöl.

Die Perle ist ein so schönes Juwel, daß sie seit dem Altertum hoch geschätzt wurde. China hatte mehr als 1000 Jahre v. Chr. unter seinen Abgaben einen Tribut in Perlen und die alten Griechen reihten die Perlen unter die Edelsteine ein. Die Perle ist eine Kalkverdichtung, gemischt mit einer organischen Substanz. Die Ablagerung vollzieht sich konzentrisch um den Zentralkern. Man kann die Entwicklung künstlich beziehen, indem man einen Fremdkörper zwischen Schale und Mantel einführt, der dann überzogen wird. Nicht alle Muscheln sind gleich geschickte Arbeiter, die Künstlerinnen bilden vollkommene Kugeln. Doch ist die Form nicht allein maßgebend, sondern auch die Farbe und der Glanz spielen eine Rolle. In Europa schätzt man namentlich die weißen Perlen; die Araber ziehen die gelben vor. Der Glanz ist abhängig von der Reinheit und vom Schiller, dem Feuer; finden sich alle diese Eigenschaften beisammen, so kann der Wert sich verdreifachen.

Die alten Völker bezogen ihre Perlen aus Indien und dem persischen Golf. Heute hat man Bänke an den Küsten Australiens, Amerikas und um einige Inseln im stillen Ozean entdeckt. Die Fischereien bei den Bahrein-Inseln haben aber nichts von ihrer Bedeutung verloren. Sie geben ein jährliches Einkommen von 10 Millionen Franken, die freilich der einheimischen Bevölkerung nicht zu Gute kommen.

Nach „livre de lectures“
von Mercier & Marti, Atar, Genf.

55. Eine Wallfahrt nach Mekka.

In Kairo kam ich auf den Gedanken, die Wallfahrt zu unternehmen. Bei einem Gespräch mit Ibrahim, meinem arabischen Lehrer, fragte ich, ob ein Franke, der eigens zu diesem Zwecke Moslem würde, eine Wallfahrt nach Mekka wagen könne. Er bejahte das entschieden und versicherte mir, nichts sei leichter als Moslem zu werden. Ich brauche mit ihm nur am nächsten Tage zum Scheik ul Islam zu gehen, und meine Erklärung abzugeben. Dann dürfe ich keinen Hut mehr tragen, müsse auf den Alkohol in jeder Form verzichten, zu bestimmten Zeiten die vorgeschrivenen Gebete verrichten und während des Ramadan (Fastenzeit) fasten.

Am zweiten Tage nach dieser Unterredung ließ ich mich von Ibrahim zum Scheik ul Islam führen. Der ehrwürdige alte Mann empfing mich sehr freundlich. Die Fragen, die er stellte, waren bald beantwortet. Ich erwähnte dabei, dass ich mit Ibrahim eine größere Reise zu unternehmen gedachte, deren wahres Ziel ich natürlich verschwieg. Dann ließ mich der Greis die Bekenntnisformel nachsprechen und gab mir seinen Segen. Ibrahim legte er ans Herz, mich auf's gewissenhafteste in meinem neuen Glauben zu unterweisen.

Die Zeit, die mir noch bis zu meiner Abreise blieb, benutzte ich dazu, fleißig die Moscheen, sowie die zahlreichen Freunde Ibrahims zu besuchen, um mich so mit den religiösen Gebräuchen und Sitten der Mohammedaner möglichst vertraut zu machen. In dem Gewande eines wohlhabenden arabischen Kaufmannes, das ich angelegt hatte, und mit meiner dunkeln Haut- und Haarfarbe fühlte ich mich so sicher, daß ich an dem Gelingen meines Unternehmens nicht zweifelte. Etwas kleinküttig wurde ich aber doch auf dem arabischen Segelschiffe, das uns von Suez nach Dschidda, dem Hafenorte Mekkas, bringen sollte. Nicht die Furcht vor Gefahren bedrückte mich, sondern der Mangel aller und jeder Bequemlichkeit an Bord des kleinen Fahrzeuges. Rechnet man dazu, daß die uns gereichte Kost in der Hauptsache aus dumpfigem Reis und zähem Hammelfleisch bestand, das durchaus nicht mehr frisch, dafür aber in ranzigem Öl gesotten war, so wird man es begreiflich finden, daß ich mich recht unbehaglich fühlte. Die Art, wie meine Reisegefährten mit nicht ganz einwandfreien Fingern die Fleischbrocken aus der unsaubern Schüssel herausfischten, diente nicht dazu, meinen Appetit zu steigern. Von den Lagerstätten — die Pritschen im Zwischendeck von Aus-

wandererschiffen sind wahre Lotterbetten dagegen — will ich lieber nicht sprechen. Meine Reisegefährten — hauptsächlich Araber und Türken, aber auch Sudanesen, Tscherkessen, Inder und Malaien waren unter ihnen — sahen mich mit mißtrauischen Blicken an. Ibrahim suchte mein mangelhaftes Arabisch damit zu erklären, daß ich aus einer entlegenen Gegend Indiens käme. Er bedachte dabei nicht, daß einige Inder an Bord waren, denen ihr Landsmann, trotz des geläufigen Hindustani, das ich sprach, nicht recht geheuer vorkam.

Als endlich die langgestreckte Reihe niedriger Häuser Dschidads in Sicht kam, atmete ich erleichtert auf.

Bei der Landung hatte ich noch manches Ungemach zu überstehen. Die türkischen Zollbeamten machten mir trotz ordnungsmäßigen Reisepasses und beglaubigten Gesundheitszeugnisses allerlei Schwierigkeiten. Als ich es mit Bestechung versuchte, wurde ich kurzerhand in eine Zelle des Wachthauses gesperrt und der jammernde Ibrahim von mir getrennt. Am folgenden Morgen erst gab mich der wachhabende Offizier frei, nachdem er eine größere Summe als die anfangs gebotene von mir erpreßt hatte. Aber Ibrahim war verschwunden. Ich war übel daran. In einer arabischen Karawanserei, die ich aufgesucht hatte, erregten meine mangelhaften Sprachkenntnisse und meine — nach arabischen Begriffen — anstößigen Eßmanieren starken Verdacht. Das Essen mit den Fingern — nur die der rechten Hand dürfen gebraucht werden — aus der gemeinsamen Schüssel ist nicht so leicht, als man wohl denken mag. Auf der Straße warfen die Gassenbuben mit Steinen nach mir, und in der Moschee erregte ich den heftigsten Zorn eines grünbeturbanten Greises, weil ich die rituellen (religiösen) Waschungen nicht mit der nötigen Andacht vorgenommen hatte.

Erst am andern Morgen, nach einer unter unheimlichen Gesellen schlaflos verbrachten Nacht, sah ich meinen Ibrahim wieder. Er war länger eingesperrt geblieben als ich und hatte meinen Aufenthalt nur durch einen glücklichen Zufall erfahren. Über unsere Wiedervereinigung nicht minder erfreut als ich, empfahl er mir, fortan möglichst schweigsam zu sein, um durch mein schlechtes Arabisch nicht aufzufallen. Dann bestand Ibrahim darauf, daß ich meinen Kopf bis auf einen kleinen Haarbüschel, an dem der Prophet den Gläubigen nach seinem Tode zu sich ins Paradies emporzieht, glatt rasieren ließ. Diese Operation ging auf offener Straße vor sich und war für mich wenig erfreulich — desto mehr aber für die

Zuschauer. Der Barbier kratzte mit einem ungeheuren, stumpfen Messer an meinem Kopfe herum und schnitt mich dabei mehrere Male; das tat mir empfindlich weh, und meine unwillkürlichen Grimassen erregten allgemeine Heiterkeit. Jetzt mußte ich auch meine arabische Kleidung ablegen und mich in das vorschriftsmäßige Pilgergewand, den Irham, hüllen. Es besteht aus zwei Stücken ungesäumten weißen Zeuges mit schmalen, roten Streifen. Das eine, bis zu den Knieen herabfallende Stück wird um die Lenden gegürtet, das andere wirft man über die linke Schulter, so daß der rechte Arm und ein Teil der Brust ganz unbedeckt bleiben. Recht unbequem ist, daß der Irham keine Taschen hat. Ich besaß glücklicherweise einen Gürtel mit mehreren kleinen Taschen, in die ich das notwendigste Reisegeld und einige Medikamente steckte. Auch einen kleinen Kodak und meinen Revolver verbarg ich in den Falten meines Obergewandes trotz der Warnung Ibrahims, daß ich im Falle einer Entdeckung mich großer Gefahr aussetzte. Fortab durfte auch keine Kopfbedeckung mehr getragen werden, die vielen Glatzen mit den kleinen Haarbüschen sahen recht sonderbar aus. Ferner wurden die Schuhe mit Sandalen vertauscht, die in Mekka eigens für die Hadscha, die Pilgerfahrt, angefertigt werden.

Als die nach Tausenden zählende Schar ihren Marsch nach der zwei Tagreisen von Dschidda entfernten heiligen Stadt antrat, sprach jeder das „Labbyak“ genannte Pilgergebet, das mit den Worten beginnt: „Hier bin ich, o Allah, hier bin ich“. Ich ritt, wie viele meiner Reisegefährten, auf einem Esel. Ein ungeschriebenes, aber strenges Gesetz gebietet dem Pilger, seitwärts und ohne Sattel zu reiten; dieser ungewöhnnte Sitz bereitet mir viele Schwierigkeiten. Der Weg, wenn von einem solchen überhaupt die Rede ist und sein kann, führte durch die Wüste, unsere Reittiere sanken bis weit über die Fesseln in den weichen Sand, und ein starker Wind wirbelte derartige Staubwolken auf, daß wir nur wenige Schritte voraussehen konnten. Noch elender wurde der Weg, als wir eine Reihe felsiger Hügel erreichten, er glich einem ausgetrockneten Flußbette mit Quer- und Längsrissen und war mit großen Steinen übersät. Die Rast während der Nacht war nur kurz, da man den hellen Mondschein und die Kühle zum Marschieren benutzen wollte. Weiter und weiter ging es. Die glaubens-eifrigen Pilger schienen keine Müdigkeit zu kennen, ich aber war dem Umsinken nahe. Noch eine Nacht und ein Tag dauerte die mühevolle Reise. In den frühen Morgenstunden

kam endlich das ersehnte Ziel in Sicht. Ich nahm meine letzten Kräfte zusammen und trennte mich, mein Reittier hinter mir lassend, mit einem kleinen Trupp von der großen Masse, um einen der Hügel zu erklimmen, die das Tal einschließen, in dem Mekka liegt. Als wir die Höhe erreicht hatten, bot sich mir ein Anblick, den ich nie vergessen werde. Zu meinen Füßen lag, von leicht geschwungenen, in der Ferne verblauenden Hügelreihen umsäumt, die heilige Stadt. Zwischen den dichtgedrängten, am Hügelhange emporsteigenden Häusern mit ihren flachen Dächern und durch Spitzbogen abgeschlossenen Veranden ragten die schlanken Minarette in die blaue Luft, wölbten sich die Kuppeln zahlreicher Moscheen. Inmitten eines geräumigen Platzes der untern Stadt sah ich einen riesigen schwarzen Würfel; es war die Kaaba, das allerheiligste Gotteshaus. Den Platz schlossen mehrfache Säulenreihen ein; sie waren mit zahllosen, kleinen Kuppeln gekrönt, deren blendendes Weiß wie frisch gefallener Schnee in der Sonne glänzte.

Alle Müdigkeit vergessend, eilte ich mit meinen Gefährten den Hügel hinunter; unser Weg führte uns durch einen im Felde stehenden Torbogen, der den Eingang zur Stadt bezeichnet; wir wandelten jetzt auf heiligem Boden.

Ich mußte mich zunächst meinem Metwaf vorstellen. Er ist Herbergswirt und Führer zum Heiligtume, der die zu beobachtenden religiösen Gebräuche genau kennt und den Pilgern bei deren Befolgung unterstützt. Es gibt Metwafs für alle Völker und Nationen, die sich in Mekka zusammenfinden. Da ich mich für einen Inder ausgegeben hatte, so ging ich zu dem Metwaf, dem die Sorge für die Gläubigen aus dem fernen Hindostan oblag. Ich erschrak nicht wenig, als mein Wirt mich englisch anredete. Um ungelegenen Fragen aus dem Wege zu gehen, tat ich, als ob ich ihn nicht verstände. Er gab sich damit zufrieden und übertrug zu meiner Freude seine Mentorpflichten (Mentor = Warner, Beschützer) an Ibrahim. In seiner Begleitung ging ich sofort nach der großen Moschee. Mit diesem Namen wird nicht ein einzelnes Gotteshaus bezeichnet, sondern der 257 Schritt lange und 216 breite, ringsum von Säulenhallen eingeschlossene Hof, in dessen Mitte die Kaaba und andere heilige Gebäude stehen. Dieses ganz schmucklos aus grauem Mekkagranitsteine aufgeführte Hauptheiligtum der Mohammedaner ist, wie das arabische Wort besagt, in der Tat ein Würfel, der fünfzehn Meter lang und breit und zehn Meter hoch ist. Die Kaaba gilt als Mittelpunkt der Welt; nach dem auf der östlichen Ecke etwa ein und

einen halben Meter über dem Erdboden eingemauerten, berühmten schwarzen Steine wenden die Gläubigen in allen Teilen der Erde beim Gebet das Gesicht. Das ganze Gebäude ist in einen riesigen schwarzen Schleier, Kiswa, gehüllt, der am Dache mittels großer Metallringe befestigt ist und bis zum Erdboden herabhängt. Die Kiswa ist aus schwarzer Seide und Baumwolle gewebt und besteht aus acht Stücken, je zwei für jede Wand. Sieben Kapitel des Korans sind mit goldenen Buchstaben eingestickt; besonders groß und in die Augen fallend ist die Inschrift: „Wahrlich, der erste Tempel, der für das Menschen geschlecht gegründet war, ist der zu Mekka. Er ist gesegnet und ein Führer für alle Geschöpfe“. In halber Höhe umzieht das Ganze ein breiter goldener Streifen, der im Sonnenlichte weithin glänzt.

Ibrahim hieß mich siebenmal um die Kaaba herumgehen; dabei sollte ich den schwarzen Stein — Hadschar el Aswad — und den gleichfalls heiligen „südlichen Stein“ ebenso oft küssen oder, falls mir das im Gedränge nicht möglich war, berühren. Diese Zeremonie ist eine der wichtigsten. Es gelang mir nur zweimal, so nahe an den Kadschar el Aswad heranzukommen, daß ich ihn genauer betrachten und mit den Lippen berühren konnte. Seine sichtbare Fläche ist ein unregelmäßiges Kreisrund, von annähernd 25 Zentimeter Durchmesser, er scheint aus mehreren Meteorstücken zusammengesetzt zu sein, und ist in einen silbernen Reifen gefaßt. Die Moslems behaupten, daß der ursprünglich weiße Stein erst durch die Sünden der Menschen schwarz geworden sei. Auf der Nordwestseite der Kaaba, unter der berühmten goldenen Dachrinne, liegen nach mohammedanischer Sage Ismael und seine Mutter Hagar unter zwei großen, von farbiger Mosaik eingefaßten Steinplatten begraben. Die Pilger haben dort zwei Gebete zu sprechen. Ganz in der Nähe der Kaaba stehen vier auf allen Seiten offene Pavillons, die „Makams“; es sind die Bethäuser der rechtgläubigen mohammedanischen Sekten.

Der Makam der Schafsiiten (eine mohammedanische Sekte) steht über dem Zem-Zem-Brunnen, dessen bitterlich schmekkendes Wasser als heilig und heilkraftig gilt. Jeder Pilger muß davon trinken. Wenige Schritte weiter und gerade der Kaabatür gegenüber ist eine hölzerne Treppe aufgestellt, die auf kleinen Rädern an die mannshoch über dem Boden angebrachte Tür herangeschoben wird, um den Gläubigen den Eintritt in das Heiligtum zu ermöglichen. Das vornehmste und der Kaaba am nächsten stehende Bauwerk ist das Makam Ibrahim, der Betplatz Abrahams.

Ich mußte mich zweimal vor dem Makam niederwerfen und die dazugehörigen Gebete sprechen. Dann führte mich Ibrahim zu der Tür des Zem-Zem-Brunnens, wo mir eine Schale klaren Wassers gereicht wurde. Ich war so durstig, daß ich das Wasser trotz seines bittren Geschmacks auf einen Zug hinuntertrank und um mehr bat. Das machte einen sehr guten Eindruck; denn die Moslems sind überzeugt, daß ein Ungläubiger beim Versuche, das Zem-Zem-Wasser zu trinken, ersticken muß. Auf eine härtere Probe wurde ich gestellt, als jetzt ein Imam (Priester) mit einem großen Rasiermesser erschien und jedem von uns einen tüchtigen Schnitt mitten auf den rasierten Kopf versetzte. Weshalb man sich diesem sehr schmerzhaften Verfahren unterwerfen muß, habe ich nicht erfahren können. Es ist aber unbedingt notwendig und wird von den Pilgern hochgeschätzt. Am andern Morgen gelang es mir in die Kaaba selbst zu gelangen.

Das Innere des in seiner Art einzigen Gotteshauses ist von großer Einfachheit. Das wenige Licht, das durch die Tür und einige schmale schießschartenartige Öffnungen unter dem Dache einströmt — die Kiswa, der das ganze Gebäude einhüllende Schleier, war an jenem festlichen Tage emporgezogen — reichte gerade hin, um den verhältnismäßig kleinen, den äußern Abmessungen von fünfzehn mal zwölf Metern entsprechenden Innenraum übersehen zu können. Der Fußboden ist schachbrettartig mit Marmorplatten von verschiedener Farbe belegt; auch die Wände scheinen mit solchen Platten, die aber unregelmäßig geformt sind, bekleidet zu sein. Decke und Wände — diese bis nur zwei Metern vom Fußboden — haben einen Bezug von rotem Damast mit eingestickten goldenen Blumen, Ornamenten und Koranversen. Die drei Querbalken der Decke sind unter der roten Hülle zu erkennen, sie werden von ebensovielen hölzernen, mit Schnitzwerk gezierten Säulen getragen. An Metallstangen, die in der Höhe von drei Metern jene Säulen verbinden, hängen mehrere bronzenne Moscheelampen. Ich hatte besonderes Glück gehabt; denn die Kaaba wird nur dreimal im Jahre geöffnet — einmal für die Männer, einmal für die Frauen, und das drittemal, um gereinigt zu werden.

Bis auf die Steinigung des Scheitan el Kabir am westlichen Ende des Dorfes Muna hatte ich alle religiösen Übungen erledigt. Das gleichfalls bei Muna zur Erinnerung an das Opfer Abrahams stattfindende Hammelopfer blieb mir erspart, da der Kurban Beiram, der Festtag, an dem dort Tausende von Hammeln von den Pilgern geopfert werden, bereits vorüber war.

Der Scheitan el Kabir, wörtlich der große Satan, ist ein Steinhaufen, der vor einer Mauer an der Mekka zugekehrten Seite des Dorfes Muna liegt. Zu der Zeremonie des Rami, der Steinigung, müssen sieben am Berge Arafat, unweit des Dorfes, gesammelte kleine Steine in sieben Wassern gewaschen werden. Nachdem wir diese Vorbedingungen erfüllt hatten, gelang es uns, nach stundenlangem Warten in dem Gedränge so dicht an den großen Satan heranzukommen, daß wir einen Stein nach dem andern — so will es der Brauch — auf den Steinhaufen werfen konnten. Wir sprachen dabei: „Im Namen Allahs“. Allah ist der Allmächtige. Ich tue dies aus Hass gegen den bösen Geist, ihm zum Schimpf und Hohn“.

Meine Pilgerpflichten waren erfüllt. Ich durfte jetzt den grünen Turban anlegen, der sich durch sein besonderes Material von dem gleichfalls grünen Kopfschmucke der Nachkommen des Propheten unterscheidet. Auch den Ehrentitel eines Hadschi hatte ich mir erworben; er ist in den Arabien fernliegenden mohammedanischen Ländern selten, und sein Träger wird als eine Merkwürdigkeit betrachtet.

Auf schnellfüßigen Dromedaren kehrten wir nach Dschidda, der Hafenstadt, zurück. Ein kleiner ägyptischer Dampfer landete mich und meinen treuen Ibrahim nach kurzer, glücklicher Fahrt in Suez.

Von Abd E Muttalib Hadschi aus „Über Land und Meer.“

56. Aden, die Stadt in der Wüste.

Die Bucht von Aden ist rings von mächtig hohen, graus schwarzen Felsen eingerahmt, die alles und jedes Grünes entbehren. Die Verwitterungsprodukte dieser Felsen und der angeschwemmte Meersand haben ein Terrain geschaffen, welches die halb arabische, halb europäische Hafenstadt trägt. Sie präsentiert sich, vom Meere her gesehen, gar nicht übel; denn die englischen Kasernen, Verwaltungsgebäulichkeiten und Spitäler, sowie einige Hotels sind große, blendend weiße Bauten, mit mächtigen Säulenreihen, die sich von dem grauschwarzen Hintergrunde hübsch abheben. Aber das Auge vermißt eben schmerzlich das wohltätige Grün. Feuerrohre größten Kalibers schauen drohend nach allen Richtungen der Windrose; starke Festungsmauern erklimmen im Zickzack die höchsten Felsen und schließen das englische Besitztum gegen Arabien ab. Da, wo eine zwischen die Felsen gesprengte Straße ins Innere des Landes und vorerst in die etwa eine Stunde vom Meere ent-

fernte arabische Stadt Aden führt, ist ein stolzes Fort (Festung) in die Mauern eingeschaltet, und jeder Vorbeigehende hat im Hofraum der Festung zwischen den Augen englischer Wacht-posten Spießruten zu laufen. So ist eine Gefährdung des englischen Hafenplatzes von seiten der Araber eine absolute Unmöglichkeit.

Kaum lag unser Schiff still, so kam auf ausgehöhlten Baumstämmen eine Menge nackter, braunroter Jungen hergefahren, die ihr primitives Fahrzeug vermittelst eines kleinen, abwechselnd von der einen Hand in die andere wandernden Ruders mit erstaunlicher Schnelligkeit vorwärts trieben. Die Wellen schlügen über den kleinen Meerfahrern zusammen, aber im Nu war das eingedrungene Wasser mit den Händen wieder ausgeschöpft. Die muntern, lebhaft gestikulierenden und stets-fort schreienden kleinen Teufel befanden sich offenbar in ihrem gewohnten Elemente und tauchten mit fabelhafter Sicherheit nach Geldstücken, die ins Meer geworfen wurden. Oft schossen 6—8 gleichzeitig nach demselben Punkte in die blaue Flut, und man konnte deutlich mit den Augen verfolgen, wie sich die braunen Leiber in einer Tiefe von 2—4 m. herumbalgten, um dann endlich pustend und schnaubend wieder zum Vorschein zu kommen, der eine als Sieger das Geldstück im Munde zeigend. Am meisten Bewunderung erregte ein zirka sechsjähriger Junge, der sein linkes Bein in der Höhe der Hüfte durch einen Haifisch verloren hatte, aber mit seinem einzigen Beine gewandter zu tauchen und zu schwimmen verstand als alle anderen. In rhythmischem Zusammenklange riefen sie unermüdlich im Chor: à la mer! Oho! à la mer! Oho! usw., bis ein heruntergeworfenes Geldstück dem Gekreisch plötzlich ein Ende machte, gleichwie ein fallender Stein dem ohrzerreißenden Gequake einer Legion von Fröschen.

Am Lande bestiegen wir einen der sich uns aufdrängenden Wagen, ein lotteriges, gebrechliches Vehikel, gezogen von einer Schindmähre, deren einzige und höchste Leistung bergauf und bergab ein äußerst gutmütiger Galopp war, und geführt von einem Araber, der hinter grinsendem Lachen ein rechtes Spitzbubengesicht verbarg.

Wir fuhren bei eintretender Dämmerung nach Arabisch-Aden. Die staubige Straße führt zuerst an gewaltigen Stein-kohlendepots vorbei, dann in großen Windungen hinauf zur Höhe des Forts, passiert die Tore, die von einem englischen Soldaten geöffnet werden, und ist dann zirka 80 Meter tief in die Felsen gesprengt, so daß sie eine gewaltige, glühend heiße

Hohlschlucht bildet. Die senkrecht emporsteigenden Wände sind oben durch eine nur von der Festung aus zugängliche Brücke verbunden. Nachher fällt die Straße rasch abwärts und senkt sich zu dem Tale, in welchem Arabisch-Aden steht. Nirgends ein Gräslein, nirgends ein Tropfen Wasser, keine Spur von Vegetation auf der ganzen Route. Es begegnen uns beladene Kamele, Araber, zu Fuß oder auf kleinen Eseln trabend, verhüllte Weiber, zudringliche Straußfedernverkäufer, türkische Soldaten, Beduinen, Neger mit wassergefüllten Ziegenfellschläuchen beladen usw.

Bei Nacht kamen wir in der arabischen Stadt an und hielten auf dem Marktplatz, wo eine zahllose Menge von schreienden Käufern und Verkäufern, Faulenzern und Buben durcheinander wogte. Bald waren wir umringt von einer Schar jener Blutsauger, die uns dann auch überallhin nachfolgten, sich gegenseitig in Beträgereien und Überforderungen unterstützten und am Ende aller Enden, wenn sie nichts ausrichteten, Stück für Stück schreiend und schimpfend zurückblieben. Immerhin war's noch ein nettes Häufchen, das uns beim Eintritt in ein arabisches Café begleitete und uns erst mit zudringlichen Liebenswürdigkeiten und — als nichts Klingendes dabei herauskam — mit der Kehrseite traktierte.

Die Rückfahrt war wunderschön; der Mond war unterdessen am Himmel aufgegangen und stand, als wir die Festung passiert hatten, gerade in der Lichtung des felsigen Hohlweges und beleuchtete die zu unsren Füßen liegende Bucht von Aden, die weiße Brandung des Meeres, die geisterhaften Formen der dunklen Felsen, welche das ganze Bild einrahmten.

In der Nähe von Arabisch-Aden befinden sich, in Felsen eingehauen, die sogenannten Tankskolossale, schon von den Römern erstellte, von den Engländern restaurierte und zementierte Wasserreservoirs, die terrassenförmig übereinander angebracht sind. Regen fällt in Aden nur alle 4—6 Jahre einmal, dann in kolossaler Menge, daß die Wasserbehälter sehr bald gefüllt sind und nun jahrelang für Tausende von Menschen und Vieh das zum Leben so wichtige Naß liefern können. Von morgens früh bis zum Untergang der Sonne erscheinen am Ausflusse dieser Tanks Karawanen von arabischen Lastenträgern, welche das Wasser in Ziegenfellschlüche füllen und nach Hause tragen. Es ist ein großartiger Triumph menschlicher Kraft, daß auf einem Boden mit lauter lebensfeindlichen Verhältnissen eine jetzt sogar in starkem Wachstum begriffene Stadt sich entwickeln konnte.

Endlich wurde auf unserm wenigstens straßenstaubfreien Schiffsverdecke Schutz vor Hitze und vor Moskitos gesucht, aber nicht gefunden. Wir waren herzlich froh, als sich des andern Morgens 8 Uhr unser Dampfer wieder in Bewegung setzte, und schieden ohne alles Bedauern von Aden, dieser Stadt in der Wüste, und hatten erfahreneu, daß der Mensch mit seiner Kunst und mit seiner Kraft allein wenig Schönes zu stande bringt, wenn nicht die herrliche Baumeisterin Natur mithilft und ihre grünen Farben aufträgt.

Nach: Briefe aus dem fernen Osten, von Dr. E. Haffter.

V. Australien.

57. Gründung einer Farm in Australien.

Überall, wo das Gras gut ist, da wird eine Farm oder eine Station errichtet, und sei das noch so weit von älteren Stationen entfernt. Die Gründung einer solchen Farm in der Wildnis ist freilich ein mühevolleres Werk. Wenn der Farmer mit Hab und Gut, besonders mit seiner Herde auf dem gewählten Platze eingetroffen ist, so beginnt er sofort mit dem Bau eines Blockhauses und legt einen Gemüsegarten an. Dann wird ein großes Gebiet umzäunt, um die Herde oder wenigstens einen Teil derselben davor zu bewahren, daß sich die Schafe verirren, daß sich der Dingo (wilder Hund) allmählich seine Beute aus ihnen holt, daß ihnen das Känguruuh und die Kaninchen das Gras vor der Nase wegfressen. Nun heißt es aber, täglich die Umzäunung abreiten, um nachzusehen, ob sie noch ohne Löcher ist, und dabei Strychninfleisch für die Dingos auszulegen. Immer hat der Farmer die Büchse mit, um auf Känguruhs, Dingos und Kaninchen Jagd zu machen. Besonders die Kaninchen machen ihm das Leben sauer; unter den Zäunen graben sie durch; am Zaune kann er keinen Schritt gehen oder reiten, ohne jeden Augenblick in ihren Löchern zu versinken; zu Hunderten sieht er sie aus der Ferne sitzen, sobald er aber zum Schusse anlegt, verschwinden sie in ihren Gängen. Um vor diesen Plagegeistern, unter denen kein strenger Winter und kein Raubtier aufräumt, und die sich deshalb so ungeheuer vermehren, Ruhe zu haben, auch um des ewigen Ausbesserns der hölzernen Zäune überhoben zu sein, werden jetzt vorzugsweise Drahtzäune errichtet, die sehr tief in die Erde getrieben werden. Abends kommen die Dingos scharenweise in die Nähe der Farm und erheben, am Zaune sitzend, ein mark- und beindurchdringendes Geheul; Schäferhunde innerhalb des Zaunes begleiten den Gesang ihrer wilden Brüder.

Von den Eingeborenen wird der neue Farmer zuerst voll Hass betrachtet, und es gilt, immer auf der Hut vor ihnen zu sein. Hilfe hat er von niemanden zu hoffen. Seine Kinder kommen in keine Schule; einen Arzt gibt es bei Krankheiten nicht. Die Wolle bis in den nächsten Handelsort zu bringen, bedeutet jedesmal eine Reise von mehreren Wochen. Immer auf dem Rücken des Pferdes und immer die Büchse über dem

Rücken; immer mit der Natur, mit Tier und Mensch im Kampfe! Kein Wunder, daß auf diese Weise ein Selbständigkeit- und Unabhängigkeitsgefühl gegenüber den Mitmenschen in den Squatters* erwächst, wie es der Städter gar nicht kennt. Jeder Squatter hat zahlreiche Schafhirten im Dienste, und zwar für diejenigen Herden, die nicht in der Umzäunung ihr Futter finden, sondern es im Umherziehen suchen müssen. Jedem sind so gegen 1000 Schafe anvertraut. Während der Zeit des reichlichen Graswuchses hat er faule Zeit; tagsüber kümmern sich seine Hunde um die Herde, nachts wird sie in eine Hürde eingepfercht. Sobald aber die Trockenzeit beginnt, dann muß er zeigen, was er versteht; dann heißt es, wie ein Feldherr mit seinen Schutzbefohlenen auf dem ungeheuren Gebiete seines Herrn umherziehen und täglich Futter und Wasser finden. Da muß er jedes Wasserloch und jeden Grasfleck im Kopfe haben und wissen, ob daselbst noch was zu holen ist; nachts gilt es, immer mit der Büchse im Arme zu schlafen, um auf das Anschlagen der Hunde sofort unter die heranschleichenden Dingos zu feuern. Von ihm hängt es ab, ob die Herde die Dürre übersteht oder ob sie zu grunde geht; daher hält der Squatter einen guten Schafhirten in Ehren und sucht ihn womöglich für immer an seine Farm zu fesseln.

58. Neuseeland.

Eingebettet in die blauen Fluten des mächtigen stillen Ozeans, 1600 km südöstlich von Australien, liegt ein Land von der Ausdehnung des halben Deutschen Reiches, das wohl berufen erscheint, in kommenden Jahrzehnten in mancher Hinsicht eine große Rolle zu spielen. Als wäre das Gegenstück des Sonnenlandes Italien, in zwei Hälften gebrochen, dort in das Weltmeer versenkt worden, liegen die beiden Hauptinseln Neuseelands als südlichste große Ländergruppe im Weltmeer, und wie an Italien die Insel Sizilien sich anschmiegt, so liegt auch den fjordreichen Küsten der Südinsel gegenüber das Stewarteland. Nur ist die Welt südlich des Wendekreises des Steinbocks auf den Kopf gestellt. Gerade Stewarteland ist das kälteste, die Nordspitze der Nordinsel, wo auch der Haupthafen Auckland liegt, das wärmste Stück von Neuseeland mit Gegensätzen so groß wie Sizilien und Norwegen. Der Sommer

* Ansiedler im westlichen Amerika, der sich ohne irgend welche Rechte auf nicht urbaren Ländereien niederläßt; in Australien derjenige, welcher außerhalb der Grenzen des vermessenen Landes Weideland pachtet.

bei unseren Antipoden (Gegenfüßler) ist unser Winter, und wer Neuseeland bereisen will, muß es, um nicht zwischen Schnee und Eis zu erstarren, während der Monate Dezember bis März tun. In dieser warmen Jahreszeit unternehmen viele Dampfer, gefüllt mit Touristen aus Australien und der ganzen Welt, die entzückende Rundfahrt um die neuseeländischen Inseln, mit jedem Jahre immer mehr.

Wie der australische Kontinent, so verdanken auch diese Inseln ihre Entdeckung den Holländern. Sie, dann die Spanier und Portugiesen machten die Entdeckungen, und die Engländer zogen den Nutzen daraus. Seit einigen Jahrzehnten haben sie sich nun häuslich in Neuseeland eingerichtet und die Reste des schönen und tapfern Maorivolkes immer mehr nach dem Innern der Nordinsel zusammengedrängt. Heute zählen unsere Seeländer Antipoden bereits eine Million, die Maori nur noch ein halbes Hunderttausend Seelen. Neuseeland beginnt sich immer kräftiger zu fühlen, sieht eifersüchtigen Auges auf die Deutschen, die in Samoa ihre nächsten Nachbarn sind, hat alle noch herrenlosen Inselgruppen in sein Gebiet einverleibt und wartet, obschon englische Kolonie, nicht erst auf die Engländer, um seine politischen Geschäfte zu besorgen. Dem australischen Staatenbunde beizutreten war es zu stolz und ist als Neuseeland eine selbständige Kolonie geblieben. Gleichzeitig hat es sich auch innerhalb seiner Grenzen gehörig umgesehen, Eisenbahnen, Häfen, Straßen gebaut, und je weiter seine Pioniere in das Innere der beiden Inseln eindrangen, desto glühender wurden die Berichte über die großartigen landschaftlichen Schönheiten und Naturwunder, die sie dort fanden. Zunächst war es die Nordinsel, die dem Touristenverkehr erschlossen wurde. In ihrem Innern liegt ja einer der interessantesten und großartigsten Vulkandistrikte der Erde, nur vergleichbar mit jenem des Yellowstoneparkes in Nordamerika und dem Kilauea auf Hawaii. Rings um den See von Taupo, der den Genfersee an Größe weitaus übertrifft, sprudeln tausende heißer Quellen aus dem von unterirdischen Kräften fortwährend erschütterten Boden, erheben sich Geiserfontänen und Schlammvulkane, deren Ausflüsse schon großen Schaden angerichtet haben.

Wie die Nordinsel durch ihre Vulkane, Geiserdistrikte und heißen Seen, so ist in neuester Zeit die Südinsel durch ihre kalten Seen, ihre wunderbare Hochgebirgsnatur mit vereisten, ewig beschneiten Bergen, ihren Gletschern, Wasserfällen, Schluchten und Fjorden berühmt geworden. Besonders das

südwestliche Viertel der Südinsel ist von unvergleichlicher Großartigkeit; auf der südlichen Hemisphäre eine Schweiz, umgeben von den Fjorden Norwegens.

Freilich ist das Reisen dort noch lange nicht so bequem gemacht wie bei uns, und wer die herrlichen Seegegenden besuchen will, der findet dort noch kein Interlaken oder Luzern. Die Eisenbahn führt vorläufig nur der Ostküste entlang von Christchurch, der größten Stadt der Insel, über Dunedia nach der Südspitze, mit einigen Zweiglinien nach dem Berglande des Innern, aus dem sich als gewaltigster Riese Neuseelands der Mount Cook erhebt. Von seinem Grat ziehen sich gewaltige Gletscher und von Lawinenbahnen durchfurchte Schneefelder in ein Gewirr von vereisten Hochgebirgstälern, von denen Gletscherbäche mit großartigen Wasserfällen herabstürzen und dem nahen Meere zueilen. Die große Alpenkette der Südinsel Neuseelands zieht sich ihrer Westküste entlang und hat ihr in vieler Hinsicht den Charakter der Skandinavischen Halbinsel gegeben. Wie sich dort am Westabhang der Gebirge die zahlreichen tief eingeschnittenen Fjorde, am Ostabhang aber die vielen Seen Schwedens zeigen, so fällt auch hier die Alpenkette steil gegen Westen ab und ist von Fjorden zerrissen, während die östlich gelegene Hauptmasse der Insel eine Menge von Seen aufweist. Abgesehen von den vielen, die weniger als zwei $km.^2$ Ausdehnung haben, sind 60 größere noch vorhanden, von denen manche $100 km.^2$ und mehr besitzen, von ähnlichem Charakter und ähnlicher Tiefe wie unsere Alpenseen.

Die Südwestküste der großen Insel von Neuseeland wird auf eine Ausdehnung von 150 km von tief ins Land einschneidenden Fjorden zerrissen. Das Wasser in diesen engen, von viele hundert Meter hohen Felsmauern eingeschlossenen Meeresarme ist von außerordentlicher Tiefe. Sie beträgt im Durchschnitt an 250 m., in manchen Fjorden sogar gegen 400 m. Merkwürdigerweise sind der Mündung aller Fjorde hier Untiefen vorgelagert, und um die gleiche Wassertiefe zu erreichen, muß man mindestens 100 km. weit ins Meer hinausfahren. Diese Untiefen röhren wahrscheinlich von den Endmoränen und Ablagerungen der Gletscher her.

Von den vielen Fjorden der wilden, majestatischen, nur halb erforschten Insel ist wohl der Milfordsund der schönste. Wo immer sich an den bis 2000 m. hohen, von Eis und Schnee gekrönten Granitwänden Absätze zeigen, haben sicher subtropische Pflanzen in beispieloser Üppigkeit Wurzel gefaßt, und gleichzeitig mit den Bildern der Polarwelt sieht man solche

der Tropen: Eis und Palmen, Schnee und Farnbäume, von deren schön geschwungenen Wedeln blühende Schlingpflanzen bis zu dem moosbedeckten Boden herabhängen. Von den wolkenumzogenen Gipfeln stürzen wasserreiche Bäche, wildschäumende Kaskaden in die Tiefe; in den Seitentälern ist überall noch jungfräulicher Urwald — nirgends sieht man eine Spur menschlichen Lebens.

Nach Hesse-Wartegg „Wunder der Welt“.

59. Hawai.

Der herrliche Archipel von Hawai, ein wahres Paradies des Stillen Ozeans, ist gleichzeitig sein entlegenstes Land. Der ihm nächstgelegene Kontinent ist Amerika, aber die Entfernung beträgt doch 4000 km. Die Hawai benachbarte Inselgruppe, der Phönixarchipel, ist 2800 km. davon entfernt. In dieser ungeheuren, viele Millionen km^2 umfassenden Wasserwüste hat die vulkanische Tätigkeit der Erde von dem gegen 6000 Meter tiefen Meeresboden aus die Inseln von Hawai aufgebaut, und ihre höchsten Vulkangipfel reichen noch 4200 m. über den Meeresspiegel. Die feurig-flüssigen Lavamassen, die noch jetzt zeitweilig in breiten Strömen von dem höchsten der Vulkane, dem Mauna Loa, herabfließen, werden also aus dem Erdinnern durch das Lavamassiv der Hauptinsel über 10,000 m. hoch gehoben. Und wie groß die glühenden Massen dabei sind, geht daraus hervor, daß ein einziger Auswurf hinreichen würde, um damit einen Vulkan von der Größe des Vesuvs zu bauen.

Das ganze Gebiet von Hawai, aus 8 Hauptinseln und zahlreichen kleinern Eilanden bestehend, besitzt die Größe von 17,000 km^2 und ist ganz das Werk der unterirdischen Kräfte. Sie haben im Laufe von Äonen (Jahrtausenden) im Kampf mit dem Wasser das Meer bezwungen und triumphierend ihre Vulkankegel als Denkmäler ihres Sieges 4000 m. hoch über das Meer gebogen. Immer noch wird weiter gebaut, jeder größere Lavastrom führt glühendflüssige Massen die Berge hinab ins Meer, wo das Wasser unter gewaltiger Dampfentwicklung zum Sieden kommt, und sind die Glüten erkaltet, das Meer wieder ruhig, so ist irgend eine Bucht ausgefüllt, oder eine neue Landzunge aufgebaut worden. Hawai hat sich um ein verschieden großes Stück Festland vergrößert.

Jede Insel hat ihre Vulkane, denen sie ihr Bestehen verdankt, doch sind sie erloschen und ruhig, mit Ausnahme jener der größten Hauptinsel, die dem ganzen Hawaiarchipel den

Namen gegeben hat. Dort ragen noch drei mächtige Vulkane in die Wolken, der Mauna Loa, der Mauna Kea und der Hualalai, einen großen Teil des Jahres über mit Schnee bedeckt. Der Mauna Loa ist nächst dem Mauna Kea der höchste Bergriese von ganz Ozeanien, von Alaska herab bis nach Neuguinea, wo die Spitzen des Bismarckgebirges ihn an Höhe übertreffen. Er ist der eigentliche Schöpfer der Insel, die $11,400 \text{ km}^2$ zählt. Die beiden andern Vulkane, die aus dem tausend bis anderthalbtausend Meter hohen Lavaplateau Hawais mit flachen Kuppen aufragen, sind nur seine Satelliten (Begleiter, Leibwächter, Diener). Vom Meere gesehen erscheinen sie wie die Rücken gestrandeter Walfische, der Mauna Kea mit 4210 m., der Hualalai mit 2720 m. Höhe. Heute reichen üppige Tropenwälder die sanft ansteigenden Flanken hoch hinauf, bis ein neuer glühender Strom heute oder morgen alles wieder verbrennt und begräbt. Der Mauna Loa mag einige Jahre ruhen, dann aber öffnet sich wieder sein Schlund, der größte Krater des Erdballs, und die Lavamassen entströmen ihm, um in einer unteren Breite von einigen km. und einer Tiefe von 20—80 m. viele km. weit zu fließen. Der Lavastrom von 1855 hatte eine Länge von 72 km.

Auf halbem Wege aufwärts auf seiner östlichen Flanke besitzt der Mauna Loa einen Seitenkrater, und dieser bildet eines der größten Naturwunder der Erde — der berühmte Kilauea. Er hat auf Erden nicht seinesgleichen. Obschon in unausgesetzter Tätigkeit und mit geschmolzener rot- und gelbglühender Lava gefüllt, hat er sich doch keinen Vulkankegel gebaut und auch niemals einen Auswurf gehabt. Das hohe Tafelland, in dem es eingebettet ist, besteht aus dunkler, öder, brauner Lava, oder aus glatten, glänzenden, weißlichgelben Massen, aussehend, als wäre ein in Kaskaden gebrochener, wildschäumender Strom plötzlich erstarrt. Dort liegt die große Kratersenkung, mit einem kleineren Nebenkrater gegen 30 km^2 groß und mit 80—100 m. tiefen, senkrechten Lavawänden. Hier kann man die vulkanischen Kräfte, diese Schöpfer und Zerstörer von so vielen Gebieten der Erde, an der Arbeit sehen, und doch ohne bleibende Wirkung, gewissermaßen sich selbst verzehrend. Was der Krater auswirft, fällt in ihn wieder zurück; die Lavamauern, die er aufbaut und die erkaltend zu starren, kahlen, schrecklich aussehenden Klippen werden, unterwühlt er wieder mit glühenden, kochenden, brodelnden Lavafluten, daß sie zerbröckeln und in die Glüten stürzen, um dort wieder zu schmelzen und abermals ausgeworfen zu werden. An einem

Ende dieser furchtbaren Kratersenkung liegt ein See von kochender Lava mit Massen von bläulich-grauer, an der Oberfläche starr gewordener Lava. Die flüssige Lava wogt und kocht und brodelt, sendet aus der rotglühenden Oberfläche Springbrunnen von Lava auf 10—20 m. empor, brandet gegen die starren, grauen Lavaklippen ringsum, daß sie hoch aufspritzt und mit ihren glühenden Brandungswellen die Klippen bedeckt. Mitunter sinkt der Spiegel dieses Sees von kochender Lava hunderte von Metern tief und nur der schreckliche Kraterschlund ist sichtbar mit seinen grauen, verbrannten, senkrechten Abstürzen, zwischen denen heißer Dampf emporzischt. Dann hebt sich der Spiegel wieder und zeigt von neuem das übernatürliche, schreckliche Schauspiel.

Hesse-v.Wartegg „Wunder der Welt“.

60. Auf den schönen Samoainseln.

Am Morgen des sechsten Tages nach meiner Abfahrt von Aukland auf Neuseeland war ich schon vor Sonnenaufgang auf Deck. Ich war mit der Meldung geweckt worden, daß wir am Lande entlang führen und keine Sekunde länger hatte es mich in der Kabine geduldet. Über das Geländer gelehnt, umkost von einer sanften Bise, staunte ich eines der lieblichsten Bilder, die Gott geschaffen hat.

Im Westen tauchte die mattleuchtende Scheibe des Vollmonds in die Wogen, während im Osten ein rosiger Schein das Nahen der Sonne verkündete. Und in diesem zauberhaften Zwielicht erhob sich aus der opalfarbig-schillernden Flut, vom Fuße zum Gipfel im üppigsten Tropengrün prangend die Insel Upolu.

Die Masten mehrerer vor Anker liegenden Schiffe kündeten die Nähe Apias an. Auf den Höhen wurden weiße, aus dichtem Grün hervorleuchtende Häuser sichtbar. Dann kam die am Strande sich hinziehende freundliche Stadt in Sicht und eine Viertelstunde später fuhren wir, zwischen Korallenriffen hindurchsteuernd, in den reizenden Hafen der Hauptstadt Samoas ein . . .

Mit dem Glockenschlage acht warfen wir Anker und unser Schiff wurde von einer ganzen Flotte von Booten umringt, in denen Eingeborene allerhand Seltenheiten: Muscheln, Korallen, Körbchen, Fächer aus Blattstreifen, Orangen, Bananen, Kokosnüsse feilboten. Sobald der aufs Schiff gekommene Sanitätsbeamte festgestellt hatte, daß keine ansteckenden Krankheiten

unter uns waren, wurde der Verkehr freigegeben und in der nächsten Minute war das Schiff mit Eingeborenen und Europäern überfüllt. Die Eingeborenen freuten mich durch ihre vollendet schönen Körperperformen, ihre gewinnende Freundlichkeit, ihre malerische Tracht, Hüfttuch, Blätter- und Blumengewinde und ihr eher anschmiegendes als aufdringliches Wesen; die Europäer fielen mir durch ihre steife Wäsche auf.

In den Tropen suchen sich die Europäer in den heißen Tagesstunden sonst so leicht und luftig wie möglich zu kleiden und den Panzer der Zivilisation, das gestärkte Hemd, sich so lange vom Leibe zu halten, bis die Zeit des Besuchemachens und die Hauptmahlzeit heranrückt. In Apia aber scheint es zum guten Ton zu gehören, schon beim ersten Hahnenschrei von oben bis unten wie gepanzert dazustehen. Man stärkt hier außer den Hemden auch die Hosen und Röcke derart, daß sie eher einer steifen Pappmasse als einem Gewebe gleichen.

Mit seinem hübschen, bescheidenen Holzhäuschen, seinen verschiedenen, gleichfalls recht bescheidenen Gasthäusern und den überall herumlungernden, vom Nichtstun lebenden Menschen, macht Apia ganz den Eindruck eines erst vor kurzem gegründeten Badeortes. Aus dem ganzen Zuschnitt der Häuser geht hervor, daß die Europäer hieher kommen, um möglichst viel Geld zu verdienen und möglichst wenig auszugeben.

Mit fröhlichem Jauchzen stürzt sich vom Strande aus eine Schar übermütiger brauner Jungen ins Meer. Unter dem melodischen Gesang einiger zwanzig Ruderer mit kurzen Rudern gleitet eines jener prächtigen, von den Eingeborenen selbst gebauten, samoanischen Kriegsboote vorüber, deren jede größere Ortschaft eines oder mehrere ihr Eigentum nennt. Die Ruderer sitzen nicht nach europäischer Art mit dem Rücken gegen die Fahrrichtung, sondern wenden ihr das Gesicht zu und schnellen das Boot mit großer Geschwindigkeit vorwärts, indem sie die Ruder von vorn nach hinten durchs Wasser ziehen.

Wie ihre Boote, so haben die einzelnen Dörfer auch ihre eigenen Bootsgesänge, unter denen sich ungemein ansprechende Melodien finden. Die Samoaner sind musikalisch hochbegabt und vielfach ausgezeichnete Sänger. Ihre Bootsgesänge hörte ich sie ausnahmslos dreistimmig singen und war stets von neuem entzückt, so oft sie mein Ohr trafen.

Nun denke man sich als Ruderer lauter kräftige, schön gebaute, bronzenfarbene Gestalten mit entblößtem Oberkörper, das glänzende, kurzgehaltene, braunschwarze Haupthaar mit

Blumen geschmückt, Girlanden um Hals und Brust, dazu ein tiefblaues Meer, einen schneeweißen Strand mit wogenden Palmenhainen, aus denen hier und da Hütten der Eingeborenen hervorlugen und im Hintergrunde hochaufragende, hellgrün-bewaldete Berge: dann wird man begreifen, daß man das Gefühl hat, in einem Märchenland zu weilen. Die Samoaner sind der schönste Menschenschlag, was Körperbau und Hautfarbe anbelangt. Ihre Gesichtszüge können jedoch nicht ebenso schön genannt werden. Die Samoaner haben breitgedrückte Nasen, wulstige Lippen, hervorstehende Backenknochen, starke Unterkiefer, braune, mandelförmig geschlitzte Augen, die mit langen dunklen Wimpern umsäumt sind. Was ihnen an Schönheit der Gesichtszüge abgeht, das ersetzen die Samoaner durch die Liebenswürdigkeit ihres Charakters. Ja sie sind wohl das liebenswürdigste Volk der Erde! Gedeihen konnte eine solche Liebenswürdigkeit eben nur in einem Lande, das seinen Bewohnern alles bietet, was ihr Herz sich wünscht, einem Lande, in dem der Kampf ums Dasein scheinbar nie gekämpft worden ist.

Der Pflanzenwuchs ist echt tropisch, wohin man seine Schritte lenken mag. Alles gedeiht in einer beispiellosen Üppigkeit.

In Schatten rauschender Palmen, umgeben von Bananen und prächtigem Zuckerrohr, stehen die samoanischen Hütten. Etwas Anheimelnderes als diese hübschen, sorgsam gebauten Behausungen kann man kaum irgendwo finden. Man denke sich ein regelmäßig gewölbtes, aus den Blättern des Zuckerrohrs hergestelltes Dach, das von einigen rundbehauenen, in die Erde gerammten Holzpfosten getragen wird. Getragen wird das Dach außerdem von einem in der Mitte des Hauses stehenden gegabelten Baumstamm oder von zwei nebeneinanderstehenden Stämmen. Als bestes Bauholz gilt das Holz des Brotfruchtbaumes (ähnlich dem Mahagoniholz), dessen Dauerhaftigkeit alle andern Hölzer übertreffen soll. Genau wie wir haben auch die Samoaner ihre gelernten Bauhandwerker und Schiffsbauer.

Der Boden des Hauses wird aus einer Aufschüttung loser Kieselsteine gebildet, auf die eine Schicht Korallen oder kleiner, vom Meere rundgewaschener Steine zu liegen kommt. Hierüber werden Matten gebreitet und damit ist eine angenehme Lagerstätte geschaffen. Einer ihrer größten Vorzüge ist der, daß sich darin alles Ungeziefer ebenso unbehaglich zu fühlen scheint, als der Mensch sich darauf wohl fühlt. Die einzigen

Plagegeister sind die Moskitos, die Stechmücken. Gekocht wird in einem besonderen Kochhause, das in einiger Entfernung vom Wohnhause steht.

Einer freundlichen Einladung folgend lassen wir uns auf dem Boden eines dieser Häuser nieder und schlürfen mit köstlichem Wohlbehagen die Milch einer soeben vom Baume heruntergeholt, halbreifen Kokosnuß. Mit unseren Beinen machen sich einige halbnackte Kinder zu schaffen, betasten neugierig unsere Stiefel oder beschäftigen sich sonstwie mit uns. Wie mit wenig Arbeit, so kommen die Samoaner auch mit wenig Hausrat aus. Außer den Matten auf dem Boden, Schlummerrollen aus Bambusrohr, Vorhängen aus Holzfasern finden wir als Wasserbehälter ausgetrocknete Kokosnüsse, einige Nußschalen als Trinkgefäße und eine hölzerne Mulde, die aus dem Stamm eines Brotfruchtbaumes geschnitzt ist und zur Bereitung des Nationalgetränktes, der „Kawa“ dient. Rechnen wir zu diesen Gegenständen noch einige Fliegenwedel, aus Bast und aus Blattstreifen geflochtene Fächer, vielleicht auch noch einen Speer zum Fischstechen, Ruder, Netze, ein unterm Dach steckendes Gewehr und ein Schlachtschwert, so ist damit der Hausrat einer samoanischen Hütte vollständig. Doch sind auch schon Nähmaschinen, Schwarzwalduhren, Schaukelstühle eingeführt, die aber bei den Eingeborenen nicht als „echt samoanisch“ gelten und darum belächelt werden!

Aus Ehlers „Samoa, die Perle der Südsee“.

VI. Arktisches Gebiet.

61. Die Tundra.

Rings um den Nordpol der Erde schlingt sich ein breiter Gürtel unwirtlichen Landes, eine Wüstenei, welche nicht die Sonne sondern das Wasser zu dem gestempelt hat, was sie ist. Nach dem Pole zu geht diese Wüstenei allmählich in eisige Gefilde, nach Süden hin in halbverkrüppelte Waldungen über; zu Schnee- und Eisgefilden aber wird sie selbst, wenn der lange Winter in ihr einzieht, wogegen krüppelhafte Bäume nur in den tiefsten Tälern, auf den sonnigsten Gehängen den Kampf um das Dasein wagen. Dies Gebiet ist die Tundra.

Es ist ein eintöniges Bild, ein Gemälde Grau in Grau und dennoch nicht aller Schönheit bar. Ihren größten Schmuck erhält die Tundra vom Himmel, ihren größten Reiz durch das Wasser. Ganz rein und hell ist der Himmel selten, obschon auch hier die monatelang ununterbrochen scheinende Sonne heiß herabbrennen kann auf die flachen Hügel und in die seichten Täler. In der Regel blickt das Blau des Himmelsgewölbes nur an einzelnen Stellen durch lichtweiße, locker geschichtete Wolken, diese aber verdichten sich oft zu Haufenwolken, die sich fortwährend ändern, verschieben, neu gestalten, entstehen und vergehen und deren wechselvolle Beleuchtung dann das Auge so bezaubert, daß man die unter ihnen liegende Landschaft fast vergißt. Und wenn um die Mitte der Hochsommernacht die Sonne groß und tiefrot am Himmel steht, wenn alle Wolken von unten her purpur gesäumt werden, wenn die Bergrücken, welche das leuchtende Gestirn verdecken, eine auf weithin reichende flammende Strahlenkrone tragen, wenn ein rosiger Dufthauch sich über die braun-grüne Landschaft legt, dann wandelt sich diese Wüste in ein wunderreiches Gefilde und wonnevoller Schauer erfaßt das Herz im Tiefinnersten.

Wechsel und Leben bringen aber auch die Kleinodien der Tundra, zahllose Seen in das Gelände. Einzeln oder gruppenweise verteilt, neben- oder übereinander liegend, zu meilenweiten Wasserbecken sich ausdehnend und zu kleinen Teichen zusammenschrumpfend, erfüllen sie die Mitte jedes Kessels, schmücken sie jedes Haupt-, ja jedes Nebental, beleben sie sich im allererheiternden Sonnenscheine und täuschen sie, so grau

und farblos sie auch sein mögen, von der Spitze eines Hügels aus gesehen, dem Auge nicht selten die Bläue tiefer Gebirgsseen vor. Die Tundra wird in Tief- und Hochtundra eingeteilt; letztere rollt dem Blicke des Wanderers weit großartigere, wenn auch immer düstere und eintönige Landschaftsbilder auf. Jedes wirkliche Gebirge schmückt sich auch hier mit allen Reizen der Höhe. Die Berge steigen fast immer steil empor und die Ketten, welche sie bilden, zeigen reich bewegte Linien; das schneeige Dach, welches sie deckt, vereist überall wo die Verhältnisse es gestatten, zu Gletschern.

An einzelnen, obschon nur sehr wenigen Stellen greift auch die Pflanzenwelt gestaltend und verschönernd ein; denn Moor und Sumpf, Morast und Bruch, selbst die mehrere Meter tief mit Wasser erfüllten Seen bilden nur eine dünne Sommerdecke des ewigen Winters. Wo man auch in die Tiefe des Bodens zu dringen vermag, überall stößt man, meist kaum einen Meter unter der Oberfläche der Erde auf Eis oder doch auf gefrorenen Boden und gegen 100 m tief soll man graben müssen, bevor man die Eisrinde der Erde durchbrochen hat. Sie ist es, welche höhern Pflanzen freudiges Gedeihen verwehrt und nur solchen zu leben gestattet, welche an derdürren, im Sommer auftauenden Bodenschicht sich genügen lassen. Erst wenn man gräbt, erkennt man die Tundra als das was sie ist: als einen unermeßlichen und unwandelbaren Eiskeller, welcher seit hundertausenden von Jahren bestand und ebenso lange Zeit bestehen wird. Daß wenigstens das erstere nicht bestritten werden kann, beweisen uns die Reste vorweltlicher Tiere, welche in ihm eingebettet und uns so erhalten wurden.

Die Tundra ist nicht imstande viele Tiere zu ernähren, und erst spät im Jahre bevölkert sie sich in ersichtlicher Weise. Ihr charakterisch sind der Eisfuchs, der Lemming (eine Wühlmaus), kleiner als die Ratte aber größer als unsere Maus, oft in ungeheurer Zahl und dann durch die Not zu Wanderungen gezwungen und drittens das Rentier. Der Tundra gehört das Ren mit Leib und Seele. Über die oft unabsehbaren Gletscher, wie über die schlotternde Decke der unergründlichen Moräste, wie über die verfilzten Wipfel der Zwergbirken oder über die Moorpolster hinweg, über die Flüsse, die Seen trägt oder rudert es sein breithufiger, schaufelartiger, in ungewöhnlicher Weise beweglicher, bei jedem Schritt knisternder Fuß; im tiefsten Schnee schaufelt derselbe ihm Nahrung. Gegen die grimmige Kälte der langen Nordlandnacht schützt es sein

dichtes, den Pfeilen des Winters undurchdringliches Fell, gegen die Leiden des Hungers seine Wahllosigkeit hinsichtlich der Nahrung, welche es genießt, gegen den Wolf, der ununterbrochen an seinen Fersen hängt, bis zu einem gewissen Grad wenigstens Sinnesschärfe und Wachsamkeit, Schnelligkeit und Ausdauer.

Ein Wesen ist aber namentlich bezeichnet für die Tundra: die Mücke. Wer sie geradezu als das bedeutsamste aller Lebewesen der Tundra betrachtet, dürfte recht haben. Sie ermöglicht nicht wenigen höhern Tieren, insbesondere Vögeln und Fischen zu leben; sie zwingt andere und die Menschen, zeitweilig zu wandern; sie ist die alleinige Ursache, daß die Tundra im Sommer für gesittete Menschen unbewohnbar ist. Ihr Auftreten übersteigt alle Begriffe, ihre Macht besiegt Mensch und Tier, die durch sie verursachte Qual spottet jeder Beschreibung. Nicht der Winter und seine Stürme, nicht das Eis und seine Kälte, nicht die Armut, nicht die Unwirtlichkeit, sondern die Mücken sind der Fluch der Tundra.

Brehm, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

62. Eisberge.

Auslug nach Eisbergen zu halten, war und ist auch wohl heute noch ein Hauptvergnügen der Reisenden auf den großen transatlantischen Dampfern, namentlich von Kanada und den Vereinigten Staaten nach Europa. Es ist in der Tat ja auch ein fesselndes Schauspiel, das diese schwimmenden Eisinseln gewähren in ihrer blendenden Weisse, in dem prächtigen Farbenspiel, das sich nicht selten aus dieser entwickelt und in dem raschen Wechsel ihrer an sich gewöhnlich schon phantastischen Gestalt. Man glaubt eine schwimmende Eismasse in Gestalt eines Riesenschwanes zu sehen, stürzt rasch in die Kajüte, um seine Kamera (Photographenapparat) zu holen und bemerkt bei dem Wiedererscheinen auf Deck, daß inzwischen der Schwan sich in eine hochragende Felsklippe verwandelt hat; eine Wendung des Schiffes — und statt der von der Sonne bestrahlten, blendend weißen Lichtseite kehrt uns das Eisgebild seine tiefblaue Schattenseite dar, wir glauben eine aus den Meereswogen sich aufbauende Feengrotte vor Augen zu haben.

Manchmal sieht ein kleiner Eisberg inmitten der einsamen Wasserfluten wie das in der Wüste aufgeschlagene Zelt eines Arabers aus; ein anderer baut sich in den Formen einer von

einer Kuppel überwölbten Moschee auf. Bald sind es chinesische Pagoden (Buddhatempel), die aus der Meeresfläche herausgewachsen scheinen, bald Dome oder Bruchstücke von solchen, während in anderen Fällen die schwimmenden Eiseilande den Eindruck von Schiffen, Felsklippen oder abgerissenen Bergzügen machen. Die Farbe ist, wenn es nicht durch die Lichtbrechung zu einem bunten Wechsel auch in dieser Hinsicht kommt, auf der Sonnenseite grün oder ein stumpfer Kreideton und auf der Schattenseite ein schönes Azurblau.

Das Entzücken, mit dem die Reisenden auf den transatlantischen Dampfern das Schauspiel der schwimmenden Eisberge begrüßen, wird von den für die Fahrt verantwortlichen Seeleuten nicht geteilt. Zusammenstöße von Schiffen mit Eisbergen kommen häufiger vor, als man insgemein zu glauben geneigt ist und sind eine sehr gefährliche Sache. Schiffe können dabei auf Nimmerwiedersehen verschwinden, oder doch, wenn dieser schlimme Ausgang meist auch durch die Geschicklichkeit und kühne Entschlossenheit der Schiffsleute vermieden wird, schwere Beschädigungen erleiden. (Untergang der Titanic 1912. Auf seiner ersten Fahrt von England nach Nordamerika stieß das neue Schiff zur Nachtzeit in voller Geschwindigkeit auf einen ungeheuren Eisberg. Der Dampfer wurde fast entzwei gespalten. In kurzer Zeit versank das stolze Schiff, zirka 1500 Personen mit sich in die Tiefe reißend; etwa 700 wurden von der Carpathia gerettet.) Die Kapitäne sehen denn auch mit einer gewissen Besorgnis dem Insichtkommen der schwimmenden Eisberge entgegen und berechnen mit ängstlicher Spannung deren vermutlichen Kurs, damit sie den eigenen darnach einrichten können. Es gibt Eisberge, die mehr als 200 m. über die Oberfläche des Meeres emporragen und da nicht selten derartige Eismassen die Neigung haben, sich köpflings auf ihrer Fahrt zu überschlagen, so kann man sich denken, was in diesem Falle aus einem Schiffe wird, das ihnen nicht rechtzeitig auszuweichen vermag. Man nimmt in neuerer Zeit auf den großen internationalen Schiffsagenturen mehr und mehr an, daß Fahrzeuge, von denen man nach ihrem Auslaufen nichts mehr hört, ihr Ende durch Zusammenstöße mit Eisbergen gefunden haben. In den großen Hafenplätzen der Alten wie der Neuen Welt veröffentlicht man daher neuerdings auch Berichte über das Auftauchen und die vermutliche Driftrichtung (Strömungsrichtung) der Eisberge, um den Schiffsleitern möglichst früh Warnungen zukommen zu lassen.

Aus „Über Land und Meer“ von Max Peregrinus.

63. Bei den Polareskimos.

Einleitung. Der Verfasser der nachfolgenden Lesestücke, Knud Rasmussen, stammt selber von einer Eskimomutter und ist in Grönland aufgewachsen. Er hat als Mitglied der „dänischen literarischen Grönlandexpedition“ den Winter 1903/4 bei dem nördlichsten Volk der Erde, diesen Polareskimos, am Kap York zugebracht und ihre Sitten und Gebräuche, Lebensweise und ihre Sagen studiert. Aus seinen Berichten stammen die folgenden Abschnitte.

I. Eine Ansiedelung.

Als die Leute dieser Polarexpedition weit nach Norden gedrungen waren, immer auf Hundeschlitten, fanden sie verlassene Häuser der Eskimos und von da aus führten viele Schlittenspuren nordwärts.

„Seltsam war's, durch die langen, niedrigen Hausgänge zu kriechen; wir konnten uns beinahe nicht hindurchpressen in unsren Pelzen. Am Ende angelangt, blieb man erst vor einem Loch stehen, durch das man sich dann emporbohren mußte; darauf war man im Innern des Hauses. Ein starker Geruch von Fleisch und Füchsen herrschte hier. Wir gingen hinein und schauten uns alles an. Ein Stück weit von den Häusern entfernt standen im Kreis herum ein paar große, runde Steine, die von altem Speck glänzten; hier pflegten sie sicherlich zu essen. Weiter oben, ungefähr unter dem Felsen, lag ein Kajak, ein Boot, das zur Jagd auf dem Meere benutzt wird, etwa 5 m. lang, oben ganz geschlossen, nur mit einem Loch versehen, gerade groß genug, um den Körper des Ruderers aufzunehmen, mit allen Gerätschaften, von Steinen zugeschneite Hunde vorgespannt waren. Hier lagen also Männer begraben, wie es der Eskimobrauch vorschreibt, mit all ihrer Habe.“

Rasmussen und Jörgen Brönlund fuhren mit ihren ausgehungerten Hunden noch mehr nach Norden, um Menschen zu suchen. Aller Proviant, den sie mitnehmen konnten, bestand aus etwas Biskuits und einer Dose Butter. Im übrigen verließen sie sich auf ihre Büchsen.

„In der Nähe von Kap Atholl finden wir frische Schlittenspuren. Sie führen unter eine Klippenwand, wo als großes Depot ein frisch gefangener, bäriger Seehund niedergelegt ist.

Nun konnte es nicht mehr weit sein zu den Menschen. Wir waren die Nacht durch gefahren, an die 12 Stunden. Wir verzehrten etwas Butter, legten uns auf unsere Schlitten und schliefen ein. Nach drei Stunden geht es weiter. Da wird vor uns ein schwarzes Pünktchen sichtbar. Es wächst und wird zum Schlitten. Galoppsignal! Die Hunde lassen die Schwänze fallen und spitzen die Ohren, und der Schnee wirbelt hinter den Hundebenien empor. Ein langer, schmaler Schlitten kommt uns entgegen, eine lange Peitsche schwirrt durch die Luft. Ein kleiner Mann in einem Paar schimmernd weißer Bärenhosen springt vom Schlitten. Hinter ihm sitzt rittlings auf dem Schlitten ein Zweiter, in Blaufuchs gekleidet, mit einer großen, spitzen Kapuze, das ist seine Frau.

Der Mann heißt Maisanguark (Haut des kleinen, weißen Wals), seine Frau Mekro (die Feder). Maisanguark setzte sich auf meinen Schlitten hinüber, während die Frau sein Gespann lenkt.“ Als die kleine Gesellschaft in die Nähe einer Ansiedlung kam, sprang der Mann aus dem Schlitten und fing an, in die Höhe zu hüpfen, indem er sich gleichzeitig die Hüften schlug und immer heulte: „Weiße Männer, weiße Männer!“ „Die Leute, die drinnen zwischen den Häusern in lebhafter Bewegung gewesen, standen nun mit einem Male still und die Kinder hielten im Spielen inne. Einer Lawine gleich stürzte dann der ganze Schwarm an die Küste hinunter, wo wir Halt gemacht hatten, grauhaarige Männer, steifbeinige, alte Weiber, Kinder, die kaum gehen konnten — allesamt in Fuchs- und Bärenpelz gekleidet. Einige kamen mit langen Messern im Munde, mit blutigen Armen; sie waren just beim Flensen gewesen und alles sah so wild aus. Wir wurden aber die besten Freunde.“

II. Nordischer Sommer.

Die Frühlingsstürme verschliefen sich; man war ja auch schon tief im Mai; plötzliches Tauwetter hatte alle Felsen weinen machen, daß der Schnee an ihnen abrief. Die Sonne selbst segelte heiß und froh über den Himmel hin und begab sich gar nicht mehr zur Ruhe hinter dem Horizonte. Das Eis vor der Niederlassung war zerrissen und auf den Eisschollen lagen träge Robben und sonnten sich. Vom Meere herein drang ein langgezogenes, eintöniges Brüllen und Pfeifen; das kam von alten Walrossmännchen her, welche landeinwärts zu ziehen begannen. Sie wußten, daß das Eis zum Tod verurteilt war. Die Eidervögel fingen schon an über die vorspringenden

Landspitzen hinzustreifen; sie flogen um die Wette nach ihren Brutinseln.

Scharen von Weibern und Kindern hatten sich drüben bei den großen Vogelfelsen niedergelassen, in lauschenden Gruppen lagen sie auf den Steinhaufen; die Sturmvögel waren nämlich gekommen und die Alken (Tauchervögel); die ganze Felswand war lebendig geworden.

Zuoberst auf den Felszinnen wohnen die Sturmvögel. Weißen, schwirrenden Schneeflocken gleich, durchsegeln sie die Luft und sehen mit Verachtung herab auf die Alken weiter unten, die in halbe Felsenhöhe ihre Nester bauen.

Die Alken kommen in wimmelnden Scharen und finden kaum Platz; sie laufen auf den Gesimsen herum und sehen gar drollig geputzt aus mit ihrer weißen Brust. Wohl ist der Felsen groß genug, allein sie balgen sich trotzdem um die Wohnungen; sie hacken nach einander und schreien, doch ihre hitzigen Scheltworte schmelzen in den Ohren der Menschen zusammen zu einer großen rollenden Lautwelle.

Ganz unten auf den niedrigsten steilen Klippen lassen die Möven sich nieder, völlig verwundert, daß andere sich das Leben so schwer machen mögen. Sie recken die Flügel, hopsen ein wenig herum und falten sich hierauf wieder zusammen, um in tiefes Nachdenken zu versinken. So vernünftig sind die Möven.

Aber dann kann es geschehen, daß man von den Felszinnen her, mitten in allem Vogelspektakel ein raschelndes Donnern vernimmt und dann kommt ein Bergsturz herabgesaust. Der Himmel verdüstert sich einen Augenblick und eine Wolke von Sturmvögeln, Alken, Lummen (Tauchervögel) und Möven stiebt kreischend über das Meer hinaus.

„Dort draußen beginnt das Erwachen; der große Sommer naht“, sagen die Eskimos. Die Kinder laufen um die Wette unter den Felsen, die toten Vögel aufzulesen. Und bald werden große Scheiterhaufen angezündet, damit der erste Vogelfang des Jahres gekocht werden könne. Davon müssen alle kosten.

III. Beim alten Bärenjäger Sorkrark.

Eines Tages im Frühjahr, als wie gewohnt der Sturm unser Zelt peitschte und der Schnee zu den Spalten hereinstob, hörten wir seltsame Laute aus dem Nachbarzelt: eine Menge Menschen überschrien einander, laute Bemerkungen wurden von Lachsalven beantwortet; mitten durch den Lärm

hindurch drang ein monotoner Sang, der ganz unbeeinflußt von allen Störungen zu ertönen fortfuhr, sicher im Tempo und schleppend.

Es ward ein Gesangsfest abgehalten drüben bei Sorkarks. Ein paar kleine Jungen wurden zu uns herübergeschickt mit einer Einladung und bald lagen auch wir zwischen den halbnackten Männern und Weibern drinnen auf dem Bärenfell der Zeltpritsche.

Zwei Männer waren es, Majark und Ilangnark, die den gewöhnlichen Wechselgesang sangen, ein eskimoisches „Lied ohne Worte“. Etwas in die Knie gesunken, den Oberkörper vornübergeneigt und die Augen geschlossen, sangen sie es. Ihr Kopf baumelte unter ständigem Winden des Unterleibes und Kniebeugen hin und her und begleitet wurde dieser sonderbare Bauchtanz von Schlägen auf eine kleine Feldtrommel, von dem gehandhabt, der den Wechselgesang leitete. Der Widerpart stand aufrecht vor ihm und sang mit, aber ohne Bewegung. War ein Gesangsteil beendigt, so streckte er einen Bolzen, den er zwischen zwei Fingern hielt, dem Sänger ins Gesicht und schloß die Melodie unter Ausstoßen greller Mißlaute. Jeder Sänger hat seine eigenen Melodien, die er selber zusammengesetzt hat. Textworte gehören nie dazu, solange der Gesang bloß zur Unterhaltung dient; nur wenn der Trommelgesang mit Geisterbeschwörungen in Verbindung gesetzt wird, improvisieren die Sänger einen Text.

Majark sang. Das Licht drang grell durch den dünnen Vorhang aus Darmhaut herein und die Strahlen brachen sich auf des Sängers hübschem Gesicht. Seine langen Haare fielen über die Schultern herab. Elastisch und feurig in seinen Bewegungen, glich er mit seinem muskelstarken, harmonisch gebautem Körper weit eher einem Zigeuner denn einem Eskimo.

Der Gesang hatte eine Stunde gewährt, immer in derselben Melodie. Das Tempo hat sich beschleunigt. Sonderbare Klänge schwirrten aus seinem Munde und rissen den Körper im Takt mit sich. Die dicht geschlossenen Augenlider zitterten vor Aufregung und der Schweiß troff an dem nackten Leib herunter. Er hatte bloß Bärenfellhosen an.

Majark sah und hörte und spürte nichts mehr, er sang bloß noch. Die Leute auf der Pritsche lärmten nicht mehr und von den Weibern stimmte eine nach der andern mit ihrem hohen, pfeifenden Sopran ein in demselben willkürlichen Tempo. Der Chor wuchs ständig an Stimmenzahl und Stärke.

Jetzt streckte der Gegner mit einer plötzlichen Bewegung den Bolzen dem Gegner ins Gesicht und der Gesang brach mit einem langen grellen Geheul ab.

Der Wirt, der alte Sorkrark, lud nun seine Gäste zu faulem, rohgefrorenem Walroßfleisch ein, das als eine der größten Delikatessen gilt, die man Freunden bieten kann. Es ist nämlich gar nicht so leicht, sich dort oben verdorbenes Fleisch zu verschaffen bei so niedrigen Wärmegraden selbst in der besten Sommerszeit. Es muß schon Frühjahrsfang sein, der zum Faulen aufbewahrt wird, damit sein Fleisch grün werde. Hat man sich an den Geschmack gewöhnt, so empfindet man es wirklich als eine sehr angenehme Abwechslung nach all den frischen Fleischspeisen.

Sorkrark, oder wie sein Name in Übersetzung heißt: „die Walbarte“, stand mitten auf der Diele und hieb eine ganze Walroßseite mit einer Axt auf; als alle einen ordentlichen Bissen gekriegt, setzte er sich nieder, und nun wurde stumm gegessen. „Reden und essen — jedes zu seiner Zeit —“ sagt der Eskimo. Erst als der Magen sein Recht bekommen hatte, lösten sich die Zungen.

„Die alte Barte“ war anerkannt als der beste Bärenjäger des Stammes; allein er ließ sich nur ungern herbei, Geschichten zu erzählen von seinen Jagden.

„Bären Geschichten erzähle ich nicht,“ sagte er nun, als wir alle still und stumm fertig gekaut hatten; „aber ich will euch erzählen, wie ich einst meinen Hund rächte.“

„Es war zur Zeit, da Finsternis und Kälte mit jedem Tagesgrauen wuchsen. Die Sonne war weggezogen und das Eis hatte sich eben gelegt. Da ist es gut auf Bären loszugehen für den, der flinke Hunde hat. Denn die Bären liegen da dem Robbenfang ob mit ihren halbgewachsenen Jungen.

Zu der Zeit also war es, als ich eines Tages meine Hunde in eine Bärenspur hetzte. Die Finsternis hatte bereits ihre Ausläufer über den Himmel empor gesandt. Ich verfolgte die Spuren, als diese plötzlich sich in der Höhle einer Eisklippe verloren. Die Zügel wurden gelöst, und das ganze Gespann stürzte sich kläffend hinein. Allein der Bär hatte sich in eine Ecke gepreßt und war ganz unnahbar; die Hunde konnten nicht über ihn herfallen. Ich dachte schon daran, sie zurückzurufen, als ich meinen Bas aufheulen hörte. Er war der Anführer in meinem Gespann und ergab sich nie.

Einen Augenblick später kam er aus der Höhle heraus; er schleppete den Hinterkörper nach sich und sank vor meinen Augen zusammen und starb. Der Bär hatte ihn mit seiner Tatze gestreichelt.

Der Bär aber, der meinen Bas getötet, der sollte selbst den Tod erleiden. Meine lange Lanze konnte ich in der Höhle drin nicht brauchen, deshalb mußte ich mich mit meinem Messer begnügen; das nahm ich zwischen die Zähne und kroch hinein. Im Innern der Eisklippe konnte man nichts unterscheiden, nur das Brummen des Bären war zu hören, und das genügte mir. Ich tastete mich vorwärts; als ich seinen warmen Atem spürte, kriegte ich etwas Weiches zu fassen und stieß mit aller Kraft das Messer nach oben. Tja — und da fiel etwas Schweres auf mich herab, sodaß ich ohnmächtig ward.

Als ich wieder erwachte, war mein getöteter Bas mein erster Gedanke. Der Bär war weg, und so taumelte ich hinaus. Ein kleines Stück weit von der Eisklippe entfernt hatten die Hunde ihre Flucht eingestellt.

Der Bär hatte sich aufrecht aufs Eis gesetzt und nieste ununterbrochen, und dazu winkte er mit der einen Tatze gar merkwürdig zahm nach seinen Verfolgern hinüber. Den Kopf hielt er gesenkt, und aus der Nase stürzte ihm das Blut, denn siehe — quer durch seine Schnauze ging ihm mein langes Messer!

Wie ich dieses sah, stieß ich einen lauten Freudenruf aus: mein Hund war gerächt! und dann jagte ich meine Lanze dem Bären grad ins Herz hinein.

Was konnte es mir da noch ausmachen, daß mein blutiges Rückenfleisch an meinen Kleidern festfror, als ich heimfuhr in der kalten Winternacht! —

Die alte „Walbarte“ war auch der größte Freßsack des Stammes; seinen Appetit zu wecken, dazu gehörte aber unstreitig der Anblick vieler mitfressender Menschen. Es war deshalb eine seiner vielen sonderbaren Leidenschaften, die Leute um ein Stück Fleisch zu versammeln. Hätte er unter zivilisierten Menschen gelebt, so, glaube ich, wäre er Schenk-wirt geworden; denn er hatte hervorragende Wirtseigenschaften und einen nicht zu tötenden Humor. Hatte er selbst kein Fleisch mehr, so nahm er von dem der andern und veranstaltete damit Festmahlzeiten; und nie machte ihm jemand die geringste Einwendung; denn er war nicht nur seines frohen

Lachens wegen beliebt, sondern auch seiner scharfen Zunge wegen gefürchtet.

Als er seine Geschichte zu Ende erzählt, legte er sich platt auf den Bauch und bat seine Frau, ihm zu lausen. Und während dieses angenehmen Zeitvertreibs sank er in einen tiefen Schlaf, zufrieden und schwer von all dem Walroßfleisch, das er nun verdauen sollte.

Und da der Wirt zu schnarchen begann, schlichen sich die Gäste davon.

Aus Knud Rasmussen, „Neue Menschen“.

